



(phot. H. Brühlmeyer, Wien-Baden)

Wilhelm Exner im 90. Lebensjahre. 1929

WILHELM EXNER
ERLEBNISSE



Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH 1929

ISBN 978-3-662-40871-1 ISBN 978-3-662-41355-5 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-662-41355-5
Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1929

Vorwort

Dieses Buch soll entsprechend der Richtung des Verlagsunternehmens nur meine „Erlebnisse“ auf technischem Gebiete schildern. Ein alter Polytechniker, der aufmerksam sein Ohr am Pulsschlag der Zeit hielt und dessen grundsätzliche Richtung die „Initiative“ war und blieb, beschreibt, was er lernte und lehrte, was er unternahm, um sich nach Maßgabe seines bescheidenen Könnens nützlich zu machen.

Wenn ich mein Leben mit dem Farbenspektrum des Sonnenlichtes vergleichen darf, so bedeutet jede einzelne Farbe den reichen Gewinn, den ich aus der Liebe zu den Wissenschaften und Künsten und zu den Menschen und der Natur erzielen durfte — hier in diesen Blättern ist eine Farbe vorherrschend, das Grün, die Farbe der ewigen Verjüngung und der Hoffnungen. Die anderen Teile des Farbenkreises, mit dem sich so viele Forscher von Goethe bis Ostwald befaßten, treten in diesem einseitigen Buche völlig in den Hintergrund — darum erhebt es nur den Anspruch, von Technikern und Volkswirten gelesen und beachtet zu werden. Es war mir einerseits vergönnt, die neuzeitliche Entwicklung der angewandten Naturwissenschaften von ihrem Anfange bis zur Gegenwart zu erleben und zu beobachten; anderseits stelle ich die persönliche Verbindung zwischen den Schicksalen des österreichischen Kaiserstaates bis zum Weltkrieg mit der Tragik der kleinen armen Republik dar, in der wir jetzt unsere Berufstätigkeit fortsetzen, mühselig aber pflichtgemäß und nicht hoffnungslos.

Wenn ich dieses Buch der Öffentlichkeit übergebe tue ich es nicht ohne Bangigkeit, aber doch mit dem tröstlichen Bewußtsein, ehrlich als Techniker das angestrebt zu haben, wozu ich befähigt war.

Im August 1929

Der Verfasser

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	—
Kindheit	I
Jugendzeit	8
Lehrtätigkeit	15
Elbogen	24
Ausstellungswesen	35
An der Hochschule	47
Weitere Ausstellungen	53
Mariabrunn	56
Im Böhmerwald	59
Weltausstellung Wien 1873	61
Technologische Studien	70
Hochschule für Bodenkultur	73
Gewerbeverein und Technologisches Gewerbemuseum	81
Gewerbeförderung	107
Technisches Museum für Industrie und Gewerbe	119
Das Technologische Gewerbemuseum nach seiner Verstaatlichung	130
Mein Vereinsleben	135
Ingenieur- und Architekten-Verein	137
Die Handels- und Gewerbekammern	139
Anderweitige Tätigkeiten	140
Industriellenball	141
Die Technik für die Kriegsinvaliden	143
Friedensfreunde	151
Kaiser Ferdinands-Nordbahn	152
Anglobank	154
Internationale Unfall- und Schadenversicherungs-Gesellschaft	156
Verschiedene technisch-wirtschaftliche Vereinigungen	157
Das Deutsche Volkstheater	161
Wienerberger Ziegelfabrik	162
Österreichischer Normenausschuß	165
Technisches Versuchswesen	166
Kandidaturen und Wahlen ins Parlament	185
Tätigkeit als Abgeordneter	193
Pariser Weltausstellung 1900	211
Das Herrenhaus des Reichsrates	225
Persönlichkeiten	228
Karlsbad	244
Nachwort	247

Kindheit

Der Begründer des Polytechnischen Institutes in Prag, der ersten höheren technischen Lehranstalt Österreichs und Deutschlands, Franz Josef Ritter von Gerstner, trat im Jahre 1807 für die Herstellung eines „Eisenweges“, als der vorteilhaftesten Verkehrsstraße zwischen der Donau und Moldau, ein. Sein Sohn Franz Anton Ritter von Gerstner, Professor der praktischen Geometrie am Polytechnischen Institute in Wien, verwirklichte im Jahre 1828 durch die damals eröffnete Teilstrecke von Budweis nach Kerschbaum das Projekt seines Vaters mit der ersten Eisenbahn auf dem Kontinente. Im nächsten Jahre 1829 entwarf bereits Franz Xaver Riepl das Projekt einer Eisenbahnlinie, die in einer Länge von fast 1500 km Wien über Mähren mit dem äußersten Osten Galiziens und über Ungarn und Steiermark mit der Hafenstadt Triest verbinden sollte. Nirgends, auch in England nicht, war bis dahin die länderumspannende Aufgabe der Eisenbahn in einem so großartigen Projekte erfaßt worden.

Während das dem Franz Anton Ritter von Gerstner im September 1824 erteilte Privilegium für den Bau einer mit Pferden betriebenen sogenannten Holz- und Eisenbahn zur Erbauung einer zirka 129 km langen Bahnlinie zwischen Budweis und Gmunden führte, entstanden die Vorbereitungen für die erste Lokomotiv-Eisenbahn in Österreich (in Deutschland die dritte), die von Kaiser Ferdinand dem Wechselhaus S. M. von Rothschild am 4. März 1836 für die Linie von Wien nach Bochnia samt Nebenlinien konzessioniert wurde und auf Grund kaiserlicher Entschliebung vom 9. April 1836 den Namen Kaiser Ferdinands Nordbahn erhielt. Diese Eisenbahn war sohin trotz ihres Namens ein Privatbahnunternehmen, deren Kapital im Wege von Aktien aufgebracht wurde.

Im Frühjahr 1838 wurde mit dem Bau der Kaiser Ferdinands Nordbahn begonnen, der zunächst nur auf der Linie von Wien bis Brunn einschließlich des Wiener Hauptbahnhofes in Angriff genommen wurde. Die Bahnhöfe auf der Strecke glichen in ihrer Größe und Anlage zumeist den Stationsgebäuden der jetzigen älteren Lokalbahnen unter Voraussetzung eines bescheidenen Verkehrsumfanges — so auch die Stationen und Bahnhöfe von Floridsdorf, Wagram, Gänserndorf und weiterhin gegen Lundenburg und Brunn. Der Wiener Hauptbahnhof bildete allerdings eine Ausnahme. Der Betrieb der Nordbahn war anfangs ein sehr schwacher, indem auf der Hauptlinie nur zwei bis drei Züge täglich verkehrten, während es die Südbahn schon im ersten Jahre ihres Be-

standes 1841 bis 1842 in den Sommermonaten auf 15 Züge pro Tag mit einer Maximalfrequenz von nahezu 20.000 Passagieren brachte. Der Personenverkehr spielte auf der Hauptbahn von Wien gegen Brünn einschließlich des in Gänserndorf anknüpfenden Stellwagenverkehrs nach Preßburg die minder wichtige Rolle, der Frachtenverkehr war schon damals und blieb Dezennien hindurch das Rückgrat des wirtschaftlichen Erfolges der Bahnunternehmung. Doch muß rühmend hervorgehoben werden, daß schon im Jahre 1844 die Nordbahn das kühne Wagnis unternahm, in der Nacht einen Personenzug zu führen, worüber sich die Direktion folgendermaßen äußerte: „Dadurch wird dem Publikum die Erleichterung geboten, sich zweimal des Tages der Bahn bedienen und zur Fahrt von Brünn nach Wien die Nacht benützen zu können. Zur größeren Bequemlichkeit der Reisenden haben wir auch angeordnet, nachts die Wagen I. und II. Klasse zu beleuchten, die Nachtfahrten gehen in der Regel ebenso wie die Tagtrains in der größten Ordnung und unsere Bahn hat das Verdienst, die erste gewesen zu sein, die regelmäßige Nachtfahrten auf größere Entfernungen in Deutschland, ja so viel uns bekannt, auf dem Kontinent eingeführt hat.“ Das damit verbundene Wagnis war in der Tat kein geringes, denn erst im folgenden Jahre erhielten die Streckenwächter, und zwar in allen Bahnkrümmungen, Masten mit aufziehbaren Körben und farbigen Laternen, um notdürftig Signale geben und eine Verständigung von Station zu Station durchführen zu können. Bis dahin und auch weit in die fünfziger Jahre hinein kannte man zumeist für den Tagesdienst nur verschiedenfarbige Fahnen und für die Nacht brennende Pechpfannen oder Pechkugeln, während die Lokomotiven und Wagen teils gar keine Signale, teils auch Fahnen beziehungsweise verschiedenfarbige Laternen trugen. Erst im Jahre 1845 wurde die kurze Strecke Wien—Floridsdorf der Nordbahn als erste in Österreich und Deutschland mit dem Bain'schen Zeiger- und Glockentelegraphen zur Korrespondenz der Stationen untereinander versehen und man mußte sich für die direkte Verbindung der übrigen Stationen untereinander entweder des Zugverkehrs oder der Boten bedienen. War ein Zug in einer Hauptstation zu erwarten und seine beiläufige Ankunft um eine Stunde überschritten oder in einer Nebenstation um eine halbe Stunde, so mußte ein Bediensteter dem ausgebliebenen Zug entgegenfahren, um die Ursache der Verspätung zu erkunden und das Geeignete zu veranlassen. Die große Verkehrserleichterung zwischen Wien und Brünn, die dazu führte, daß sich die Stadt Brünn und ihre notablen Bewohner an die Vorstellung gewöhnten, Brünn sei eine Vorstadt von Wien, fand noch eine weitere Entwicklung in späteren Perioden, wodurch die Einführung des Schnellzugsverkehrs und die Verdichtung des Fahrplanes die Hin- und Rückreise von Wien nach Brünn nach beiden Richtungen innerhalb zwölf Stunden mit einem mehrstündigen Aufenthalt in Wien oder Brünn möglich wurde.

In diesem Entwicklungsstadium der Lokomotiveisenbahn Wien—Brünn erblickte ich am 9. April 1840 als Sohn des Stationsvorstandes in Gänserndorf, Franz Exner, das Licht der Welt.

Das Stationsgebäude, mein Geburtshaus, war ein schmuckloser Nutzbau, einstöckig, mit zwei apsisartigen ebenerdigen Anbauten, der heute noch besteht, obwohl später ein dem gesteigerten Verkehr und der Weiterführung der Bahnlinie nach Lundenburg—Brünn und von Lundenburg abzweigend gegen Prerau entsprechendes wesentlich größeres Stationsgebäude errichtet wurde. Außer der Wohnung meiner Eltern waren in dem Hause nur einige wenige dem Bahnbetrieb dienende Amtsräume und ein Warteraum vorhanden. Mein Vater, der „Expeditor“ Franz Exner, hatte die gesamte Betriebsführung auf der Station, der er als technisch gebildeter Mann vollständig gewachsen war, während bei der späteren Organisation des Eisenbahndienstes die Teilung in technische und administrative Beamte vorgenommen werden mußte. Zu seinen Obliegenheiten gehörte auch die Abfertigung des Stellwagens, der von Gänserndorf aus die Verbindung mit Preßburg zu besorgen hatte. Dieser Teil seiner Aufgaben war es, über den er sich noch viele Jahre später mit Bitterkeit beklagte. Mein Vater hatte schon vom Elternhaus her eine wohl mehr als gewöhnliche allgemeine Bildung genossen, er beherrschte die französische und englische Sprache in seltenem Maße und befaßte sich neben seiner technischen Berufsrichtung — er war Absolvent des fürstlich Schwarzenbergischen Technikums in Krumau — auch mit historischen, philosophischen und sprachlichen Studien. Der Abstand zwischen seinen Neigungen und ihrer Betätigung und dem primitiven, aber doch verantwortungsvollen Eisenbahnbetriebsdienst bildete die Wurzel seiner ständigen Unzufriedenheit mit dem eingeschlagenen Lebensweg und dem dienstlichen Berufe. Im mündlichen und schriftlichen Gedankenausdrucke in drei lebenden Sprachen hervorragend befähigt, wäre er zum Hochschullehrer oder für einen publizistischen Beruf sicherlich viel geeigneter gewesen als für den einförmigen, aber peinliche Pflichterfüllung heischenden technisch-administrativen Dienst bei der Eisenbahn. Meiner Mutter war natürlich in meiner Kindheit meine physische Erziehung überlassen, der sie sich mit der größten Liebe und Sorgfalt hingab, während mein Vater vom Zeitpunkte meiner Eignung für das Lernen nach allen Richtungen hin mein unermüdlicher Lehrer gewesen ist. Meine Mutter erzählte mir oft, daß der weitläufige Stationsplatz auch mein Hauptspielplatz war, und wenn ich im Hause vermißt wurde und man nach allen Seiten nach mir rief, wurde ich sicher auf einer ungeheizten Lokomotive oder wohl gar in der Firebox gefunden. An der Rückseite des Stationsgebäudes begrenzte den Bahnhof eine Böschung, die mein erstes Klettergebiet — nicht zum Vorteil meiner Kleidung — war. Ein Kinderleben auf einer der ältesten europäischen Eisenbahnstationen! Schon vor meiner Geburt versprach einer der Gäste der Hofjagden, deren Gebiet von der Nordbahnlinie, nördlich von Gänserndorf tangiert wurde, daß er sich vorbehalte, wenn der künftige Staatsbürger ein Knabe sein sollte, sein Taufpate zu werden. Diese von Wien mit der Nordbahn kommenden Jagdteilnehmer nahmen in der Station Gänserndorf häufig Mahlzeiten ein, die die Frau des Expeditors, die junge, hübsche Frau Minna Exner, da es damals noch keine Bahn-

hofswirtschaft gab, selbst bereitete. Sie war eine vorzügliche Köchin und es kann daher nicht überraschen, daß die gute Bewirtung die Herren sehr verpflichtete. Da ich die Hoffnung meiner Eltern erfüllte und als Knabe zur Welt kam, hielt auch der Jagdgast, Graf Latour, sein Versprechen und wurde mein Taufpate, wobei er sich von dem Magistratssekretär Johann Umlauf vertreten ließ. Graf Baillet Latour ist der nämliche, der während der Achtundvierziger Revolution als Kriegsminister im Gebäude des Kriegsministeriums ermordet wurde. Die Verbindung meiner Mutter mit dem ihr nahe verwandten fürstlich Palffy'schen Hofrichter, Karl Wolff, brachte es mit sich, daß die Familie Exner auch der Fürstin Palffy Besuche in ihrem Schlosse in Malaczka machen durfte, und hier setzt meine erste persönliche Erinnerung ein. Mein Vater hielt mich — früher als es vielleicht angemessen war — dazu an, Gedichte zu memorieren, er war in der neusprachlichen Literatur wohl bewandert, sein Lieblingsdichter war aber immer Friedrich Schiller. So kam es auch, daß er mir, als ich noch ein Knirps von kaum fünf Jahren war, den „Handschuh“ von Schiller einpaukte, den ich mit guter Aussprache und charakteristischer Betonung aufzusagen verstand. Bei den Worten „den Dank, Dame, begehre ich nicht“ wurden aber die Zuhörer durch das drollige Mißverhältnis zwischen meiner Persönlichkeit und der Peripetie des Gedichtes immer zur größten Heiterkeit angeregt, was mich, als ich zu dieser Produktion auch im Salon der Fürstin Palffy aufgefordert wurde, besonders kränkte. Ich weigerte mich darum, weil die Fürstin ihre Heiterkeit nicht bezwingen konnte, weitere Proben meiner Deklamationskunst zum Besten zu geben.

Meine Kinderzeit auf dem Stationsplatz in Gänserndorf endete noch vor Beginn meines sechsten Lebensjahres, denn mein Vater bearbete sich — mit Erfolg — um die Vorstandstelle der Endstation der Flügelbahn Floridsdorf — Stockerau, wo ich in die Hauptschule eintrat. Sowohl der Schuldirektor, Johann Michael Plösch, als auch der Klassenlehrer, Karl Luze, sind mir noch in guter Erinnerung, besonders der letztere, da er mich über die Bitte meines Vaters auch im Klavierspiel unterrichtete, wofür ihm mein Vater als Gegenleistung Unterricht in der französischen Sprache erteilte.

Unter den Büchern, die ich als Schulknabe geschenkt erhielt, ist mir keines so lieb geworden und so sehr in deutlicher Erinnerung geblieben, wie mein „Orbis pictus“. Es war dies ein mit zahlreichen Holzschnitten ausgestattetes, recht umfangreiches Buch, das Beschreibungen von durchaus wichtigen Dingen enthielt, so etwa die vier Elemente, Feuer, Luft, Wasser und Erde, denen sich viele hierher gehörige Gegenstände anschlossen, wie die auf der Erde wachsenden Nutzpflanzen, die im Wasser lebenden Tiere und ähnliches. Unter dem Stichworte „die Wolke“ wurden z. B. die verschiedenen Naturerscheinungen beschrieben; überaus reich waren auch die technologischen Notizen über organische und anorganische Naturprodukte. Alle diese kleinen Abhandlungen waren mit sauberen, verständlichen und recht korrekten Abbildungen versehen. Ich glaube, daß sowohl die Abbildungen als auch der Text



Stationsgebäude in Gänserndorf, wo 1840 Wilhelm Exner geboren wurde



Die Hochschule für Bodenkultur

den damaligen naturwissenschaftlichen und technischen Erkenntnissen durchaus entsprachen, so daß der „Orbis pictus“ sehr wohl als ein wertvolles Lesebuch für die Jugend bezeichnet werden konnte. Aber nicht nur das, es muß dabei auch ein sehr angenehmes Lesebuch gewesen sein, denn ich nahm es immer und immer wieder zur Hand und weiß mich noch heute nach zwei Menschenaltern an Einzelheiten daraus genau zu erinnern.

Ich genoß außer der wirklich vorzüglichen Volksschule, in deren Klassen noch der Simultanunterricht für Knaben und Mädchen erteilt wurde, eine überaus sorgfältige Erziehung und einen umfassenden Unterricht durch meine Eltern. Mein Vater befaßte sich nicht nur mit meiner Ausbildung in der französischen Sprache, die mir völlig geläufig war, sondern er unterrichtete mich auch im Englischen und im Zeichnen, namentlich im Zeichnen von Plänen und Karten. Beim Sprachunterricht bediente er sich der Lehrbücher von Ahn, für das Zeichnen legte er sich eine eigene Methode zurecht. Lektüre wurde eifrig betrieben und für die physische Ausbildung kam, da zu jener Zeit das Turnen noch nicht als Lehrgegenstand eingeführt war, allerlei kleine Sportlichkeit, wie das Stelzengehen und ganz besonders das Schwimmen in Betracht. Ich fand frühzeitig auch Gelegenheit, mich meinerseits im Unterricht zu betätigen, indem mir der nahezu gleichaltrige Sohn des Kerzenfabrikanten Anton Himmelbauer zur Erlernung des Französischen anvertraut wurde; ich ahmte da die Methode meines Vaters nach und brachte meinen Schüler bald so weit, daß mich sein Vater in Anerkennung meiner pädagogischen Leistung als Pathe zur Firmung nach Wien führte und mit einer goldenen Uhr beschenkte. Ich war damals noch nicht ganz acht Jahre alt und zeigte schon eine ausgesprochene Anlage zum Lehrberuf. Eine romantische Gelegenheit verhalf mir zu meinem ersten Eintritt in die „Gesellschaft“. Der Kotzenfabrikant Karl Schaumann ließ das an seine Fabrik in Stockerau anstoßende Wohnhaus in eine Art gotische Burg umgestalten und gab dort Festspiele und Gastmähler, wozu sich die ganze Gesellschaft in ritterlichen Kostümen einfand. Ich selbst durfte hiebei der Burgfrau als ihr Page die Schleppe nachtragen! In besonders dankbarer Erinnerung steht mir, daß mein Vater mich stets auf seinen Spaziergängen und Ausflügen mitzunehmen pflegte. Unvergeßlich sind mir die Exkursionen durch die Auen und über die Donau nach Greifenstein, dann zur Burgruine Kreuzenstein bei Korneuburg, die Graf Hans Wilczek in späteren Dezennien neu aufbaute und zu dem weltberühmten mittelalterlichen Museum gestaltete, nach dem gräflich Traunschen Schloß Maissau, und nach Wetzdorf, wo Parkfrieder später den seltsamen Heldenhügel mit Radetzky's Grab errichtet hat. In dem alten Gemäuer der Ruine Kreuzenstein fand ich in der Bresche einer Hauptmauer und auf der Bruchfläche eines Mauersteines eine versteinerte Muschel, die meine Wißbegierde mächtig anregte. Ich wollte das Stück des Steines auch durchaus herabschlagen und an mich nehmen, es wollte mir jedoch trotz aller Bemühungen nicht gelingen. Mein Vater benützte auch diesen Anlaß, um mich über die Entstehungs-

geschichte der Erdrinde von der Urgebirgsperiode bis zum Aluvium und Diluvium aufzuklären und mir auseinanderzusetzen, in welchen Altersperioden Versteinerungen von Pflanzen und Tieren aufgefunden wurden, die uns über die Flora und Fauna jener Perioden der Geschichte der Erde Aufschlüsse geben. In dieser Art nutzte mein Vater unsere Spaziergänge und Ausflüge, um mich für die Naturgeschichte zu interessieren und mir elementare Kenntnisse hierin beizubringen. Andererseits sorgte meine Mutter mit großer Liebe für meine physische Entwicklung, wobei die Anwendung von Wasser in den verschiedensten Methoden eine große Rolle spielte — war sie doch eine fanatische Anhängerin der Hydrotherapie, zu deren Propheten der uns nahe verwandte Leitmeritzer Arzt Dr. Lauda gehörte. Die Heimat meiner Mutter zeichnete sich durch eine sprichwörtlich gewordene Sauberkeit in den Wohnräumen und ihrer Umgebung aus, sehr im Gegensatze zu der Vorstellung, die man sonst im Publikum von der slowakischen Westecke Ungarns hegte. Meine Mutter, obwohl wie mein Vater rein deutschen Ursprungs, hatte in ihrer Kindheit das Slowakische und das Ungarische erlernt, konnte sich aber sehr darüber ereifern, wenn man sie scherzweise wegen ihres Geburtsortes Malaczka und ihres späteren Wohnortes Geiring als „Slowakin“ bezeichnete.

Der Bahnhof Stockerau mit dem ziemlich großen Stationsgebiete war im Vergleich zu Gänserndorf ein ausgedehnteres Territorium, das mit den jenseits der Trasse gelegenen Auen ein sehr weitläufiges Feld für die Betätigung von Jugendspielen bot.

Unter diesen Verhältnissen wuchs ich der Achtundvierziger Revolution entgegen, die auch in die Umgebung Wiens hinaus wetterleuchtete und auf meinen Vater so stark einwirkte, daß er dadurch in seiner engeren Berufsbetätigung nicht unwesentlich gestört wurde. Er war häufiger als zulässig in Wien, um die Vorgänge in der Umsturzbewegung zu beobachten, mit der er innerlich sehr sympathisierte. Dies führte zu mancher Sorge im Hause, meine Mutter ängstigte sich, sie fürchtete die Gefährdung der Lebensstellung ihres Gatten — und man mußte von Glück sprechen, daß sich die gegen meinen Vater erhobenen Beschuldigungen der Dienstvernachlässigung und der Beteiligung am Nachrichtendienst zwischen dem Verteidigungskörper von Wien und den ungarischen Freischaren als haltlos erwiesen. Man beschuldigte ihn sogar, daß Diebstähle in den Magazinen nur durch seine mangelhafte Aufsicht möglich geworden, und klagte ihn an, daß er den Bahntelegraphen für nichtdienstliche Mitteilungen mißbrauchte. Diese Anschuldigung, die in einen Prozeß auszuarten drohte, konnte jedoch leicht als unbegründet erwiesen werden, da die Nordbahn um diese Zeit nur über den Bainschen Telegraphen verfügte, der als Zeigertelegraph zu einem Wort-Depeschenverkehr völlig ungeeignet war.

Mein Vater nahm mich nun zu jener Zeit mehrere Male nach Wien mit. Insbesondere ist mir da noch in Erinnerung, daß auf den Geschäftsladenverschlüssen — mit Kreide in unbeholfener Handschrift geschrieben — oft zu lesen war: „Heilig ist das Eigentum“. Man erzählte allgemein,

daß diese Mahnung von den Arbeitern selbst herrührte. In der Tat gehörten während der Achtundvierziger Revolution Angriffe auf das Eigentum zu den seltenen Fällen. Es wurden wohl Barrikaden errichtet zum Zwecke der Verteidigung, man benützte dazu die Steine des aufgerissenen Straßenpflasters, Balken, Bretter, umgestürzte Schiebkarren und was sonst zur Hand und leicht zu beschaffen war; als eine gewisse Beruhigung eintrat, wurden jedoch Stege über die Barrikaden gelegt, um Fußgängern den Verkehr in den Straßen zu ermöglichen. Zerriß sich eine Frau bei dieser Gelegenheit durch einen hervorstehenden Nagel ihr Kleid, so war auf der anderen Seite der Barrikade gewiß schon irgendeine andere Frau bereit ihr den Schaden auszubessern. So sahen in jener Zeit die Schrecken der Revolution aus! Ein furchtbares Bild freilich boten in den Oktobertagen, wo es zu ernstesten Kämpfen kam, die Brände von großen Gebäuden, Holzlagern und anderen Objekten im Weichbilde von Wien. Riesengroß stiegen die Flammen gegen das Firmament, etwa an jenem Oktoberabend, da das „Odeon“, ein sehr bekanntes, großes Vergnügungsetablisement in der Leopoldstadt, in Brand gesteckt wurde. Diese und manche andere grauenvolle Szene blieben mir noch sehr lange in deutlicher Erinnerung.

Für meine persönlichen Lebensschicksale war nun ein Ereignis von großer Bedeutung, nämlich die durch die Ernennung meines Vaters zum Vorstände des erweiterten Kohlenmagazins der Nordbahn notwendig gewordene Übersiedlung der Familie in die große Hauptstadt, nach Wien. Diese Transferierung war uns um so willkommener, da im Jahre 1851 eben die neue Mittelschule, nämlich die Unter- und Oberrealschule — neben den reformierten Gymnasien — organisiert wurde. Mein Vater entschied sich dafür, mich in die Realschule zu geben. Wir nahmen eine bescheidene Wohnung in der Leopoldstadt — wegen der Nähe des Nordbahnhofes — und es ergab sich daher für mich die Gelegenheit, in der Leopoldstädter Hauptschule in die 1. Unterrealschulklasse einzutreten. Diese und die Normalhauptschule zu Sankt Anna in der Inneren Stadt erwarben sich bald einen guten Ruf als Unterbau für die mit dem Schuljahre 1851 ins Leben gerufenen staatlichen Realschulen auf der Landstraße und am Schottenfeld in Wien. Die neue sechsklassige Mittelschule bot gegenüber dem reformierten achtklassigen Gymnasium den Vorteil, um zwei Jahre früher in die Hochschulstudien eintreten zu können. Für meine künftige Entwicklung war es übrigens von besonderem Einfluß, daß die neue Realschule zwei verschiedenen Zwecken zugleich diente, und zwar einmal für die Studien am Polytechnischen Institute durch besondere Betonung der Realien im Lehrplan, wie Zeichnen, Mathematik, Physik, Chemie und Naturgeschichte vorzubereiten, dann aber auch eine höhere gewerbliche Bildung zu vermitteln, und zwar so, daß im Lehrplan neben dem geometrischen Zeichnen und der darstellenden Geometrie auch Baukunde und Bauzeichnen, Maschinenlehre und Maschinenzeichnen, praktische Übungen im chemischen Laboratorium und sogar Zoll- und Monopolsordnung und Wechselrecht vorgesehen waren. Diese

Zwiespältigkeit des Lehrzieles hatte ja wohl auch manche Nachteile, unter denen die Zurückdrängung der humanistischen Fächer als besonderer Übelstand empfunden wurde, bot aber hinwiederum den Vorteil, die Berufswahl bis zur Zeit der Absolvierung der Realschule hinausschieben zu können. Außerordentlich wichtig war für mich der Umstand, daß die in der ersten Periode der Aktivierung der Realschule gewonnenen Lehrkräfte eine weit über das Maß der Lehrbefähigung für Mittelschulen hinausreichende Qualifikation besaßen und erstaunliche Unterrichtserfolge erzielten. Dieses Lob muß ich auch dem technischen Lehrer an den Unterrealschulklassen zu St. Leopold, Josef Hofer, zollen, dem ich den ersten Unterricht in der Naturgeschichte und der Naturlehre verdanke. Ich denke noch heute mit Vergnügen an einzelne Lehrstunden in der Physik, in denen uns der gewinnend lebenswürdige Lehrer Grundbegriffe der Naturwissenschaften beibrachte; so teilte er die Gase in respirable und irrespirable ein, und erklärte uns, daß die ersteren sowohl für das Feuer im Ofen, wie für das Licht der Kerzen und das Atmen der Menschen und Tiere unentbehrlich seien, während die letzteren Licht, Feuer und Leben zum Ersticken bringen.

Jugendzeit

Mit dem Schuljahr 1853/54 trat ich in den dritten Unterjahrgang an der k. k. Oberrealschule auf der Landstraße in Wien ein. Dies war für meine künftige psychische Entwicklung sicherlich sehr entscheidend. In erster Linie war es der Lehrer der Chemie, Dr. E. Hornig, der auf mich bedeutenden Einfluß gewann und ich nahm mit der ganzen Empfänglichkeit der Jugend die Kenntnisse in mich auf, die uns dieser vortreffliche Mann weit über das Maß des Lehrstoffes für eine Mittelschulklasse hinaus beibrachte. Er selbst hatte große Freude an uns und besonders auch an mir, den er als seinen besten Schüler bezeichnete und den er, wie ich später erzählen werde, auch in die Lage versetzte, weiter zu studieren. Außer Hornig waren noch andere hervorragende Lehrer dort, so der Architekt Hieser für die Baukunst und Adolf Machatschek, der die Geographie supplierte, dessen Hauptfächer aber die verschiedenen Zweige der Naturgeschichte, Baukunst und Bauzeichnen in den oberen Jahrgängen waren, wo er dann gleichfalls besonderen Einfluß auf mich gewann. Er gehörte der naturwissenschaftlichen Schule von Mohs an und die strenge Systematik dieses Fachmannes von Rang verstand Machatschek uns sorgfältig einzuimpfen. Er war auch ein famoser Zeichner und Aquarellist, ein Polytechniker alten Stils, der in allen Sätteln sicher war. Nach Abschluß der dritten Klasse, also nach Absolvierung der Unterrealschule bei der damaligen Organisation, meinte mein Vater mit Rücksicht auf unsere bescheidenen Verhältnisse und im Hinblick auf die von mir bereits erworbenen Kenntnisse und das schon erreichte 14. Lebensjahr, daß ich mich nunmehr wohl dem Kaufmannsstande widmen könnte. Es bot sich hiezu auch eine günstige Gelegenheit, indem der Gatte einer Nichte meiner Mutter, ein in Brünn

angesehener Kaufmann und Mitbesitzer der Zuckerfabrik in Raigern, namens Willmann, geneigt war, mich in den Ferien in sein Haus und auf Probe als Lehrling ins Geschäft aufzunehmen. Es ging mir dort ganz gut und selbst die Dienstleistung, die mir im Geschäft übertragen wurde, wie die Bedienung der Kunden, hatte für mich eigentlich nichts Unangenehmes. Auch die Ausflüge in die Umgebung von Brünn und die wiederholten Inspektionsbesuche in der Zuckerfabrik, die ich mitmachen durfte, zogen mich sehr an. Der von Wohlhabenheit getragene Haushalt war mir ja auch recht zusagend, ich speiste am Familientisch und befaßte mich mit dem kleinen Töchterchen des Hauses. Ich gewann die Zuneigung des damals ungefähr zwei Jahre alten Kindes und meine pädagogische Veranlagung brachte es dahin, daß die Kleine eigentlich nur mir allein folgte. Das machte mir viel Spaß, ich war so der erste Faktor in der Erziehung des Kindes. Dies führte indessen zur Katastrophe. Als ich einmal im Kaufladen damit beschäftigt war, die anwesenden Kunden mit der mir eingeschränkten Höflichkeit zu bedienen, rief mich der Prinzipal mit den Worten ab: „Geh in die Wohnung hinauf, die Kleine weint!“ Man wußte aus Erfahrung, daß ich das Kind sofort zu beschäftigen und zu beruhigen verstand. Ich war aber über dieses „Zeichen des Vertrauens“ damals so empört, daß ich die Insignien meines Berufes, die grüne Schürze, sofort ablegte und mich spornstreichs auf den Nordbahnhof begab. Der Stationsvorstand, der mich persönlich kannte, ließ mich nach Wien mitfahren, wo ich abends im Elternhause eintraf und erklärte, daß ich nicht Kaufmann werden wolle und entschlossen sei, meine Studien fortzusetzen. Mein Vater sagte, daß er nichts dagegen habe, daß er für mich jedoch nur die Wohnung und einen Teil der Verpflegung und Kleidung bestreiten könne, für alles andere würde ich wohl selbst sorgen müssen. Meine Mutter war selig. Des andern Tags ging ich zu meinem Professor Hornig, dem ich die Sachlage darlegte und den ich um seine Hilfe bat, die er mir denn auch mit der größten Liebenswürdigkeit zusagte. Er verschaffte mir sofort Privatstunden und meine wirtschaftliche Lage war so beim Eintritt in die Oberrealschule vollständig gesichert. Es war mir ein Leichtes, so viel zu verdienen, als zur Deckung meines Budgets notwendig war, das sich natürlich auch nur in den bescheidensten Grenzen bewegte.

Mit wahrer Begeisterung und mit riesigem Eifer gab ich mich den Studien hin, ich genoß die Freundschaft meiner Mitschüler und — zumal ich fast stets der erste in meiner Klasse war — die Zuneigung meiner Lehrer. Unter diesen traten neben den schon genannten Schulmännern in die erste Reihe der Lehrer der deutschen Sprache, Prof. Karl Georg Högelsberger, der Lehrer der Geographie und Geschichte, Hojßak, die Lehrer der Mathematik Josef Krist und Dr. Zampieri, der Lehrer der Physik (zugleich Direktor der Oberrealschule) Dr. Josef Weiser und — ganz besonders — der Professor der Maschinenlehre, Dr. Josef Arenstein.

Högelsberger nahm auf mich einen maßgebenden Einfluß, ich verdanke ihm gewiß nebst meinem Vater am meisten meine Vertrautheit

mit der deutschen Sprache und meine Vorliebe für sie. Alle, alle waren gute Lehrer, aber Arenstein überragte sie durch die geistvolle Art seines Vortrags und durch die methodische Behandlung des Unterrichtsgegenstandes, er wußte — selbst wenn der Stoff scheinbar trocken war — zu fesseln. Ich erinnere mich heute noch lebhaft an einzelne Vorträge, wie z. B. an die Erklärung des Webstuhles. Er war ein Tafelzeichner, wie ich wenige gefunden habe, außerdem verstand er es (wie auch der Physiker Weiser), die begabteren Schüler zu Repetitionen für die übrigen Schüler und zur Vorbereitung der Vorträge heranzuziehen. Er ging dabei nicht sehr sanft mit uns um und schreckte nicht davor zurück, irgendein Versehen in der schärfsten Weise zu kennzeichnen. Aber man fühlte sich nie verletzt, denn man war ihm zu sehr ergeben. Er gehörte überhaupt zu den merkwürdigsten Persönlichkeiten, mit denen ich in meinem Leben in Berührung gekommen bin. Er soll, von jüdischen Eltern abstammend, als Konvertit in ein geistliches Gymnasium in Ungarn eingetreten sein, studierte zunächst Philosophie und Theologie, wurde Zisterzienser Ordenspriester, verlegte sich dann auf Mathematik und Mechanik, wurde später Professor am Franz-Josefs-Polytechnikum in Ofen, von dort ist er in der Achtundvierziger Revolution verjagt worden und wurde schließlich Professor an der neuerrichteten Landstraßer Oberrealschule. Dr. Arenstein interessierte uns Jungen in jeder Beziehung, da er durch die Eleganz seiner äußeren Erscheinung und seines ganzen Auftretens sich von seinen Kollegen wesentlich unterschied. Es imponierte uns schon gewaltig, daß er häufig in einem „Einspänner“ zum Unterricht angefahren kam. Da auch die Art seines Vortrags, die über seine Weisung hergestellten Lehrbehelfe, seine Schrift, kurz alles, Vornehmheit und Sorgfalt atmete, erregte er unsere ganz besondere Aufmerksamkeit, ja Neugierde. Arenstein war eigentlich der erste Weltmann, den zu beobachten sich mir gute Gelegenheit bot. Sein Wesen übte auf mich eine große Anziehungskraft aus. Aber nicht nur auf mich allein, denn man munkelte damals, daß im Heiligenkreuzerhof, wo er eine geräumige Wohnung innehatte, auch eine junge Dame — die Tochter eines Textil-Großindustriellen — wohne, die sich für diesen sehr interessanten Mann auch ihrerseits lebhaft interessiere. Sie ist auch später seine Frau geworden. Für mich erschien es am wichtigsten, daß Arenstein seine Lehraufgabe in dem mit „Maschinenlehre“ bezeichneten Fach eigentlich technologisch löste. Ich weiß nicht, ob der Urheber der Organisation der Oberrealschulen, Ministerialrat Dr. Franz Exner, früher Professor der Philosophie an der Prager Universität, den Graf Leo Thun ins Unterrichtsministerium berufen hatte, der Ansicht war, daß die „Maschinenlehre“ als ein Teil der „mechanischen Technologie“ behandelt werden solle, noch weniger ist mir bekannt, ob in dieser Richtung Vorschriften bestanden; sicher ist nur das, daß Arenstein sein Fach als ein Kapitel der beschreibenden mechanischen Technologie in der anziehendsten Weise behandelte und mit geschickten Lehrbehelfen versah. Ich bin mir vollkommen bewußt, daß ich dadurch, ohne mir darüber Rechenschaft ablegen zu können, eine Vorliebe für die Technologie

faßte, die für meine ganze künftige Laufbahn entscheidend gewesen ist.

Im Sommer 1857 näherten wir uns mit dem Abschluß der III. Klasse der Oberrealschule der Vollendung des Mittelschulstudiums. Es gab damals noch keine Reifeprüfung in der Realschule, wohl aber einen feierlichen Schlußakt mit einer Ausstellung von Schülerarbeiten, einer Festversammlung mit Ehrengästen, den Vertretern der Regierung, und Ansprachen, unter denen die Abschiedsrede des hiefür ausgewählten Abiturienten für uns Schüler jener Teil des Programmes war, dem wir mit der größten Spannung entgegensahen, mehr als der Verteilung der Zeugnisse, deren Inhalt wir ja schon kannten. Diesmal fiel die Wahl auf mich, obwohl ich im letzten Semester nicht „Primus“ war, sondern mein ständiger Rivale, Wilhelm Rudolf Tinter, nachmals Professor der Geodäsie an der Technischen Hochschule in Wien und Präsident der Normaleichungskommission.

Im Oktober 1857 trat ich dann als ordentlicher Hörer in das k. k. Polytechnische Institut ein und hatte dem vorgeschriebenen Lehrplan zu folgen.

Zur Absolvierung des ganzen Lehrplanes brauchte man fünf Jahre; jenen Schülern der Mittelschulen, die diese mit vorzüglichem Erfolge in den technischen Fächern beendet hatten, wurde die Begünstigung zuteil, daß sie gleich in den zweiten Jahrgang des vorgeschriebenen Lehrplanes inskribiert wurden, der höhere Mathematik, Physik und darstellende Geometrie enthielt. Dadurch wurde uns die Absolvierung des Polytechnischen Instituts in vier Jahren ermöglicht. Es herrschte dort damals eine im Gegensatz zu der heutigen Freiheit der Studenten sehr stramme Disziplin, man merkte an allen Ecken und Enden, daß ein Oberst Direktor der Anstalt war, und daß das Polytechnische Institut sich noch in der Ära einer Art von Straferperiode befand, die als Nachwirkung der Haltung der Techniker während der Achtundvierziger Revolution aufgefaßt wurde.

... Schon wetterleuchtete es am südlichen Rande der Monarchie, man ahnte, daß es zu einem blutigen Konflikt zwischen Italien und unserer Monarchie kommen werde. Bei Ausbruch des Feldzuges traten manche meiner Kollegen, um der Assentierung zu entgehen, als Freiwillige in das Heer ein und wurden dann auch gewöhnlich rasch Offiziere. Nach dem für Österreich unglücklichen Ausgang des Krieges, der mit dem Verluste der Lombardei endete, fand es die Regierung für zweckmäßig, in allen Zweigen der Verwaltung mildere Saiten aufzuziehen, und so wurden auch die disziplinären Verhältnisse am Polytechnischen Institut bedeutend günstiger gestaltet. Kleine Rückfälle, wie etwa das Verbot Stöcke zu tragen, hatten einen Riesenabsatz von Stöcken an die studierende Jugend zur Folge und es herrschte völlige Einmütigkeit darüber, daß einfach jeder Student einen Stock zu tragen habe. Auf diese Art wurde jene ungeschickte Maßregel beantwortet! Auch das Vereinsleben erwachte nunmehr. Eine neue Ära hatte begonnen!

Professor Heßler, unser vorzüglicher Physiker, der in der Vorführung von Schauversuchen exzellierte, erläuterte seine Experimente

in sehr plastischer Weise und war auch außerhalb des Hörsales für die Verbreitung physikalischer Kenntnisse tätig. So unternahm er einmal auf der Bastei oberhalb des Kärntnertores einen Versuch, indem er den Lichtbogen einer elektrischen Lampe mit einem aus einer Batterie von zahlreichen Elementen gewonnenen Strom erzeugte. Eine riesige Zahl von Zuschauern sammelte sich begreiflicherweise am Schauplatz des Versuches an. Das durch dunkle Augengläser geschützte Auge konnte den Experimentator in die Lage versetzen, die Kohlenkerze mit der Hand zu regulieren; allerdings war die ganze Anordnung ein höchst unvollkommener Vorläufer der späteren Bogenlampe, in der die Regulierung der Kohlenkerze automatisch durch besondere Dispositionen vor sich geht. Der Effekt des Versuches blieb denn auch weit hinter den Erwartungen zurück, durch die die Zuschauermenge angelockt worden war. Man konnte nur von ungefähr ahnen, daß die Benützung des elektrischen Stromes für Lichteffekte einer bedeutungsvollen Entwicklung fähig sei, und daß neben dem Felde der Reibungselektrizität mit ihren augenfälligen Schulversuchen am Elektrophor und mit der Winterschen Elektrisiermaschine wohl bald noch ein neues weites Feld der Elektrotechnik erstehen werde. So gehöre ich zu den heute nur mehr seltenen lebenden Zeugen der Umgestaltung ganzer Wissensgebiete und neuer folgenreicher Anwendungen der erweiterten naturwissenschaftlichen Erkenntnis und Experimentalforschung mit all ihren reichen Ergebnissen für die Technik und die Praxis der gewerblichen Produktion.

Erlebte ich doch auch in meiner frühesten Jugend den Übergang von der Daguerreotypie zur Photographie, die durch mehrere mir persönlich nahestehende Männer, wie Professor Hornig und den Bibliothekar Martin vom Polytechnischen Institut nachhaltig gefördert wurde. Ich lernte auch außerhalb der Schule die immense Ausbreitung der Dampfmaschine in der Industrie und die Fortschritte im Bau der Lokomotiven und der Dampfschiffe kennen. Nicht nur an diesen wenigen hier angeführten Beispielen zeigte sich der Beginn der Industrialisierung der ganzen menschlichen Betriebsamkeit seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sondern es gab auch zahlreiche andere Symptome der fortschreitenden Anwendung der Naturwissenschaften, die mir nicht entgingen, und für die ich ein offenes Auge hatte.

Mit dem Schuljahre 1858/59 betrat ich zwei große, für mich völlig neue Wissensgebiete, und zwar hörte ich die Vorlesungen über Mechanik und Maschinenlehre, die der damalige Regierungsrat Adam Ritter von Burg abhielt, einer der großen Repräsentanten der technischen Wissenschaft jener Zeit in Österreich, und frequentierte die Übungen im konstruktiven Maschinenzeichnen, die sein Assistent, Ingenieur Pius Fink, leitete. Burg hatte keineswegs eine glänzende Vortragsweise, aber man merkte in jedem Satz seine hervorragende Stellung auf den Gebieten der Mathematik und Mechanik, in denen er durch die französischen Autoritäten unverkennbar beeinflusst worden war. Im Zeichensaal

herrschte Pius Fink, nicht sehr nach unserem Geschmack, und er brachte uns auch nicht weit über die Maschinenelemente hinaus, obwohl er selbst ein erfolgreicher Konstrukteur im Lokomotivbau war und sich dort Ansehen und materiellen Erfolg holte. Adam Burg, dessen Bruder Anton im Bau landwirtschaftlicher Maschinen tätig war, hatte später auf meine Lebensschicksale einen bedeutenden Einfluß. Die praktische Geometrie, die sich auf das Gebiet der niederen Geodäsie, der Landes- und Feldmeßkunst, des Höhenmessens und Nivellierens und des Situations- und Planzeichnens beschränkte, und durch praktische Vermessungsübungen vertieft wurde — eine Lehrkanzel für höhere Geodäsie existierte damals noch nicht — war durch den berühmten Professor Dr. Josef Herr vertreten. Sein Vortrag war fesselnd, ich war ihm auch sehr zugetan, hatte aber das Unglück, im Wintersemester an einem schweren Typhus zu erkranken, wodurch ich wochenlang an den Studien behindert wurde. Man schrieb meine Erkrankung meiner leidenschaftlichen Hingabe an den Schlittschuhsport zu, dem wir am oberen Belvedereteich frönten. . . . Schrötter, der Professor für allgemeine und technische Chemie, war auch einer der geistvollsten Lehrer, die ich je gehört habe, und ich kann trotz der Unterbrechung, die auch meine chemischen Studien durch meine Erkrankung erlitten, wohl sagen, daß ich der Lehrtätigkeit Schröترز und seines jungen Assistenten Alexander Bauer vielfach verpflichtet bin. In späteren Jahren hatte ich häufig Berührungen mit dem Erstgenannten, war auch einmal gleichzeitig mit ihm in Paris und meine freundschaftlichen Beziehungen zu dem Entdecker des amorphen (roten) Phosphors setzten sich noch lange fort, ja gingen auch auf den Sohn, den berühmten Laryngologen Dr. Schrötter von Kristelli über und betätigten sich schließlich auch noch beim Enkel, der sich mit Studien über die Caisson-Krankheit befaßte.

Gegen Ende des Jahres 1859, wo ich mich schon im vorletzten Studienjahre des Polytechnischen Institutes befand, wurde die Studentenschaft, und ich als einer ihrer Führer mit ihr, durch die Vorbereitungen für die Schillerfeier viel mehr in Anspruch genommen als durch die Vorträge über Landbauwissenschaft, Baubuchhaltung und das Zeichnen architektonischer Pläne, welche Fächer allerdings ein sehr hervorragender Lehrer, nämlich Regierungsrat Josef Stummer, tradierte. Über Professor Josef Stummer will ich hier anmerken, daß er einen überaus plastischen, aus reicher Erfahrung schöpfenden Vortrag hatte, und durch seine hohe Stellung bei der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn zu den einflußreichsten Persönlichkeiten von Wien gehörte. Ich war mit seinem Sohne befreundet und verkehrte auch in seinem Hause, wo es glänzende Ballfeste gab. Doch nun zurück zur historischen Schillerfeier! Ich habe bereits berührt, daß in meiner Familie, namentlich von meinem Vater, die Begeisterung für Schiller sehr gepflegt wurde, nicht minder von meinem Lehrer Högelsberger, aber am allermeisten trug dazu der häufige Besuch des Burgtheaters bei, das in jener Zeit eine seiner glänzendsten Perioden hatte. Heinrich Laube war damals Direktor und die großen Schauspieler und Künstlerinnen, die er zu führen und zu befeuern ver-

stand, wie Anschütz, Josef Wagner, Löwe, Fichtner, Frau Rettich, Frau Hebbel und all die berühmten anderen Namen dienten gleichermaßen dem Schillerkultus. Zu meinen eindruckvollsten Erlebnissen, die ich dem glänzenden Repertoire des Burgtheaters verdanke, gehört die szenische Aufführung von Schillers „Lied von der Glocke“ mit lebenden Bildern, gesprochen von Anschütz als Meister und Frau Rettich als Meisterin. Ich möchte anmerken, daß bis auf den heutigen Tag die technologische Seite dieses grandiosen Gedichtes, nämlich die Darstellung des Glockengusses, unanfechtbar geblieben ist, worauf ich in späteren Jahren bei der Enthüllung des Schillermonumentes von Haehnel vor der Akademie der bildenden Künste in Wien durch eine besondere Abhandlung hinwies. Es machte mir keine besondere Schwierigkeit, die Quellen auszuforschen, aus welchen Schiller schöpfte, um sich mit der Technik des Glockengusses bekanntzumachen. Als besonders zuverlässiger Führer diente ihm eine Abhandlung in der Enzyklopädie von Krünitz.... Das Komitee für die Wiener Schillerfeier wurde in größtem Stile zusammengesetzt und in ihm fehlte auch nicht eine Vertretung der Studentenschaft, die ich für das Polytechnische Institut und Dr. Hartel, der nachmalige Unterrichtsminister, für die Universität inne hatten. Die ganze Bevölkerung von Wien nahm lebhaften Anteil an den Vorbereitungen für dieses Fest, das nicht nur den großen Dichter zu ehren hatte, sondern auch eine politische Demonstration ersten Ranges bilden sollte. Die reaktionäre Regierung war nach dem unglücklichen Ausgang des italienischen Feldzuges zu einer mildereren Handhabung der verzapften Polizeivorschriften geneigt, man duldete manches, was in den ersten Fünfzigerjahren als eine schwere Bedrohung des Staates aufgefaßt worden wäre, man fühlte allenthalben den bevorstehenden Anbruch einer neuen Zeit, die Abkehr vom Absolutismus, der völlig Schiffbruch gelitten hatte, und die Vorbereitung eines konstitutionellen Systems, das die Bevölkerung beruhigen und eine Neuordnung des Staatswesens zum Zwecke seiner Rettung bewirken sollte. Von den verschiedenartigen Veranstaltungen jener Zeit will ich nur jene hervorheben, die für mich ein Erlebnis von bleibendem Eindruck bildeten. Der Fackelzug, an dem die Studentenschaft aller Richtungen, darunter 600 Techniker, mit Begeisterung teilnahm, und der mit der Verbrennung der Fackelreste auf dem Glacis, etwa dort, wo jetzt die Universität steht, endete, bot einen großartigen Anblick. Die auf dem Festplatz errichtete Rednertribüne bestieg Heinrich Laube und hielt eine hinreißende Rede, die mit beispielloser Begeisterung aufgenommen wurde. Er war ja aber auch nicht nur ein Theaterdirektor und Regisseur, wie keiner vor und nach ihm, sondern auch ein Dichter und noch mehr ein großer Redner. Das politische Ereignis der Schillerfeier bildete eine Festversammlung im Sophiensaaie mit einer Festrede des Präsidenten eines hohen Gerichtshofes, Dr. Anton Ritter von Schmerling. Die öffentliche Meinung betrachtete ihn als den Erlöser aus der Qual der Reaktion, alle Hoffnungen vereinigten sich in dieser überragenden Persönlichkeit, ich muß aber gestehen, daß für mich die Rede Schmerlings eine Enttäuschung

bildete, denn wenn er auch die Staatsmänner, die bis dahin die Geschicke Österreichs geleitet hatten, überragte, den Eindruck eines Freiheitshelden machte er mir durchaus nicht. Wohl war er eine Respekt heischende Gestalt, seine Rede war ein folgerichtiger Aufbau von Gedanken, sie war aber weder befeuernd, noch bezaubernd, sondern im besten Falle überzeugend. Zu viel Vorsicht und zu viel Vorbehalte und zu viel pedantischer Ernst für uns junge Leute, die himmelhoch jauchzen und jubeln und gerührt sein wollten; das alles besorgten wir dann in unserem engeren Kreise, in dem ich auserkoren war, die „Ideale“ von Schiller zu deklamieren. . . .

Lehrtätigkeit

Schon bei der Erteilung von Privatunterricht, den ich ja zur Ermöglichung meiner Lebensführung notwendig brauchte, befreundete ich mich mit dem Lehrberufe, für den ich eine besondere Neigung in mir verspürte, dank meiner ausgezeichneten Mentoren, als deren ersten ich hier wiederum meinen Vater nennen muß. Über Anregung und dringende Einladung des Schulrates Dr. M. A. Ritter v. Becker, der mich schon von der Landstraßer Oberrealschule her kannte, und unterstützt durch den Vorsteher des katholischen Gesellenvereines, den Domprediger zu St. Stephan Dr. Anton Gruscha, hielt ich an Montagen im großen Saale des genannten Vereines, der in der Leistler'schen Parkettenfabrik in der Gumpendorferstraße eingemietet war, Vorträge über verschiedene Kapitel der Naturwissenschaften, Physik, Chemie und Mechanik. Die große Zahl der Hörer, ihre Aufmerksamkeit und ihr Beifall berauschten mich, es waren die ersten öffentlichen Vorträge, die ich hielt, und die Lust, öffentliche Vorträge aus meinem jeweiligem Arbeitsgebiet zu halten, blieb mir von da an bis heute treu. Einen besonderen Reiz für mich bildete der Umstand, daß die Vermittlung naturwissenschaftlicher Kenntnisse und meine persönliche, nichts weniger als klerikale Einstellung eigentlich im Widerspruche zu den Tendenzen der Organisation der katholischen Gesellenvereine zu sein schienen. Ich kann aber feststellen, daß sowohl der Begründer der katholischen Gesellenvereine, als auch der Vorstand des Wiener katholischen Gesellenvereines, Dr. Anton Gruscha, sehr bildungsfreundlich waren und durch den Gesellenverein in Ermangelung anderer Einrichtungen oder auch vielleicht in Verfolgung ihrer politischen Ziele für die künftigen Gewerbetreibenden die Erwerbung von Kenntnissen, die ihrem Berufe dienlich sein konnten, willkommen hießen. Für meine spätere Laufbahn war die mir durch den Gesellenverein gebotene Gelegenheit, mich im öffentlichen Vortrage zu üben, gewiß von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Wenn ich mich nun einmal dem Lehramte widmen wollte, standen mir zwei Wege dazu offen; entweder die Bewerbung um eine Assistentenstelle am Polytechnischen Institute, die wohl sicher von Erfolg begleitet gewesen wäre, oder die Ablegung der Lehramtsprüfung. Für diese letztere bestand, durch eine Verordnung geregelt, eine staatliche Prüfungs-

kommission für Kandidaten des Lehramtes für Oberrealschulen, und zwar für die Lehramtsprüfung aus der darstellenden Geometrie, Baukunde und Maschinenlehre. Ich stellte mir vor, daß diese Lehramtsprüfung, zu der man nach Absolvierung eines Trienniums am Polytechnischen Institute zugelassen werden konnte, noch während der Studien leichter abzulegen sein dürfte als später und meldete mich schon im Oktober 1859 trotz der bevorstehenden Schillerfeier und noch als ordentlicher Hörer am Polytechnischen Institute als Kandidat für diese Prüfung an. Ich war damals 19 Jahre alt — wohl großjährig gesprochen — gewiß aber der jüngste Lehramtskandidat für Mittelschulen, den es je gegeben hat. Der Vorsitzende der Kommission, Professor Zippe, der berühmte Mineraloge der Wiener Universität, war über meine Kühnheit nicht wenig erstaunt. Die beiden Hausarbeiten, die ich nach dem Gesetze zu einem bestimmten Termine zu liefern hatte, waren wirklich keine Kleinigkeit. Eine dieser Aufgaben war ein verzwickter Fall aus dem Gebiete der Stereotomie, der Lehre vom Steinschnitt; es handelte sich um den Entwurf für die Konstruktion eines Gewölbes über einem trapezoidalen Grundriß unter der Bedingung, daß Ausläufe und Schluß des Gewölbes horizontal zu sein hatten. Welche Flächen ergeben sich dabei als Stoß- und Lagerflächen der verschiedenen Gewölbsteine? Die andere Aufgabe lautete: Es sollen die vorzüglichsten Hammerwerke erklärt und davon irgendeines berechnet werden. Die erstere Arbeit wurde befriedigend gelöst, über die letztere enthält das Zeugnis folgende Beurteilung: Die Bearbeitung der zweiten Aufgabe ist eine sehr vollständige und vorzügliche Monographie über Hammerwerke geworden, welche viel Belesenheit und selbständiges Urteil zu erkennen gibt. Die Arbeit ist musterhaft und in hohem Grade lobenswert. Auch die Klausurarbeiten wurden befriedigend gelöst und die mündliche Prüfung, zu der ich auf den 18. Juni 1860 eingeladen wurde, bestand ich zur Befriedigung der Kommission. Der Probevortrag wurde am 30. Juni an der Oberrealschule auf der Landstraße abgehalten, sein Gegenstand war die Konstruktion der Schatten am Zylinder einer Dampfmaschine.... Ich wurde für die genannten Lehrfächer für Oberrealschulen für befähigt erklärt, begann am 1. Oktober desselben Jahres mein Probejahr an der Landstraßer Oberrealschule und wurde am 11. November 1861 bei Beurlaubung des Professors Arenstein zum supplierenden Lehrer an der genannten Oberrealschule bestellt. Von da ab zählt eigentlich meine „anrechenbare“ Staatsdienstzeit.

Die Abhaltung des Probejahres fiel mit der Absolvierung des letzten Jahrganges des Polytechnischen Institutes, in dem ich die Wasser- und Straßenbauwissenschaften, die Amtsmanipulation und das Zeichnen hydrotechnischer Pläne unter Professor Josef Stummer absolvierte, zusammen. Diese zwei Aufgaben, Beginn des Lehramtes und Beendigung der Studien am Polytechnischen Institute, umfaßten jedoch nicht meine gesamte Tätigkeit. Ich hatte wiederholt Anlaß, mich um die allgemeinen Interessen meiner Kollegen zu kümmern und strebte mit Gleichgesinnten die Verbesserung der herrschenden Zustände an.

Die Tatsache, daß die Hörer des Polytechnischen Institutes in der Verpflichtung zum Heeresdienste ungünstiger gestellt waren als die Studierenden an den Universitäten, mußte uns schwer bedrücken und wir beschlossen daher in Versammlungen der Hörerschaft mit einer Petition an den Kaiser um Beseitigung dieser ungerechten Behandlung vorstellig zu werden. In einer vom Kaiser bewilligten Audienz, in der ich als Wortführer fungierte, erreichten wir, wenn auch nicht die völlige Gleichstellung, so doch eine Milderung der uns betreffenden Bestimmungen. Bald darauf, 1861, versuchten wir bei dem neuen Ministerpräsidenten Anton Ritter von Schmerling die Dringlichkeit einer modernen Reorganisation des Polytechnischen Institutes zu begründen, was sich in späterer Zeit auch auswirkte.

In dieses Jahr fällt auch die Vorbereitung und Herausgabe eines Buches, „Das k. k. Polytechnische Institut in Wien, seine Gründung, seine Entwicklung und sein jetziger Zustand, seinen ehemaligen Kollegen, den Herren Hörern am Polytechnischen Institute in Wien im Studienjahre 1860/61, als geringen Beweis seiner Kollegialität herzlich gewidmet von Verfasser Wilhelm Franz Exner“ (Druck und Verlag von Friedrich Förster & Brüder, Wien 1861).

Bevor ich die nächsten Zeilen meiner Lebenserinnerungen niederschrieb, hielt ich es für angezeigt, die vorangeführte Publikation neuerlich durchzulesen. Jemand, der einen sehr strengen Maßstab an historische Forschung anlegen will, käme mit diesem meinem Jugendwerke allerdings nicht auf seine Rechnung, doch träfe mich ein etwaiges ungünstiges Urteil ziemlich ungerecht, denn die Direktion des Polytechnischen Institutes (Dr. Georg Haltmeyer) verweigerte mir nach Anhörung des Professorenkollegiums die Benützung der Archive des Institutes und ich war deshalb ausschließlich auf meine eigenen Beobachtungen und das in der Bibliothek des Polytechnikums vorhandene literarische Material angewiesen. Der Skriptor der Institutsbibliothek, Dr. A. Foregg, war mir in jeder Weise behilflich, was ich ihm um so höher anrechnen muß, als ihm die ablehnende Haltung des Professorenkollegiums samt seinem Direktor doch wohl bekannt gewesen sein muß. Der Historiker Hofrat Neuwirth äußert sich über diese Angelegenheit in der im Jahre 1915 erschienenen Gedenkschrift „Die k. k. Technische Hochschule in Wien 1815—1915“, S. 279, folgendermaßen:

„Fast gleichzeitig wie beim Professorenkollegium tauchte auch in der Studentenschaft der Gedanke der Herausgabe einer Institutsgeschichte auf. Am 10. April 1861 teilte Direktor Haltmeyer dem Professorenkollegium mit, daß ein Studierender eine kurze Geschichte des polytechnischen Institutes zu schreiben wünsche, um sie seinen Kollegen als Andenken und den Ertrag dem „Verein zur Unterstützung dürftiger und würdiger Hörer“ zu widmen. Das Kollegium verhielt sich ablehnend, da diese Geschichte, weil das Archiv zur Verfügung gestellt werden müßte, einen offiziellen Charakter bekäme. Dieser Studierende war offenbar kein anderer als Wilhelm Franz Exner, der sein 1861 erschienenes Werk „Das k. k. Polytechnische Institut in Wien, seine Gründung, seine

Entwicklung und sein jetziger Zustand“ nach dem Dedikationsblatte“ seinen ehemaligen Kollegen, den Herren Hörern am k. k. Polytechnischen Institute in Wien im Studienjahre 1860—1861, als einen geringen Beweis seiner Kollegialität herzlich gewidmet“ hat; die Vorrede ist vom Juli 1861 datiert. So brachte die Arbeitsrührigkeit eines Institutshörers die erste zusammenhängende Darstellung der wichtigsten Begebenheiten der Institutsentwicklung, für die ja in Prechtls Jahrbüchern viel wertvolles Material aufgespeichert war, aber auch andere Quellen sachgemäß herangezogen waren, und sicherte dem Verfasser die Stelle des ersten Geschichtsschreibers der von ihm besuchten Lehranstalt, die Bidermann in seinen Ausführungen über „Die technische Bildung im Kaisertume Österreich“ (1854) weniger nach den Organisationsmomenten behandelt hatte.

Im Vorwort zu meinem Buche führte ich folgendes aus: „Zwei Veranlassungen bestimmten mich zur vorliegenden Arbeit. Erstens glaubte ich mit derselben einem Wunsche eines bedeutenden Teiles des auf Intelligenz Anspruch machenden Publikums, einem Wunsche aller Techniker nachzukommen; zweitens war es mein eigener Wunsch, meinen Kollegen, durch deren Freundschaft und Vertrauen ich wiederholt ausgezeichnet wurde, ein Zeichen meiner Dankbarkeit zu widmen. Was gäbe es in letzterer Hinsicht wohl Passenderes, als Ihnen die Frucht einer monatelangen Mühe zu weihen; was Angemesseneres zum Thema, als der Ort, an dem wir uns kennenlernten, an dem wir die Blütezeit unseres Lebens zubrachten, die Anstalt, der wir so vieles verdanken und für deren Ehre zu wirken mir als schönstes Lebensziel erscheint“.

Ich darf meiner literarischen Erstlingsarbeit wohl nachsagen, daß ich meine Ansichten, unbekümmert um irgendwelche Folgen, rückhaltlos zum Ausdruck brachte, ein Grundsatz, dem ich mein ganzes Leben hindurch treu blieb. Wichtiger als dieser Zug in der Charakteristik meines kleinen Buches ist jedoch der, daß ausnahmslos überall, wo es am Platze war, die Bedeutung der Wissenschaft oder mindestens der Theorie für die Praxis der Industrie und in weiterer Konsequenz für den Nationalwohlstand in den Vordergrund gerückt wird. Ein Wort des berühmten Mechanikers Poncelet besagt: „Le pratique ne saura marcher vers la véritable perfection sans le flambeau de la théorie.“

In meiner Geschichte des Polytechnischen Institutes habe ich mehrere Zweige dieser Anstalt eingehend besprochen, woraus hervorgeht, welche Geistesrichtung mich schon damals beherrschte und mir für meinen weiteren Lebensweg richtunggebend war. In erster Linie war es natürlich die Organisation des ganzen Unterrichtsbetriebes, den wir als rückständig und den Aufgaben der Zeit nicht mehr entsprechend beurteilten. Dann aber interessierte mich besonders die Geschichte des Museums der Technischen Hochschule, das den verschiedenen Lehrkanzeln, aber am meisten der Technologie, für den Anschauungsunterricht zu dienen hatte. An der Gründung dieses Museums und dessen Ausbau waren schon vom Jahre 1816 angefangen der Direktor Prechtl, die Professoren Riepl, Karmarsch und andere beteiligt. Kustos der Sammlung war der kaiserliche Rat und nachmalige Professor Jakob Reuter. Einen be-

sonders wichtigen Teil bildete hier bekanntlich das Fabriksprodukten-Kabinett, das vom Fabriksinspektor Stephan von Kees angelegt worden war, und im Polytechnischen Institute eine willkommene Unterkunft fand. Von dauerndem Werte war die durch Altmütter begründete Werkzeugsammlung, die immer wieder durch neue, unter anderen auch englische Werkzeuge, ergänzt und bereichert wurde. Die mathematische und Modellwerkstätte wurde als eine Bedingung für die Annahme der Berufung des Professors Arzberger unter dessen Leitung ins Leben gerufen. An der Entwicklung dieser Werkstätte wirkte sogar der berühmte Münchner Mechaniker Reichenbach mit, der für die Erzeugung astronomischer Instrumente die nötigen Einrichtungen schuf. Er stellte dort die größte Teilscheibe auf, die bis dahin von ihm konstruiert worden war. Unter den Vorständen der Werkstätte sind Javorsky und Starke zu nennen, die unter der Oberleitung Stampfers und Burgs standen. Die dort erzeugten geodätischen Instrumente, namentlich Nivellierinstrumente nach Stampfers Konstruktion bildeten einen Exportartikel von nicht geringer Bedeutung für Österreich. Das Personal der Werkstätte war bis gegen die letzten Fünfzigerjahre schon auf elf Köpfe gestiegen, lauter Mechaniker von hoher Qualitätsleistung. Diese, einen organischen Bestandteil des Polytechnischen Institutes bildende Werkstätte wurde später ein privatwirtschaftliches Unternehmen und es entstand eine Lücke in der Organisation des Polytechnischen Instituts, die nicht mehr ausgefüllt wurde.

Auch der zur Pflege und Förderung des Institutes bestimmte „Polytechnische Verein“ hat nach einer Reihe verdienstlicher Jahre, verdienstlich insbesondere durch die Herausgabe der Jahrbücher vom Jahre 1819 bis 1838, seine Tätigkeit eingestellt.

Den Schluß meiner Monographie über das Polytechnische Institut bildete eine scharfe Kritik seines Zustandes in Form einer Fragestellung, deren Beantwortung übrigens von keiner Seite unternommen wurde. Diese Fragenreihe lautete:

„Hat das Polytechnische Institut die nach dem gegebenen Plane mögliche höchste Stufe erreicht? War dies früher oder ist dies jetzt der Fall? Entspräche die selbst auf der höchsten Stufe der Ausbildung nach der ursprünglichen Verfassung getroffene Einrichtung den Bedürfnissen unserer Zeit? Warum nicht? Ist die Verfassung teilweise oder ganz abzuändern? Ist diese Änderung ohne bedeutende Kosten und in kurzer Zeit ausführbar? Warum erfolgte sie nicht schon lange, da sie dringend notwendig ist? Hat der Techniker Hoffnung, daß eine neue Organisierung mit den großartigen vorhandenen Mitteln bewerkstelligen werde, daß der europäische Ruf, den unsere Anstalt besitzt, nicht verloren gehe, daß der Schmuck der Residenz, die Zierde des Vaterlandes, sich nicht verwandle in eine warnende Ruine aus alter Zeit? Die Beantwortung einiger dieser Fragen geht aus der vorliegenden Schrift durch Anwendung einfacher Funktionen mit mathematischer Sicherheit hervor. Die Beantwortung der anderen hingegen überlasse ich dem Leser mit dem einzigen Wunsche, sie möge ihm zu seiner Befriedigung gelingen.“

Mein Buch, über das ich nun hier einige Mitteilungen gemacht habe, erschien um die Zeit, da ich die letzten Studienzeugnisse vom Polytechnischen Institute erhielt und das sogenannte „Probeyahr“ an der Landstraßer Oberrealschule abgelegt hatte. In den nächsten Ferien begab ich mich nach München, da ich aus Zeitungsnachrichten erfahren hatte, daß die technischen Lehranstalten in Bayern einer Reorganisation unterzogen werden sollen. Österreich und Bayern — so sagte ich mir — sind zwei durch Lage, Bewohner, Sprache und Geschichte vielfach verwandte Staaten, die durch diese Elemente zum Teil bedingte Industrie zeigt viel Übereinstimmendes in beiden Ländern. Nicht so jener gewaltige Hebel derselben, der technische Unterricht! Um die Möglichkeit eines Vergleiches zu gewinnen, wollte ich mir vor allem eine Vorstellung von dem Zustande des technischen Unterrichtes in Bayern verschaffen und dies um so mehr, als Organisationspläne bestanden, über deren Inhalt, Durchführungsmöglichkeit und Wert ich mich an Ort und Stelle orientieren wollte. In der Tat befaßte ich mich eingehend mit dieser Angelegenheit und war daher auch in der Lage, im folgenden Wintersemester in dem von Czedik gegründeten Verein „Die Mittelschule“ über das Ergebnis meiner Studien über diesen Gegenstand in einem Vortrage Bericht zu erstatten, der auch in Druck erschienen ist. Von München nach Wien zurückgekehrt erfuhr ich, daß ich zum supplierenden Lehrer an der Landstraßer Oberrealschule, die ich vier Jahre vorher als Schüler verlassen hatte, ernannt werden sollte, was auch, wie bereits früher angemerkt, tatsächlich eintraf. Ich fand eine reichhaltige Beschäftigung als Lehrer und erwarb die günstigste Stimmung sowohl bei meinen Schülern, wie bei den Professoren, denen ich jetzt als Kollege zugehörte. Immerhin mußte ich mir sagen, daß nach der Rückkehr Arensteins vom Urlaube diese meine Verwendung ihr Ende erreichen würde und ich hatte daher alle Ursache, mich um eine gesicherte Lebensstellung im Lehrberufe umzusehen. Ich machte darum an der Forstlichen Mittelschule in Mährisch-Aussee, die von einem privaten Verein erhalten wurde, und damals unter der Direktion eines später berühmt gewordenen Forstmannes, des nachmaligen Oberlandforstmeisters Micklitz stand, einen Konkurs um die Erlangung der Lehrstelle für die technischen Fächer mit. Ich siegte bei diesem Konkurs über meine Mitbewerber, verzichtete aber schließlich über Anraten meiner Freunde auf diese Anstellung. Anderthalb Dezennien später war ich in der Lage, an der Berufung des Direktors Micklitz zum Professor an der forstlichen Sektion der Hochschule für Bodenkultur in Wien Anteil zu nehmen.

Eine geeignetere Gelegenheit für meine Absichten bot sich mir durch die Ausschreibung der Stelle eines wirklichen Lehrers für Darstellende Geometrie, Baukunde, Maschinenlehre und Technisches Zeichnen an der Kommunal-Oberrealschule zu Elbogen, die mit den staatlichen Mittelschulen rechtlich gleichgestellt war. Ich bewarb mich um diese Stelle und erhielt nach kurzer Zeit vom Direktor Anton Weber die Nachricht, daß sie mir mit den üblichen amtlichen Attributen und einem Monatsgehalt von 52 Gulden verliehen

worden sei, und daß ich mich im Falle der Annahme der Stelle am 1. Oktober 1862 zur Eidesablegung und zum Antritt meines Dienstes in Elbogen einzufinden hätte.

Dazwischen fällt aber noch meine Entsendung als Stipendist des niederösterreichischen Gewerbevereines zur Londoner Weltausstellung.

Die erste Ausstellung landwirtschaftlicher und gewerblicher Richtung, die ich wiederholt besuchen und mit Interesse in Augenschein zu nehmen Gelegenheit hatte, war eine Ausstellung, die im Wiener Augarten im Jahre 1858 veranstaltet wurde. Bei der Einleitung und Durchführung dieser Ausstellung war mein Lehrer Professor Dr. Josef Arenstein beteiligt und schon dieser Umstand allein regte mich an, mir das Unternehmen genau anzusehen. Von da ab datierte meine Überzeugung, daß die Ausstellungen, die, wie man oft betonte, an die Stelle der veralteten Jahrmärkte getreten waren, nicht nur eine geschäftliche, sondern auch eine allgemein erziehlische Bedeutung haben müßten. Es war mir auch bekannt, daß schon im Jahre 1851 in London über Anregung des Gemahls der Königin Viktoria eine Weltausstellung in großem Stile ins Leben gerufen worden war, und daß dieses Unternehmen im Jahre 1855 in Paris die erste umfangreiche Nachahmung fand. Diese Umstände reichten natürlich hin, um mich während der Zeit der Vorbereitung auf die zweite große Universalausstellung in London in dem Wunsche zu bestärken, diese ihre Vorgänger an Umfang und Durchbildung überragende Ausstellung näher kennenzulernen. Da der Niederösterreichische Gewerbeverein eine Anzahl von Stipendien für junge Lehrer und Gewerbebeflissene ausschrieb, und ich bereits tätiges Mitglied des Gewerbevereines war und gute persönliche Beziehungen in demselben hatte, konnte ich mit Aussicht auf Erfolg um eines dieser vielumworbenen Stipendien einschreiten. Ich hielt schon gegen Ende des Jahres 1861 im Gewerbeverein einen Vortrag über Heißigs Trimeter, ein Instrument, das mein ehemaliger Lehrer Heißig erfunden hatte; zu Beginn des Jahres 1862 einen Vortrag über die Geschichte des Papiers, mit der ich mich eingehend befaßt hatte. Meine Bewerbung war in der Tat von Erfolg begleitet und ich erhielt auf Grund des Beschlusses der Generalversammlung vom Mai 1862 mit etwa einem Dutzend anderer junger Männer eine Reiseunterstützung von 400 Gulden, wurde auf Grund von Beratungen über das Reiseprogramm mit der Leitung der ganzen Reise betraut und führte wirklich die Reisegesellschaft mit dem Aufenthalte in einigen Zwischenstationen und einem längeren, Studien gewidmeten, Séjour in Paris, nach London, wo dann jeder einzelne Stipendist sich der ihm gewordenen Aufgabe der Berichterstattung selbständig hingeben konnte. Die Wahl als Führer der Reisegesellschaft verdankte ich wohl in erster Linie meiner Beherrschung der französischen und englischen Sprache. In Paris war es schon damals in erster Linie das „Conservatoire des arts et métiers“, das mich besonders anzog. Der Inhalt dieses historisch-technischen Museums mit seinen vielen Objekten, die mich an die eben absolvierten Studien am Poly-

technischen Institute erinnerten, die musterhafte Anordnung, die peinliche Sauberkeit, die raffinierte Art, die lernbegierigen Besucher zu fesseln, die Vorträge in den Abendstunden in einem großartigen Lehrprogramm aufgebaut, die Vortragsweise der Lehrkräfte, all das zusammen genommen eine bewunderungswürdige Organisation, wirkte bestimmend auf meine empfängliche Geistesrichtung. Schon der erste Aufenthalt im „Conservatoire“ ließ in mir den Gedanken aufkeimen, daß eine derartige Anstalt auch für Österreich sehr notwendig wäre, und gewiß auch hier die Früchte reifen lassen würde, die dieses eigenartige Institut in Frankreich für dessen technischen Aufschwung gezeitigt hatte. Dieser Gedanke setzte sich derart in mir fest, daß ich bei jedem neuen Pariser Aufenthalte meine persönliche Beziehung zu dem „Conservatoire“ und seinen führenden Männern zu verstärken suchte. Auf meiner Reise im Jahre 1862 mußte ich nur zu rasch mit meinen Gefährten die wunderbare Stadt verlassen und die Reise nach London fortsetzen.

Unsere Wohnungen in London waren in der Nähe des Ausstellungspalastes in Kensington gelegen und daher zweckmäßig gewählt. Es war uns dadurch sehr erleichtert, dem Studium der Riesenausstellung zu obliegen und das South-Kensington-Museum kennenzulernen; freilich hat diese Situation uns trotz der zweckmäßigen Verkehrslinien und Verkehrsmittel die Bekanntschaft mit London selbst sehr erschwert. Außer der Besichtigung der ganzen Ausstellung auf zahlreichen Orientierungsrundgängen hatten wir auf Grund der übernommenen Verpflichtung ein Fach für die Berichterstattung an den Gewerbeverein und für sonstige publizistische Arbeiten zu wählen. Meine Wahl fiel auf die Papierindustrie, deren Bedeutung für Österreich mir völlig klar war, und auf das Kensington-Museum als allgemeines Bildungsinstitut. Ich muß vorher aber wohl erzählen, wieso ich dazu kam, gerade das Papier zu wählen. Der Direktor der Wiener Staatsdruckerei, Hofrat Auer, hat die Erfindung des aus Maislischen erzeugten Papiers in der Papierfabrik Schlöglmühl besonders gepflegt und das anscheinend auffallend hochqualifizierte Produkt, das Maispapier, in seinen Arten und Anwendungen als österreichischer Aussteller vorgeführt. In dieser Ausstellung erregte ein Objekt besonderes Aufsehen, nämlich ein zwischen zwei horizontalen Leisten frei hängender transparenter Papierbogen, der an der unteren Leiste mit einem augenscheinlich sehr großen Gewicht angespannt war. Ich muß gestehen, daß dieses Ausstellungsobjekt in mir zuerst den Gedanken der technischen Papierprüfung anregte, der in seiner Verfolgung eine wichtige Rolle in meinem Berufsleben spielen sollte. In dieser Zeit hatte ja auch die technische Mikroskopie, also die auf wissenschaftlicher Grundlage neu aufgebaute Warenkunde, namentlich durch Julius Wiesner, schon eine solche Bedeutung erlangt, daß sie in das technische Versuchswesen als ernster Faktor eingeführt werden konnte, und gerade an erster Stelle beim Papier. Ich gewann als Berichterstatte des Niederösterreichischen Gewerbevereines genügend Einfluß, um mir eine große Zahl von Papiermustern aus allen papiererzeugenden Ländern, die mit diesem Artikel als Aussteller auftraten, zu verschaffen.

Diese Kollektion von Papierproben bildete auch ein reiches Material für eine spätere technologische Studie,

Das Leben in einer Weltausstellung, die zugleich die erste Universalausstellung war, denn sie umfaßte nicht nur Industrie und Landwirtschaft, sondern auch die Kunst, bewegte mich mächtig und legte tausendfältige Keime für spätere Entwicklung. Ich sagte „das Leben in der Ausstellung“, denn wir gingen schon vor Eröffnung der Pforten der Ausstellung mit unseren Freikarten hinein, beobachteten die Entwicklung des Verkehrs ab 10 Uhr, speisten in der Ausstellung vortrefflich und reichlich in den großen Volksrestaurants für 6 pence die Mahlzeit, setzten dann unsere Arbeiten fort, — jeden Wochentag bis 6 Uhr, um dann den Abend in London zu verbringen. Der Sonntag war ausschließlich den Ausflügen gewidmet, von denen für mich besonders fruchtbar und von bleibender Erinnerung war: der Besuch des Sydenham-Palastes, das ist das Ausstellungsgebäude der ersten Londoner Weltausstellung, der sogenannte Glaspalast, den der Ingenieur Paxton errichtete, und der als neues Wunder der Welt galt; er war ein großer Bau aus Glas und Eisen, der vielerorts in der Welt Nachahmung fand (Glaspalast in München, Palmenhaus in Schönbrunn und jenes in Eisgrub). Der Sydenham-Palast war zu unserer Zeit ein Belustigungsort und durch die Vorführung von architektonischen Stiltypen auch eine öffentliche Unterrichtsanstalt. Das lag nämlich in der von der Errichtung des South-Kensington-Museums datierenden Bewegung für die Geschmacksbildung des englischen Volkes.

Ein wahrhaftes Entzücken bereitete mir wie so vielen Tausenden von Besuchern der Aufenthalt in den Kew Gardens mit ihrem einzigartigen botanischen Museum, in dem die Hölzer aller Zonen in ihren Anwendungsmöglichkeiten und auch sonst vielerlei Technologisches vorgeführt wurden. Die Engländer gehen in allen ihren Veranstaltungen auf das Praktische und Angewandte los.

Das „Kensington Museum“ war damals noch in einem elenden Barackenbau provisorisch untergebracht, aber bei der Installation war es vom Standpunkte der Musealtechnik von neuen praktischen Grundsätzen geleitet. Das Merkwürdigste für mich aber war eine Art von Rumpelkammer, dem vorläufigen Kensington Museum benachbart, das sogenannte Patentmuseum. Es enthielt ohne jeden erkennbaren Zug von besonderer Anordnung Denkmäler des Erfindungsgeistes aus allen Zweigen des Maschinenwesens. Das englische Privilegiengesetz schrieb nämlich vor, und zwar schon seit sehr langer Zeit, schon vor den Erfindungen des James Watt, des Cartwright, Arkwright und anderer, daß dem Gesuch um Verleihung des Privilegiums ein Modell beigegeben werden solle; der Aufbewahrungsort für diese Modelle, also eine Art Magazin, war nun das Patentmuseum. Diese Erinnerung hat für mich einen besonderen Reiz, weil meine Besuche in diesem Burgverließ des menschlichen technischen Geistes mir eine Vorahnung der Bedeutung der Geschichte der Technik und der ihr dienenden Museen gegeben hat.

Von den gesellschaftlichen Veranstaltungen jener Tage ist mir nur eine einzige in Erinnerung geblieben, und zwar eine Soirée bei dem berühmten Kardinal Wiseman. Ich kann mir keinen größeren Gegensatz denken — und es gab auch keinen größeren während meines Aufenthaltes in England — als den zwischen dem Empfange im Palast des Kardinals und dem Ausflug zu einer großartigen Vorführung landwirtschaftlicher Maschinen seitens der großen Maschinenfabrik Ransome und Sims in Ipswich bei Hull. Ein Separatzug brachte uns auf das Experimentalfeld, wo Dampfpflüge durch Lokomobile angetrieben, auch landwirtschaftliche Maschinen aller Art in ihrer Funktion vorgeführt wurden. Auf der gutgepflegten Landstraße bewegte sich vor unseren Augen zum erstenmal eine „Traction Engine“, also ein Dampfautomobil zum Schleppen von Wagen und auf Rädern montierten Maschinen. Die Gäste bei diesem landwirtschaftlichen Maschinenmeeting waren zu einem Massendiner eingeladen, bei dem es nicht an den in England unvermeidlichen längeren Tischreden fehlte. Die Einladung nach Ipswich und manches andere verdankte ich einem Funktionär der österreichischen Abteilung der Weltausstellung, meinem vielverehrten Professor Dr. Arenstein. Von meinen Reisegefährten, den Stipendisten des Gewerbevereines, ist nur einer später mehr hervorgetreten, es war dies der Chemiker Andreas Lielegg, der als Professor an Wiener Realschulen wirkte. Die Rückreise von London in die Heimat trat jeder nach seinem Belieben an, mich führte sie wieder nach Paris und von dort an meinen neuen Bestimmungsort, die königliche Stadt Elbogen in Böhmen, wo ich am 4. Oktober 1862 mein Amt als wirklicher Lehrer der technischen Fächer antrat.

Elbogen

Für meinen Aufenthalt in Elbogen und für meine dortige Lebensweise vielfach bestimmend war meine Bekanntschaft mit Rudolf Haidinger, dem Sohne des Besitzers der Porzellanfabrik in Elbogen und Neffen des großen Geologen Wilhelm Haidinger, der zu den Begründern der Kaiserlich Geologischen Reichsanstalt in Wien im Rasumofsky-Palais gehörte. Schon während meiner Lehrzeit an der Landstraßer Oberrealschule, die in einem Flügel des einstigen Rasumofsky-Palais untergebracht war, hatte ich die herrlichen Sammlungen der Geologischen Reichsanstalt kennengelernt und es war mir daher äußerst sympathisch, mit dem Neffen dieses großen Österreichers in freundschaftliche Beziehungen zu treten. Und das kam so: Der junge Rudolf Haidinger, ein von seinen Eltern und von seinem Hofmeister Komarek verzogener, aber dabei äußerst liebenswürdiger junger Mann, hörte von meiner Ernennung nach Elbogen und erfuhr durch den Direktor und den ihm befreundeten Professor Dr. Mache an der Oberrealschule einiges über mein bisheriges Leben und daß ich von London zurückkehrend mich auch in Paris aufhalten würde. Er war schon wegen der in Elbogen besonders während des Winters herrschenden Eintönigkeit sehr erfreut

über den neuen Professor. Ich erschien ihm als ein willkommener Zuwachs für den kleinen geselligen Kreis von Elbogen, er war begierig, mich kennenzulernen, und gab mir auf brieflichem Wege ein Rendezvous in Paris. Es wurde ausgemacht, daß als Erkennungszeichen für uns beide in dem Café de la Rotonde im Palais-Royal das Lesen in einer österreichischen Zeitung zu dienen hatte. Nun gab es aber in diesem Café weder eine österreichische, noch eine deutsche Zeitung, wir mußten beide auf dieses Erkennungszeichen verzichten, aber wir erkannten uns trotzdem leicht, da wir uns als Fremdlinge unter den spärlichen Pariser Gästen in der frühen Morgenstunde sogleich herausfanden. Die Freundschaft unter uns beiden fast gleichaltrigen, von Lebens- und Unternehmungslust beseelten jungen Männern, war rasch geschlossen und die Pläne in dieser Beziehung für den kommenden Winter in Elbogen verabredet.

Als ich am 1. Oktober 1862 mit der Post von Pilsen in Elbogen eintraf, machte ich zunächst meine Besuche bei dem politischen Oberhaupt des Bezirkes Dr. Franz Richter, bei dem Direktor der Oberrealschule Anton Weber und bei meinem Freunde, dem jungen Haidinger und seinen Eltern. Dieser Kreis erweiterte sich später durch mehrere meiner Kollegen, die ich schätzen lernte, durch den Arzt Dr. Glückselig, einen Mann von umfassender naturwissenschaftlicher Bildung und großer Herzensgüte, und einige fortschrittlich gesinnte Bürger der Stadt. Meine erste Aufgabe war natürlich, mich als Lehrer der technischen Fächer, Geometrie und geometrisches Zeichnen, darstellende Geometrie, Maschinenlehre, Bau- und Maschinenzeichnen, einzurichten. Lehrbehelfe waren wenige vorhanden, auch die wichtigsten Bücher fehlten; fachlichen Verkehr hatte ich im Lehrkörper nur mit dem hervorragenden Chemiker Marian, der später Professor am Polytechnischen Institute in Brünn wurde und einen Ruf in Porzellanglasuren und in der Bereitung von solchen mit sogenannten Lustrefarben genoß. Er war auch mein Ratgeber bei der Anknüpfung von Beziehungen zur chemischen Großindustrie, insbesondere der Porzellanfabrikation. Ich war beflissen, alle größeren Porzellanfabriken und ihre Einrichtungen, sowie ihre Besitzer und technischen Leiter kennenzulernen. Schlaggenwald, eine der ältesten und angesehensten Porzellanmanufakturen, hatte zwei Besitzer, Georg Haas und Johann B. Czjzek, die miteinander zwar nicht recht harmonierten, aber doch beide bestrebt waren, die Fabrik mit neuen Einrichtungen zu versehen, was sich als dringend notwendig herausstellte. Wurde doch, als ich die Fabrik kennenlernte, die Porzellanmasse zum Zwecke der Befreiung von überflüssigem Wasser noch in großen Wannen abgedampft, was man später durch die Einführung der Massefilterpressen nach dem englischen System von Needham & Kite bewerkstelligte, wobei nicht nur Brennmaterialersparnis, sondern auch Raumgewinnung erzielt wurde. Die Öfen wurden von der Holzfeuerung emanzipiert, auf Befuerung mit Braunkohle eingerichtet und dabei auch eine Vergrößerung des Brennraumes erzielt. In dieser Beziehung ging die gräflich Thunsche Fabrik mit dem Direktor Venier in Klösterle voran. Die Porzellanfabrik in Chodau gehörte

einem hochgebildeten Mann, Rudolf von Portheim, der zwar kein Techniker, aber ein eifriger Organisator des Fabriksbetriebes war, und sich mit der Einführung neuer verschiedenfarbiger marmorartiger Massen befaßte. Die Dreherei, Formerei und die Porzellanmalerei hatten auf empirischer Grundlage eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht, die Erziehung des Nachwuchses an Fabriksarbeitern wurde nach alten Methoden in jeder Fabrik für sich betrieben. Trotz eines bemerkenswerten Hochstandes in künstlerischer Beziehung, der auf Tradition und Talent beruhte, vollzog sich zur Zeit meiner Anwesenheit die besondere Betonung der Erzeugung von Massenartikeln, Geschirren aller Art mit dem direkten Ziel der Förderung des Exportes, was bei den verhältnismäßig niedrigen Löhnen, geringen Aufwendungen für sozialpolitische Zwecke, billigen, in der Nähe der Fabriksorte zu beschaffenden Rohstoffen und leichtem Bezug an Brennmaterial mit großem Erfolg erzielt werden konnte. In künstlerischer Beziehung blieb die Fabrik in Pirkenhammer, geleitet von den Besitzern Fischer & Mieg, an erster Stelle. Nutzgeschirr in Porzellan und Steingut wurde in vorzüglicher Qualität von den Fabrikanten Knoll und Nowotny in der Umgebung von Karlsbad mit guten technischen und kaufmännischen Ergebnissen erzeugt. Auch die vielen kleineren Fabriken behaupteten sich sehr wohl neben den größeren kapitalkräftigen, die schon am Weltmarkt bekannt waren, die Leipziger Messe beschickten, durch Reisende den Absatz erhöhten, und so zu einem Hochstand in der einschlägigen Industrie gelangten. Neben der Hauptindustrie des Egerlandes, d. i. der Keramik und der rasch anwachsenden Kohlenförderung bestanden und entstanden vereinzelt Etablissements der chemischen Industrie von Johann David Stark, der Glaserzeugung, von verschiedenen Zweigen der Textilindustrie und selbst der Eisen- und Metallverarbeitung. Von dem aufgelassenen Zinnbergbau und der Erzeugung von Zinnwaren fanden sich nur mehr Spuren und Reste, dagegen war Joachimsthal mit seinen vielartigen seltenen Montanprodukten in vollem Betriebe, durch einzelne erleuchtete Fachmänner, wie den Chemiker Patera, wesentlich gefördert, ein wichtiges Emporium, das allerdings erst in neuester Zeit durch das Radium auch eine neue Art von Weltruf gewann. Neben diesen Zweigen der industriellen Betriebsamkeit gab es zu jener Zeit schon eine große Zahl von Spezialitäten, wie die Musikinstrumentenerzeugung in Graslitz und Schönbach, die Handschuhkonfektion, die Spielwarenerzeugung und als Hausindustrie die Spitzenklöppelei. Der konzentrierte Fabriksbetrieb fand in vielen Zweigen seine Ergänzung in der industriellen Heimarbeit und in der nationalen Hausindustrie; letztere mit wertvoller historischer Tradition. Das Handwerk war nur dort von Bedeutung, wo es als Gehilfe der Industrie Lebensfähigkeit behauptete. Die drei Kurorte Karlsbad, Marienbad und Franzensbad, sowie die Hauptstätten der Mineralwassererzeugung in diesen Kurorten, in Gießhübl und an neuen Fundorten nahmen Einfluß auf das Gesamtbild des Wirtschaftslebens, in welchem nur der völlige Mangel moderner Verkehrseinrichtungen hemmend wirkte . . . So erscheint mir, ausschließlich aus dem Erinnerungs-



Wilhelm Exner im 22. Lebensjahre, als Lehrer der Oberrealschule in Elbogen. 1862

vermögen geschöpft, nach sechs Dezennien die Egerländer Industrie von der Elbogener Warte aus betrachtet!

Meine Absicht, die industriellen und gewerblichen Erscheinungen in der Umgebung meines Wohnsitzes zu erfassen, wurde durch mehrere Umstände außerordentlich begünstigt. Der Bezirksvorsteher war nach der damaligen Organisation des sogenannten gemischten Bezirksamtes, das zugleich als politische Behörde und als Gericht der untersten Instanz zu fungieren hatte, in der Lagè, mich für die verschiedenartigsten technischen Angelegenheiten als Gutachter oder Sachverständiger heranzuziehen, und mir auch gewisse Funktionen zu übertragen. So bestellte er mich zum Prüfungskommissär für Dampfkesselheizer und Maschinenwärter und zog mich bei Verwaltungs- und gerichtlichen Entscheidungen, bei Fragen des Hochbaues, Straßen- und Wasserbaues heran. Ich wurde vielfach auch von Industriellen, Gewerbetreibenden und sonstigen Bürgern zu Rate gezogen und benützte jede dieser Gelegenheiten, um mich selbst genauestens zu informieren, die Dinge zu beobachten und mein technisches Wissen zu bereichern. Auch führte ich an der Realschule Schülerexkursionen ein, als einen mir wesentlich erscheinenden Bestandteil des Unterrichtes und der Erziehung der jungen Leute. Diese wohl vorbereiteten Lehrausflüge machten mich sowohl bei den Schülern, wie an den besuchten Orten und in den verschiedenen Etablissements populär. Wo ich selbst als Ingenieur einzugreifen Gelegenheit hatte, blieb mir das Glück treu, denn dieses ist ebensowohl für den jungen Arzt, als für den jungen Techniker ein wichtiges Moment für den Aufstieg im Leben, den man Karriere zu nennen pflegt.

Mein mir offenbar angeborener Drang zu organisieren und zu propagieren fand auf dem fast jungfräulichen Boden des Egerlandes natürlich reichlich Gelegenheit zur Betätigung. Das Zeitungswesen war in jener Gegend zu dieser Zeit wenig entwickelt, es gab nur einige Wochenblätter, von denen das verbreitetste und bestgeleitete das Karlsbader Wochenblatt war. Ich kam mit dem Herausgeber überein, daß in jeder Nummer zwei Seiten der in Großquart erscheinenden Wochenschrift eine Beilage „Blätter für Industrie und Gewerbesesen“ bilden sollten, die von mir redigiert wurde.

Sie sollten die Interessen des großen und reichen Industriebezirkes Nordwestböhmen und seine in der Welt nicht genug gewürdigte Bedeutung zum Gegenstande haben.

Schon in der dritten Nummer regte ich die Gründung eines Gewerbevereines für den Nordwesten Böhmens an und wies darauf hin, daß es im Egerland wohl Sängers-, Musikers-, Schützen-, Turner-, ja sogar Glücksuchervereine gäbe, von denen einige zu den ältesten Korporationen dieser Art in der Monarchie gehörten, daß sich jedoch unter diesen zahlreichen (etwa 50) Vereinen nur zwei, sage zwei Vereine befanden, die sich den Aufgaben des staatlichen Wirtschaftslebens widmeten, es waren dies ein landwirtschaftlicher und ein montanistischer Verein. Es gab aber gar keinen Verein zur Pflege der Gewerbe und der Industrie, ob-

wohl diese Berufsrichtung einen sehr erheblichen Teil der Bevölkerung ernährte. Das Gewerbsleben hat gemeinsame Interessen und diese bedürfen zu ihrer Vertretung eines Vereines. Die Anregung wurde günstig aufgenommen und schon fünf Wochen später konnte ich zur gründenden Versammlung eines Gewerbevereines für das nordwestliche Böhmen einladen, die auf den 26. März 1865 in ein Lehrzimmer der Gewerbeschule in Karlsbad einberufen wurde. Zu den 17 Proponenten dieses Vereines gehörten der Mehrzahl nach große Industrielle des Gebietes, die ich schon als meine Bekannten und Freunde aufgezählt habe, drei Professoren der Oberrealschule und Dr. Glückselig. In dieser Versammlung wurde der Stadtverordnete Göttl zum Vorsitzenden gewählt. Im Mai desselben Jahres fand bereits eine große Versammlung statt, die dadurch eine besondere Anziehungskraft erhielt, daß ich in die Lage versetzt wurde, eine Ausstellung sämtlicher vom k. k. Museum für Kunst und Industrie in Wien herausgegebenen Photographien zu veranstalten. Diese von L. Angerer in Wien ausgeführten vorzüglichen Lichtbilder stellten Kunstgegenstände dar, die zu diesem Zwecke von der Museumsdirektion ausgewählt worden waren. Die Veranstaltung der Ausstellung wurde mir dadurch ermöglicht, daß ich ein Jahr früher vom Erzherzog Rainer auf Grund des § 22 der Statuten des k. k. Museums für Kunst und Industrie zum Korrespondenten dieser Staatsanstalt ernannt worden war. Dieses Ehrenamt wurde mir schon bei der Berufung der ersten Reihe von Korrespondenten des Museums verliehen, weil der Direktor des Museums, Rudolf von Eitelberger, mich trotz meiner bescheidenen Stellung eines Mittelschullehrers für geeignet hielt, die Ziele des Museums im nordwestlichen Böhmen verfolgen zu helfen und den statutenmäßigen Aufgaben eines Korrespondenten zu entsprechen. Ich brauche nicht hervorzuheben, daß ich diese Ernennung nicht bloß als eine angesichts meiner Jugend sehr große Auszeichnung ansehen mußte, sondern daß ich mich auch mit lebhaftem Eifer dieser Sache widmete.

Was nun den Gewerbeverein anbelangt, mußte ich ihn trotz meiner erklärlichen Teilnahme an seinem weiteren Schicksal sich selbst überlassen, da ich im Spätsommer des Jahres 1865, also kurze Zeit nach der Konstituierung des Vereines, meine Stellung in Elbogen dauernd verließ, um dann (im Oktober 1865) mein neues Lehramt an der Landesoberrealschule in Krems an der Donau anzutreten. Die Bevölkerung von Elbogen fand, wie ich glaube, an meiner Lebensweise kein besonderes Gefallen. Der freundschaftliche Verkehr mit den Großindustriellen und Grundbesitzern, mit dem Bezirksvorsteher und mit vielen Persönlichkeiten in Karlsbad war im Vergleich zu der Lebensweise meiner Kollegen außergewöhnlich und erregte Anstoß. Ganz besonders rasch erwarb ich mir aber die Abneigung der geistlichen Herren, des Dechants, Religionslehrers und des Schulrates. Zur Zeit, als ich mein Lehramt in Elbogen antrat, bestand noch das zwischen Österreich und dem Papst abgeschlossene Konkordat, auf Grund dessen für jede Mittelschule ein erzbischöflicher Kommissär bestellt war, dessen Amtspflicht darin bestand,

darüber zu wachen, daß in der betreffenden Lehranstalt die kirchlich-religiösen Vorschriften eingehalten wurden, und innerhalb der Lehrzimmer nichts gegen die Interessen der katholischen Kirche Verstoßendes vorkomme. Der Herr Dechant, ein Roter-Kreuz-Herr, der wie die meisten seiner Ordensbrüder feine Umgangsformen hatte, beehrte mich während eines Vortrages über Maschinenlehre mit seiner Anwesenheit im Lehrzimmer in seiner Eigenschaft als fürsterzbischöflicher Kommissär. Ich kam ihm selbstverständlich mit der größten Höflichkeit entgegen und gewann auch den Eindruck, daß ihm mein Vortrag nicht mißfiel. Hinterher mußte ich mir aber sagen, daß diese Institution des fürsterzbischöflichen Kommissariats doch wohl einen Eingriff in die normale Schulaufsicht, die ja für Mittelschulen durch den Landesschulrat zu besorgen war, darstelle. Selbst nach dem Zweck des Konkordats konnte ja eine Kontrolle des Lehrvorganges in den technischen Fächern keinen Sinn haben. Ich berichtete über den Vorfall der Redaktion der in Wien erscheinenden Tageszeitschrift „Die Presse“, welche die Notiz aufnahm, die dann wenige Tage später in der Prager „Bohemia“ abgedruckt erschien. An dem Tag, da diese Nummer in Elbogen gelesen wurde, entstand eine große Bewegung gegen mich, den man auf den ersten Blick als den Urheber dieser verräterischen Auflehnung gegen die geistliche Obrigkeit erkannte. Die Folge war eine Sitzung des Lehrkörpers mit feierlicher Verurteilung dieses Vorgehens, die nach der Sitzung freilich in eine wohlwollende Ermahnung zu besserer Aufführung durch den sonst freisinnigen Direktor P. Weber ausklang. Im Lehrkörper fand sich ein einziger Kollege, Eduard Sewald, der die Frage aufwarf, ob der Inhalt der beanständeten Zeitungsnotiz den Tatsachen entspreche, und der den Mut hatte, zu sagen, wenn der Vorfall wahrheitsgetreu geschildert sei, sehe er keinen Anlaß zur Entrüstung, denn eine Ansicht über die Handhabung des erzbischöflichen Kommissariats sei doch immerhin zulässig. Seine mannhafte Haltung hat ihn in seiner späteren Laufbahn nicht behindert. Der Katechet, sowie der unmittelbare Anhang des Herrn Dechants war natürlich höchlich entrüstet über meine „Aufführung“. Diese Entrüstung fand aber bald nachher noch eine Steigerung, indem bei der Ankunft des rechtmäßigen Inspektors, des Schulrates P. Maresch und der üblichen Begrüßung in seinem Absteigquartier im Hotel zum Weißen Roß die Mitglieder des Lehrkörpers dem Herrn Inspektor die Hand küßten, offenbar wegen seiner Zugehörigkeit zum geistlichen Stande, und ich mich dieser Form der Ehrenbezeugung nicht anschloß.

Der Herr Schulrat war auch Herausgeber eines Jahrbuches, das in Schulkreisen verbreitet war und zu dessen Inhalt die Lehrer von Mittelschulen Beiträge lieferten. Ich glaubte meiner Aufgabe als Korrespondent des k. k. Österreichischen Museums für Kunst und Industrie zu entsprechen, wenn ich für das Mareschsche Jahrbuch eine Abhandlung über die Aufgaben der genannten Wiener Zentralanstalt für das Lehrwesen an Realschulen, aber noch weiter für die Entwicklung der industriellen Betriebsamkeit im nordwestlichen

Böhmen schrieb, und an den Herrn Schulrat einsandte. In dem nächstfolgenden Bande des Jahrbuches war jedoch meine Abhandlung nicht abgedruckt, was ich als eine Folge meiner „schlechten Aufführung“ auffaßte. Es war aber anders. Bei meinem nächsten Besuche in Wien — ich reiste zu jeder Ferienzeit selbstverständlich trotz der nicht geringen Strapazen einer 28stündigen Reise dahin (Post Elbogen — Pilsen 12 Stunden, Eisenbahn Pilsen—Prag auf der böhmischen Westbahn 4 Stunden, Prag—Wien 12 Stunden) —, versäumte ich nicht, dem Direktor des Österreichischen Museums, Hofrat von Eitelberger, meine Aufwartung zu machen, der mir unter anderem auch erzählte, er habe eine sehr gute Abhandlung über die Aufgaben des Österreichischen Museums im nordwestlichen Böhmen von Schulrat Maresch erhalten. Als ich ihm den Inhalt und Gedankengang meiner Abhandlung aus dem Gedächtnis wiederholte, wurde das an mir begangene Plagiat offenkundig. Ein Dezennium später kam ich jedoch in die Lage, an dem Herrn Schulrat edle Rache zu nehmen.

Doch kehren wir wieder nach Elbogen zurück. Trotz der Fruchtbarkeit meiner Stellung in Elbogen für die Erweiterung meines Wissens und für die Betätigung meiner Ideen strebte ich doch darnach, eine andere Stellung im Realschullehrante zu gewinnen, besonders deshalb, weil mir die große Entfernung von Wien den mir unentbehrlich scheinenden Verkehr mit der Reichshauptstadt sehr erschwerte. Ich bewarb mich daher im vorgeschriebenen Kompetenzwege um verschiedene erledigte Stellen in größeren Städten und fiel wohl auch wiederholt bei solchen Bewerbungen durch, was mich jedoch nicht weiter aufregte, da ich ja noch sehr jung war und schließlich auch dem Gedanken Raum geben konnte, dem Mittelschullehrante überhaupt zu entsagen. Als ich aber um eine Stelle an der Oberrealschule in Olmütz einschritt und diese Stelle mein Assistent, ein ganz junger Mann, namens Wildt, dem ich bei der Ablegung der Lehramtsprüfung behilflich war, erhielt, während ich selbst glatt durchfiel, wurde mir die Sache einigermaßen verdächtig und ich benützte die nächste Anwesenheit in Wien, der Angelegenheit auf den Grund zu gehen. Ich besuchte die entscheidenden Persönlichkeiten im Unterrichtsamte und erfuhr, daß neben dem günstigen Urteile in der Qualifikationstabelle über meine Lehrtätigkeit und meine staatsbürgerliche Führung, Mitteilungen über mich an jene Stellen, die das Vorschlagsrecht für die Ernennung von Lehrpersonen auszuüben haben, gelangt waren, die meiner Bewerbung keineswegs förderlich waren. Ich beschwerte mich bei allen Personen, die mich näher kannten, wie die Mitglieder des niederösterreichischen Landesausschusses, Hofrat von Arneth, der Historiker, und Professor Alois von Czedik, und erhielt die Zusicherung, daß ich an einer der drei in Errichtung befindlichen Landesoberrealschulen Krems, St. Pölten oder Wiener Neustadt eine Stelle bekommen werde, sobald meine Fächer zur Ausschreibung gelangen würden. Ich wählte, wie schon erzählt, Krems an der Donau.

Ich habe aber noch einiges von Wichtigkeit aus dem Triennium

„Elbogen“ nachzutragen. Der früher besprochene Abwehrkampf gegen die Geistlichkeit war nicht der einzige Kampf, den ich führte. Ein Angriffskampf war gegen die Handels- und Gewerbekammer in Eger gerichtet, die durch ihre völlige Untätigkeit sich bloßstellte. Ich ging ihr öffentlich, auch publizistisch, zu Leibe, indem ich eine vernichtende Kritik an dem nach einer jahrelangen Pause wieder erschienenen Tätigkeitsberichte der Kammer übte. Auch wurde unter meiner Führung die absolute Tatenlosigkeit der Kammer in allen Belangen des Verkehrs- und Unterrichtswesens verurteilt.

Anläßlich eines Wassereinbruches in die Silbergruben veröffentlichte ich eine Arbeit über die Bergwerke zu Joachimsthal in der ich nicht nur die Vorschläge zur Beseitigung dieser Wassergefahr besprach und für den Vorschlag des Sektionsrates von Rittinger eintrat, der eine große Dampfmaschine aufzustellen beantragte, sondern auch die ganze chemisch-metallurgische Produktion, deren Führer — wie schon erwähnt — Patera war, ausführlich erörterte.

Mein Verkehr mit Joachimsthal führte mich auch zu der Entdeckung, daß der Ehrgeiz gewisser industrieller Emporien, epochemachende Erfindungen zuerst in Anwendung gebracht zu haben, in Joachimsthal dadurch Befriedigung finden konnte, daß ein Joachimsthaler Bergwerkschronist, namens Mathesius, in der „Bergpostilla“ oder sogenannten Sarepta, die im Jahre 1562 in Nürnberg erschien, von einem praktisch verwendeten Mechanismus, der der Dampfmaschine ähnlich gewesen sein kann, sichere Nachricht gab. Die Beschreibung der Maschine weist jedenfalls mehr auf eine Dampfmaschine hin, als die seinerzeitige Schilderung „der wunderbarsten hydraulischen Maschine von dem ehrenwerten Somerset, Marquis of Worcester (1663)“. Das Somersetsche Hirngespinnst haben die Engländer lange als die erste Dampfmaschine proklamiert. Der Schulmeister Mathesius ist mir aber diesfalls glaubwürdiger.

Mein Hauptausflugsort, beruflich und zu meinem Vergnügen, war Karlsbad, das ich auf verschiedenste Weise erreichte; am liebsten zu Fuß durch das herrliche Egertal über Hans Heiling, aber auch zu Pferd oder zu Wagen. Im Gasthof zur Stadt Lyon, der an der damaligen äußersten Peripherie der Stadt Karlsbad gelegen war, wurden die Pferde eingestellt. Die Beobachtung des Kurlebens zog mich wohl an, ich muß aber gestehen, daß ich die Karlsbader Kur in ihrer Wirkung nicht sehr hoch einschätzte. Die mit den Trinkbechern herumwandelnden Kurgäste taten mir, wenn sie schlecht aussahen, ehrlich leid, im allgemeinen aber glaubte ich weniger an die Heilkraft des Wassers als an die eitle Hoffnung, der sich die Kurgäste hingaben, vielfach kamen sie mir sogar komisch vor. Ich wurde später allerdings durch meine eigene Erfahrung eines besseren belehrt und gehöre seit einer Reihe von Dezennien zu den treuesten und dankbarsten Kurgästen des von mir heiß geliebten Kurortes.

An der Oberrealschule in Elbogen war, wie an allen anderen Mittelschulen Böhmens mit deutscher Unterrichtssprache, die tschechische Sprache obligater Lehrgegenstand und es war ein unglücklicher Schritt

unserer deutschen Politiker, diese Sachlage zu ändern und die Pflege der zweiten Landessprache als eine Belästigung oder Verunzierung des Lehrplanes aufzufassen und abzuschaffen. Zu meiner Zeit jedoch bot der Umstand, daß ein tschechischer Lehrer für seine Muttersprache wirksam war, nicht den geringsten Anstoß, ja es war noch ein anderes tschechisches Mitglied des Lehrkörpers da, namens Častek, der sich über mein Ansuchen bemühte, mir die tschechische Sprache beizubringen. Das Unternehmen scheiterte an meiner vollständigen Unfähigkeit, diese Sprache zu erlernen; es ging mir damit wie mit der Musik. Wichtiger als all dies war jedoch, daß ich Muße genug hatte, mich in dem von mir gewählten Zweige der technischen Wissenschaften, der Technologie, zu betätigen. Obwohl ich die beschreibende Technologie, die durch Karmarsch zu dem Rang einer Wissenschaft erhoben wurde, hoch einschätzte und sie als unentbehrliche Vorbereitung für das Gewinnen neuer Erkenntnisse und Gesetze erachtete, hatte ich schon als unverrückbares Ziel die Erweiterung des wissenschaftlichen Gebäudes der Technologie im Wege der Forschung ins Auge gefaßt. Die Forschung kann nur auf experimentellem oder spekulativem Wege betrieben werden. Ich hatte, wie schon erwähnt, während der Londoner Weltausstellung das Papier als besonders anziehendes und wichtiges Studienobjekt gewählt. Die einschlägige Literatur wies mich vorerst darauf hin, im n. ö. Gewerbeverein als eine Art Ausstellungsbericht einen Vortrag über die Fabrikation des Papiers zu halten, der in der Zeitschrift des niederösterreichischen Gewerbevereines veröffentlicht wurde.

Meine Papiermustersammlung sollte das Material für einen Vergleich der Ergebnisse der Untersuchung oder Prüfung des Papiers auf seine Eigenschaften, soweit sie experimentell erfaßbar waren, bilden. Ich wählte aus meiner Sammlung 50 verschiedene Muster aus, die so ziemlich die wichtigsten Papierarten darstellten, und durch die auch die hervorragendsten papiererzeugenden Staaten, auch Japan, vertreten waren. Ich stellte mir nun die Aufgabe, die im Warenverkehr übliche Art der Beurteilung der Qualität des Papiers, die ich als eine äußerst oberflächliche, ja sogar irreführende kannte, durch eine wissenschaftlich begründete Untersuchung der Eigenschaften des Papiers zu ersetzen. Die anzuwendenden Methoden der Untersuchung auf Festigkeit und Elastizität, auf das spezifische Gewicht, auf den Aschengehalt, auf den Rohstoff, eventuell vor und nach seiner Verarbeitung im fertigen Fabrikat waren ja bekannt, es handelte sich nur um die für die Anwendung dieser Methoden auf das Papier zu benützensden Behelfe, die zum Teil erst geschaffen werden mußten. Für die mikroskopische Untersuchung war durch die Arbeiten Wiesners eine breite, zuverlässige Grundlage gegeben, welche sowohl mein Freund Dr. Glückselig, als auch ich ausreichend kannten, um auf ihr bauend, die Untersuchungen anzustellen. Für chemische Fragen war Kollege Marian ein zuverlässiger Berater. Wir gingen mit Eifer ans Werk und ich hatte vor allem einen Apparat zur Untersuchung der Elastizität und Festigkeit des Papiers zu ersinnen. Die Ausführung desselben gelang mir mit Hilfe des Mechanikers Gareis in Elbogen in

befriedigender Weise. Nachdem ich die vorhandenen Muster mit Eifer und Gewissenhaftigkeit in den angegebenen Richtungen untersucht und die Ergebnisse tabellarisch zusammengestellt hatte, war ich zur Überzeugung gelangt, daß eine wissenschaftliche Papierprüfung möglich, zeitgemäß und daher ihre Einführung in die Fabriken und in den Handelsverkehr empfehlens- und wünschenswert sei. Mit meinem Manuskript wendete ich mich an meinen, mir von der Studienzeit her väterlich gesinnten Lehrer, den Hofrat Adam R. von Burg, um Rat über die Art der Veröffentlichung. Dieser empfahl mir nach sorgfältiger Durchsicht des Manuskripts, die Arbeit als Monographie dem Buchhandel zwecks weiterer Verbreitung zu übergeben und riet mir diesen Weg gegenüber dem für meine Absichten weniger geeigneten der Drucklegung in den Denkschriften der Akademie der Wissenschaften. Über seinen Wunsch übernahm die k. k. Hof- und Staatsdruckerei Druck und Verlag meiner Abhandlung, die unter dem Titel „Untersuchung der Eigenschaften des Papiers“, im Jahre 1864 erschienen ist. Mit dieser Publikation bin ich zum erstenmal auf dem Gebiete der Papierprüfung vor die Öffentlichkeit getreten und habe diesem Schritt nicht ohne Überwindung fataler Hindernisse weitere folgen lassen, wie die Errichtung der Papierprüfungsanstalt am Technologischen Gewerbemuseum in Wien und die Schaffung eines Speziallehrcurses für Papierindustrie an der gleichen Anstalt.

Die von mir vorgeschlagenen Methoden und die ihnen dienenden Apparate sind bald vereinzelt auch in Deutschland eingeführt worden, im Jahre 1868 auch in der Thurneisen'schen Papierfabrik in Basel; A. Bekkh in Göppingen, Württemberg, hat meine Apparate nach mehrjährigem Gebrauch weiter ausgebildet. Von da ab ging die Verbreitung der Papierprüfung ununterbrochen vorwärts.

Aus dem gleichen Ideengang heraus beabsichtigte ich auch die mechanisch-technische Untersuchung des Porzellans in Angriff zu nehmen, und zwar sowohl die Untersuchung der Rohstoffe als die des Fabrikats, die hinter der chemischen Analyse in ihrer technischen Anwendung weit zurückgeblieben war. Als ersten Versuch in dieser Richtung unternahm ich die Feststellung des spezifischen Gewichtes von Erzeugnissen der Chodauer Porzellanfabrik, der dann Versuche über die absolute Festigkeit, die Erscheinungen beim Temperaturwechsel bei dem Rohstoff und Erzeugnis folgen sollten. Am Schlusse der Veröffentlichung dieser kleinen Arbeit richtete ich an die Porzellan- und Tonwarenfabrikanten das Ansuchen, mir Probestücke von einer vorgeschriebenen Form, begleitet von bestimmten Daten über die Provenienz zur Verfügung zu stellen. Der Appell blieb jedoch ohne Wirkung. Bald darauf, im Sommer 1865, verließ ich Elbogen und begab mich nach Hannover zu dem Altmeister der mechanischen Technologie, dem Organisator und Direktor der Technischen Hochschule in Hannover, Karl Karmarsch. Ich studierte dort nicht nur das von Karmarsch begründete technologische Kabinett, sondern auch die in Hannover eingerichtete permanente Gewerbeausstellung, über die ich in der Wochenschrift des niederösterreichischen Gewerbevereines ausführlich berichtete.

Im Oktober 1865 trat ich mein neues Lehramt an der wohlausgerüsteten, kürzlich errichteten Landesoberrealschule in Krems an, das mich zuerst vollauf beschäftigte und mich mit neuen Berufs- und Lebensverhältnissen in Berührung brachte. Krems hatte für mich im Vergleich zu Elbogen den großen Vorteil der Nähe von Wien. Ich konnte meine Beziehungen zu Personen und Instituten — und diese waren mannigfaltig genug — viel eindringlicher pflegen, als dies der Fall war, solange ich in Elbogen wohnte und nur zu kurzen Besuchen nach Wien kommen konnte. Eine lokale Industrie von Bedeutung gab es in Krems nicht und auch heute noch ist Krems mehr ein Handelsplatz inmitten einer Wein- und Ackerbau treibenden Region, ein Stapelplatz des Handelsverkehrs auf der Donau und außerdem der Sitz von Ämtern und Schulen. Zwei Etablissements, deren Richtung mir aber ferne lag, die k. k. Tabakfabrik und die Lederfabrik von Franz Schmitt in Rehberg bei Krems, waren die einzigen Repräsentanten der Industrie. Die gewerbliche Fortbildungsschule, die mit der Realschule verbunden war, und an der ich auch eine Lehrverpflichtung hatte, war schwach besucht und die Schülerschar bot bei ihrer geringen Veranlagung und absoluten Geistes-trägheit keine besondere Anziehung für die Lehrer. Auch das halbjährige Honorar von 50 Gulden für die wöchentliche Doppelstunde war nach meiner Auffassung zu niedrig bemessen und ich beschloß daher, meine Kollegen dazu zu bewegen, daß sie mit mir auf diesen Neben-erwerb unter solchen Umständen verzichten sollten. Ich reichte meine Demission ein, es fand sich aber bald jemand, der die freie Stelle unter den bisherigen Bedingungen übernahm. — Es war mein erster und letzter Versuch zur Einleitung eines Streikes. — Eine Gelegen-heit zu einer technischen Beobachtung bot die neue Konstruktion eines Backofens, die ein Bäckermeister in Krems, Wochenmayr, ersann und durchführte. Eine Kommission von Fachmännern gab nach genauer Untersuchung des Backofens ein so günstiges Urteil über die Anlage ab, daß ich mich veranlaßt sah, eine Beschreibung dieser fortschrittlichen Bauweise in Dingers Polytechnischem Journal zu veröffentlichen. Es wurde mir sehr bald klar, daß ich mir — unabhängig vom Kremser Boden und außerhalb meiner Professur — Aufgaben stellen mußte, die mich fachlich weiterbringen würden.

Die Ankündigung der zweiten Pariser Weltausstellung 1867 weckte in mir den Wunsch, diese Ausstellung mindestens in einer halb-amtlichen Eigenschaft besuchen und studieren zu können. Die Leb-haftigkeit dieses Wunsches wurde allerdings während des Unglücksjahres 1866 durch die kriegerischen Ereignisse zurückgedrängt. Die preußischen Heereskörper waren nach den in Böhmen gewonnenen Schlachten auf dem Anmarsch gegen Wien, unsere Armee war gleichzeitig durch einen von Frankreich begünstigten Angriff Italiens engagiert, so daß die Lage für unseren Staat äußerst bedrohlich erschien. Es wurde angekündigt, daß das in Krems stationierte Genie-Regiment Krems verlassen müsse, es bildete sich deshalb eine Bürgerwehr, der ich auch angehörte; man exerzierte, lernte die Handhabung von Gewehren und bereitete sich darauf vor, den

Wach- und Patrouillendienst für Krems und Umgebung zu versehen. Schon war ich bestimmt, an einem der nächsten Tage im Strafhaus zu Stein Wachdienst zu leisten, als die Nachricht von dem Beginn der Friedensverhandlungen zu Nikolsburg eintraf und wir uns dem tatsächlichen Friedensschlusse näherten, wodurch auch die Stadt wieder zu normalen Verhältnissen gelangte.

Ausstellungswesen

Trotz all dieser äußerst ungünstigen Umstände befaßte ich mich mit der Verfolgung des Gedankens, daß das Ausstellungswesen ein überwiegend technisches und organisatorisches Problem darstelle. Weiterhin gelangte ich zu dem Entschluß, eine Art von Handbuch des Ausstellungswesens zu verfassen, in dem das technische Moment überwiegen sollte. Das Unternehmen war etwas kühn, nachdem es eine einschlägige technische Literatur nur in geringem Maße gab und es weiters fraglich war, ob sich ein Verleger für dieses Novum finden würde.

Die rührige Verlagsfirma B. F. Voigt in Weimar übernahm das Risiko, den bisher unbekanntem Stoff, durch einen unbekanntem Autor bearbeitet, herauszugeben. Zur Veranstaltung einer Ausstellung hielt sich jedermann für befähigt, man drängte sich zu diesen modernen Märkten, und man wurde kaum gewahr, wieviel alles anders und besser gemacht werden konnte, wenn Ingenieure bei diesen Veranstaltungen das entscheidende Wort zu sprechen gehabt hätten. Ich schrieb also mein Buch, das nach dem Verlangen des Buchhändlers den Titel führte: „Der Aussteller und die Ausstellungen“. Ich war mir wohl bewußt, daß es Männer gegeben hätte, die zur Lösung der Aufgabe, die das Buch verfolgte, weit mehr berufen gewesen wären als ich, der ja noch nicht über eine reiche Erfahrung verfügte. Da aber von niemand anderem der Versuch unternommen wurde, dem von mir erkannten Bedürfnisse abzuweichen, so hielt ich es wohl für gerechtfertigt, daß ich an die Arbeit ging und sie nach bestem Willen und Können durchführte. Nicht ohne Befangenheit erklärte ich im Vorwort des im Jahre 1866 erschienenen Buches, daß es das erste in seiner Art sei, daß es den Ausstellern und dem Ausstellungswesen zum Nutzen gereichen und vielleicht auch die Anregung zu ähnlichen literarischen Bestrebungen geben möchte. Die an mein gewagtes Unternehmen geknüpften Hoffnungen haben sich insofern erfüllt, als der literarische Versuch, die technische Seite des Ausstellungswesens hervorzukehren, eine wohlwollende Aufnahme fand und die in meinem Inneren hie und da gehegte Befürchtung, mich einer herben abfälligen Kritik auszusetzen, sich als nicht begründet herausstellte. Ich hatte bei der im darauffolgenden Jahre veranstalteten zweiten Pariser Weltausstellung reichlich Gelegenheit, den Inhalt meines Buches auf seine Richtigkeit hin zu prüfen, weitere Erfahrungen zu sammeln, so auch bei der deutschen Gewerbeausstellung in Wittenberg 1869 und bei der Internationalen Ausstellung für das gesamte Gebiet des Hauswesens in Kassel 1870, endlich als Bericht-

erstatte bei der Schwäbischen Industrieausstellung in Ulm 1871, so daß ich im Jahre 1872 dem Verleger vorschlagen konnte, eine zweite vervollständigte Ausgabe meines Buches zu veranstalten, was die Verlagsbuchhandlung in Weimar angesichts der Vorbereitungen für die Wiener Weltausstellung 1873 auch tatsächlich unternahm. Diese neue Auflage meines Buches hatte den ausdrücklichen Zweck, auf die Wiener Weltausstellung durch eine bessere Vorbereitung der Ausstellungsteilnehmer hinzuwirken. Ich selbst würde später vielleicht an der Arbeit manches aussetzen gehabt haben, besonders dadurch belehrt, was hervorragende Künstler bei der Installation von Ausstellungsgruppen auf dem Gebiete der Ausstellungstechnik leisteten. Für mich war die Verfassung des Buches trotz der ihm anhaftenden Mängel eine wertvolle Vorbereitung für die Installation von permanenten Ausstellungen und bei der Einrichtung von Museen, an der mitzuwirken oder die zu leiten ich berufen war.

Obwohl der Friedensschluß von Nikolsburg der österreichischen Monarchie große Opfer auferlegte, rüstete man in Österreich, wie in allen Industriestaaten, aber ganz besonders in Wien, zur Beschickung der von Napoleon III. angeordneten zweiten Pariser Weltausstellung im Jahre 1867. Diese sollte räumlich und inhaltlich ihre Vorgängerinnen in Paris und London weit überragen. Für mich war es eine feststehende Überzeugung, daß ich an dieser Ausstellung, als einem weiten Felde der Belehrung, teilnehmen müsse, wenn irgend möglich in einer Stellung, die meinem Wissensdurst reichliche Gelegenheit zur Befriedigung bieten würde. Glücklicherweise waren es einflußreiche Männer des n. ö. Gewerbevereines, die als Mitglieder der kaiserlichen Kommission für die österreichische Sektion fungierten und die meine Ernennung zum Délégué der Jury und offiziellen Berichterstatter unter der Leitung des Chefredakteurs Prof. Dr. Franz Neumann bewirkten. Die Wahl der Klassen, für welche ich als Experte der Jury und als Berichterstatter zu fungieren hatte, blieb mir im Einvernehmen mit den maßgebenden Funktionären überlassen und ich wurde auch ausreichend dotiert, um den Sommer unter gleichzeitiger Beurlaubung von meinem Kremser Lehramte in Paris verbringen zu können.

Jubelnd folgte ich dieser Berufung, mit um so größerer Freude, als mir ein freundschaftlicher Verkehr dadurch gewährleistet erschien, daß nebst dem Professor Neumann meine Studienkollegen Rudolf Manega und Artur von Scala gleichzeitig in Paris wirkten. Ziemlich gleichaltrig, mit ähnlichem Bildungsgrad, ähnlichen Neigungen und verwandten Aufgaben, verbanden wir uns zu gemeinsamen, gesellschaftlichen Unternehmungen und Ausflügen. Die bescheidene finanzielle Situation, abgesehen vom wohlhabenden Professor Neumann, zwang uns auch zum Nebenerwerb, den Manega und ich in publizistischer Tätigkeit fanden. Wir alle vier gelangten später auf verschiedenen Wegen zu schönen Stellungen im Staate. Rudolf Manega, der über meine Veranlassung ein sehr hübsches Buch über Arbeiterwohnungen im Voigtschen Verlage herausgab, stieg zu einem

hohen Rang im rumänischen Verkehrsdienst auf, Scala, der nach Paris gekommen war, nachdem er eine Ingenieurpraxis in der englischen Textilindustrie hinter sich hatte, und der von englischer Kultur durchtränkt war, begründete nach der Wiener Weltausstellung das orientalische Museum in Wien und trat von dort als Direktor an das Österreichische Museum für Kunst und Industrie über, eine Stellung, die er sehr originell und trotz vielseitiger Anfechtung mit wirklichem Erfolg bekleidete. Professor Neumann wirkte in späteren Jahren als Hofrat Neumann Ritter von Spallart an der Hochschule für Bodenkultur in Wien und erlangte einen großen Ruf als Statistiker und volkswirtschaftlicher Schriftsteller. Wir alle kamen in die Lage, unsere in Paris befestigte Freundschaft bei späteren Gelegenheiten gegenseitig zu bewähren.

Ich habe die freundschaftliche Beziehung in den Vordergrund gestellt, obwohl ich nicht den Vorteil vernachlässigen möchte, der darin bestand, daß ich mit einer Reihe der hervorragendsten österreichischen Persönlichkeiten, die als Mitglieder der Jury oder der Berichterstattung nach Paris entsendet worden waren, bekannt wurde und bei manchen eine sympathische Gesinnung für mich erweckte, die mir später sehr zustatten kam. Da es ein interessanteres Objekt der Betrachtung und des Studiums nicht gibt als den Menschen, so war mir der Verkehr mit diesen Persönlichkeiten von großem Werte. Ich möchte aus diesem Kreise jene nennen, die ich als über das Mittelmaß hervorragend beurteilte, und an die ich mich daher heute noch lebhaft erinnere, mehr in Beziehung auf ihre fachliche Betätigung als auf ihre äußere Erscheinung, die in der Mehrzahl der Fälle in meinem Gedächtnis verwischt ist: Meine ehemaligen Lehrer an der Technischen Hochschule Burg und Schrötter, dann Eitelberger, Alexander Bauer, Ingenieur Friedrich Boemches, Universitätsprofessor Dr. Cessner, Kustos Jakob Falke und der Musterzeichner am österreichischen Museum Friedrich Fischbach, sowie der Kurator dieser Anstalt, Ferdinand Ritter von Friedland, Obergeringieur Theodor Ritter von Goldschmidt, Architekt Theophil Hansen, Professor Dr. Eduard Hanslick, der berühmte Musikkritiker der „Neuen Freien Presse“, der Fabriksbesitzer Anton Harpke, Vater des Anton Harpke jun., mit dem ich später in freundschaftliche Beziehungen trat, die Brüder Karl Hochstetter und der Weltreisende Professor Ferdinand Ritter von Hochstetter, Handelskammersekretär Dr. Holdhaus, Kaufmann Alfred von Lindheim, der Sekretär der Handels- und Gewerbekammer in Brünn Dr. Migerka, Professor Rudolf Mentschik an der Technischen Hochschule in Graz, der Brüner Fabrikant Karl Offermann, der später berühmt gewordene volkswirtschaftliche Schriftsteller und Politiker Dr. Alexander Peez, Professor an der Oberrealschule auf der Wieden Dr. Pisko, Ministerialrat Peter Ritter von Rittinger, Zuckerfabriksbesitzer Florent Robert, Weinproduzent Robert Schlumberger, Oberbaurat und Dombaumeister Friedrich Schmidt, der Brüner Schafwollwarenfabrikant Gustav Schoeller, der Wiener Universitätsprofessor Dr. Damian

Schroff, der Lederfabrikant in Sechshaus Friedrich Sueß, der Direktor der Leobner Bergakademie Peter Tunner, der Schriftsteller Friedrich Uhl und der Professor Ladislaus Wagner aus Budapest, Franz Ritter von Wertheim, damals Vizepräsident der Wiener Handelskammer, der General-Domäneninspektor Josef Wessely, der Dozent am Polytechnischen Institut in Wien Dr. Julius Wiesner, Chefingenieur der Ausstellungskommission I. Wottitz und viele andere. Diese Liste zeigt, wie glänzend Österreich bei dieser Weltausstellung im Preisgericht und in der Berichterstattung vertreten war.

Meine amtliche Aufgabe in Paris war die, als Associé bei den Beratungen der Jury und für die Klassen, denen ich zugeteilt war, nämlich: Anwendung des Zeichnens und der Plastik auf die Gewerbe und die Tapeten- und Buntpapierindustrie, die amtlichen Berichte zu verfassen. Aus beiden Fächern gingen später organisatorische oder technologische Abhandlungen, Vorträge, ja in einem Falle sogar die Verfassung eines umfangreichen Werkes hervor.

Das technische Zeichnen, das ich ja seit meiner Kindheit als Schüler und fast ein Dezennium lang schon als Lehrer betrieben hatte, war gewiß ein Fach, in dem ich mir die Berechtigung eines Urteiles zuschreiben durfte. In der Ausstellung selbst fiel mir die Exposition der Pariser Zeichenschulen auf, sie hatte eine Ergänzung in dem Palast des Unterrichtsministeriums in der Rue de Grenelle. Ich hielt es für meine Pflicht, die Schulen selbst einer genauen Untersuchung durch Hospitierung des Unterrichtes zu unterziehen und wendete mich direkt an die oberste leitende Persönlichkeit, den Präsidenten des Pariser Gemeinderates und Mitglied des Senates, den berühmten Chemiker Jean Baptiste Dumas. Ich war nicht wenig befangen, als ich in das Kabinett des bedeutenden Mannes eingelassen wurde, dessen hervorragende Stellung als Gelehrter und Lehrer ich durch Alexander Bauer erfahren hatte. Dumas, damals ein kräftiger Mann in den hohen sechziger Jahren, kam mir überaus liebenswürdig und gewinnend entgegen, so daß ich meine Befangenheit bald los wurde, die ihm übrigens einen sichtbar günstigen Eindruck gemacht hatte. Für Fachleute brauche ich nicht zu sagen, welche große Leistungen auf dem Gebiete der Chemie sich an seinen Namen knüpfen. Ich konnte mir nicht erklären, wieso der große Gelehrte und Inhaber dreier Hochschullehrkanzeln dazu kam, der oberste Chef eines Netzes von über hundert Zeichenschulen zu sein, die er mit Vorliebe als Obmann der leitenden Kommission überwachte. Ich erfuhr erst dann, daß ja Dumas auch der Gründer der später so berühmt gewordenen Ecole centrale des arts et manufactures war. Er hatte also doch Zeit und Neigung, sich organisatorisch für die Entwicklung des in erster Linie gewerblichen Unterrichtes zu betätigen. Dumas gab mir seine Schriften, unter denen eine Rede, die er gelegentlich der Preisverteilung in den Zeichenschulen für Erwachsene hielt, mir besonderen Eindruck machte. Diese Rede verdiente heute noch in allen Industrieländern und städtischen Emporien plakatiert zu werden. Ich zitiere hier einen wegen seiner allgemeinen Wichtigkeit und auch

heutigen Aktualität besonders bemerkenswerten Passus: „Der Geschmack ist in keinem Lande ein zeitweiliges, ein spontanes Ereignis, er fordert allenthalben eine lange Pflege, er bildet sich unmerklich, er ist die Frucht ernstest Studiums und der Zeit, er befestigt sich durch die Gewohnheit und die schönen Erzeugnisse der Nationen, durch den Verkehr mit vollendeten Werken der Künste; dagegen kann sich der Geschmack sehr schnell verschlechtern. Das dem Menschen eigentümliche Streben nach Tätigkeit und Wechsel ist besonders gefährlich für jene Völker, welche sich auf den höchsten Punkt der Vervollkommnung emporgeschwungen haben, auf jenen Gipfel, auf dem es so schwer ist, sich zu erhalten; das Bedürfnis, die Notwendigkeit der Bewegung setzt sie der Gefahr aus hinabzustürzen, darum ist die größte Wachsamkeit auf diesem schwindeligen Posten notwendig, die Vergeßlichkeit eines Augenblicks kann verderblich werden. Man bewahre die Typen des Schönen vor jeder Herabwürdigung und man biete sie unter den vorzüglichsten Manifestationen dar, zur Betrachtung für empfängliche Seelen, zur Beachtung feinführender Geister.“ Ich war wirklich hingerissen durch den Verkehr mit diesem großen Manne, der sogar seine Forschertätigkeit, die ihm Lorbeeren eintrug, vernachlässigte, um seinem Volke durch seine höhere Erkenntnis der Mittel und Ziele für Zivilisation und Reichtum zu dienen. Man machte ihm dies später in akademischen Kreisen zum Vorwurf, obwohl er in der akademischen Lehrerwelt zwei gleichfalls berühmte Nachfolger fand, nämlich Wurtz und Sainte Claire Deville. Der erstgenannte verfaßte ein Lehrbuch der Chemie, dessen Vorwort mit der oft zitierten Phrase begann „La chimie c'est une science française“, was eine nicht geringe, von Seite der deutschen Gelehrten belachte Überhebung darstellt, denn damals waren Wöhler und Liebig längst als Begründer der deutschen chemischen Gelehrsamkeit weltbekannt.

Meine eingehende Erforschung der Zustände des Pariser populären Unterrichtes im Zeichnen und Modellieren für Knaben und Mädchen, für Männer und Frauen, für Amateure und Gewerbetreibende war eine der Hauptfrüchte meines Pariser Aufenthaltes. Ich schrieb einen enthusiastischen Bericht schon von Paris aus an die Handels- und Gewerbekammer in Wien, die diesen Bericht in Druck legte. Eitelberger nahm sich dieser Sache noch besonders an. Schließlich blieb die Wirkung auch nicht aus, die um so dringender war, als die Zahl der öffentlichen Zeichenschulen in ganz Wien, wenn ich mich recht erinnere, nur vier betrug.

Meine Aufgaben in der Klasse 19, Tapeten- und Buntpapierindustrie, stellten eine Fortsetzung meiner bisherigen Bemühungen auf dem Gebiete des Papiers dar, ist doch dieses der Hauptrohstoff für die genannten Industrieerzeugnisse. Ich fand durch meine Stellung in der Jury und als offizieller Berichterstatter eine wohl nie wiederkehrende Gelegenheit, mich über die einschlägigen Industrieverhältnisse gründlich zu unterrichten, und zwar nicht bloß durch die Teilnahme an den Beratungen hervorragender Fachmänner mehrerer Nationen bei der Beurteilung der fertigen Produkte, die fast alle großen Etablissements Frankreichs und Deutsch-

lands repräsentierten, sondern noch vielmehr durch die mir gebotene Möglichkeit, die Pariser Fabriken zu besuchen und von den Fabriksbesitzern und Direktoren vielfach erschöpfendes Material durch mündliche Mitteilungen, Druckschriften, Zeichnungen und Muster von Fabrikserzeugnissen zu erhalten. Ich hatte nirgends Geheimniskrämerei zu begegnen, da man nicht besorgte, daß ich eine Konkurrenzfabrik in Österreich errichten würde, man mir auch keine Fabriksgeheimnisse anvertraute, wohl aber alles, was durch Patente geschützt war, bereitwilligst mitteilte. So entstand ein offizieller Bericht, der besonders dadurch Aufsehen erregte, daß er durch Proben von Buntpapieren illustriert war. Die sogenannten Kristallisationspapiere von Kuhlmann in Lille erregten nicht geringes Aufsehen, wiewohl sie nicht geeignet erschienen, sich dauernd einzuführen. Diese Kristallfiguren, die aus Salzlösungen ebenso entstehen wie die Eisblumen an den Fenstern aus der Feuchtigkeit der Luft und in typographischer Beziehung in ähnlicher Weise zur Verwendung gelangen, wie der von Hofrat von Auer erfundene sogenannte „Naturselbstdruck“, erschienen in überaus großer Mannigfaltigkeit und sollten nach der Meinung des Erfinders zum Druck von Kreditpapieren besonders geeignet sein. Das Herausfallen von Kristallen aus Salzlösungen wurde später mit größerem Erfolg in der Grés-Industrie in Frankreich angewendet, dann auch eine Zeitlang in der Porzellanindustrie als Oberflächenverzierung eingeführt. Ich war von der ernstesten Absicht beseelt, der im Niedergang befindlichen österreichischen Tapeten- und Buntpapierindustrie, die sich von der Manufaktur noch nicht zur modernen maschinellen Fabrikation aufgeschwungen hatte, mit meinen eben erworbenen Kenntnissen zu Hilfe zu kommen, vielleicht gar auch zur Errichtung neuer Etablissements für diese Industriezweige Anlaß zu geben, da zweifellos bei dem hohen Stande der Papierfabrikation in Österreich und der inländischen Erzeugung aller sonstigen Materialien, dann aber hauptsächlich wegen der Eignung unseres Volkes für kunstgewerbliche Richtungen unser Land und namentlich Wien für diese Industrie geradezu prädestiniert erscheint. Um meine Absichten zu erreichen, scheute ich keine Mühe, hielt Vorträge im Österreichischen Museum — darunter der erste, den ich in dem alten Ballhaus, der provisorischen Unterkunft dieses Institutes in der Reihe der Donnerstagsvorlesungen abhalten durfte — und im Gewerbeverein, verfaßte populäre Abhandlungen und entschloß mich endlich, ein umfangreiches Werk herauszugeben, das die gesamte Buntpapier- und Tapetenindustrie nach der Methode der beschreibenden Technologie zu behandeln hatte und dem ein Atlas beizugeben war, der die sämtlichen in diesen Industriezweigen in Verwendung stehenden Maschinen und eine reiche Auswahl von Mustern enthalten sollte. Ich sandte einen größeren Teil meines Manuskriptes an den Altmeister Karl Karmarsch in Hannover mit der Bitte, Einsicht in dasselbe zu nehmen und wenn es seine Billigung fand, ein Vorwort zu dem Werke zu schreiben, was er in bereitwilligster und wohlwollendster Weise tat. Der Verlag B. F. Voigt in Weimar übernahm auch diesmal das Risiko eines großen Kostenaufwandes für die Her-

stellung und prachtvolle Ausstattung des Buches. Es erschien, geziert und eingeführt durch das Karmarsche Vorwort, im Jahre 1868.

Trotzdem die mir übertragenen amtlichen Aufgaben, so wie ich sie auffaßte, viel Zeit und Mühe erforderten, vernachlässigte ich ebenso wenig wie meine Freunde die große Chance eines längeren Aufenthaltes in Paris zu jener Zeit und studierte die Ausstellung in allen ihren Teilen vom technischen Standpunkte aus, besuchte häufig das Conservatoire des arts et métiers und den Louvre und benützte jede sich darbietende Gelegenheit, um Vorträge zu hören. Ich leugne nicht, daß die französische Sprache gerade als Vortragssprache, sowie auf der Bühne einen unbeschreiblichen Reiz auf mich ausübt; heute noch könnte ich den Inhalt gewisser Vorträge angeben, in jenen Fällen, wo mich der Stoff oder der Vortragende oder beides fesselten. In dem von Napoleon im Bois de Vincennes für Industrieinvaliden errichteten Asyl zu Saint Maur wurden an Sonntagnachmittagen von hervorragenden Conférenciers für die Bewohner des Asyls Vorträge gehalten. Bedeutende Männer folgten gerne der Einladung zu solchen Veranstaltungen, wußten sie doch, daß Napoleon, der damals Allmächtige, Arbeiterfragen und Institutionen sozialpolitischer Richtung seine besondere Aufmerksamkeit schenkte in dem Bestreben, sich die unteren Klassen der Bevölkerung, wie man damals die Arbeiter nannte, geneigt zu machen. Zwei der Conférenciers will ich hier nennen, da sie mir, wie man sieht, unvergeßlich geblieben sind, den Professor der Nationalökonomie Wolowski und den Schriftsteller Audiganne, der ein besonders glänzender Redner war.

Beide besprachen die Weltausstellung in ihrer Gänze und äußerten sich in der anerkanntesten Weise über die Bedeutung Österreichs nicht nur als ausstellender Staat, sondern auch im Hinblick auf den unerschöpflichen Reichtum dieses Landes. „Les richesses autrichiennes“ wurde zum geflügelten Wort. Die ausgesuchte Courtoisie, mit der die amtlichen Kreise und die Bevölkerung uns Österreicher behandelten, zeigte einen auffälligen Gegensatz zur kalten Höflichkeit gegenüber allem, was norddeutsch war, das vom weniger gebildeten Franzosen immer als „preußisch“ aufgefaßt wurde.

Wichtiger noch als die vorgenannten Männer waren zwei Persönlichkeiten, deren öffentliche Wirksamkeit und Einfluß so hervorragten, daß sie sehr oft genannt wurden, und wenn ich als junger Funktionär der Ausstellung auch nicht mit ihnen in persönlichen Verkehr kam, blieben mir ihre Namen so eingeprägt, daß ich sie hier nennen muß. Michel Chevalier, der große Nationalökonom und Freund Cobdens, der gemeinsam mit ihm den englisch-französischen Handelsvertrag im Jahre 1860 proponierte, war der erste Anreger des Panamakanals und eines Tunnels unter der Themse zur Verbindung zwischen Frankreich und England; die Ausführung des ersten Gedankens hat er nicht mehr erlebt, ob der zweite überhaupt je zustande kommen wird, ist heute noch fraglich; aber seine schriftstellerische Tätigkeit wurde oft, namentlich von unserem Freunde Neumann zitiert, als man die Einrichtung des amtlichen österreichischen Berichtes beriet. Noch einschneidender war die über-

ragende Stellung des Generalkommissärs Ingenieur Le Play, der schon im Jahre 1855 die erste Pariser Weltausstellung in den Champs Elysées geleitet und die französische Sektion in London 1862 mit glänzendem Erfolg organisiert hatte. Auch er war Sozialpolitiker, aber sozusagen im Nebenamte und aus Gefälligkeit für den Kaiser, der ja eine besondere Ausstellungsgruppe für die „Classes ouvrières“ ersann und durch ein von ihm projektiertes Arbeiterhaus selbst beschickte. Dem Generalkommissär Le Play wird der Grundgedanke des Planes des Ausstellungspalastes zugeschrieben. Am Champs de Mars war auf einem elliptischen Grundriß ein Gebäude errichtet worden, dessen Längsachse senkrecht zur Seine, dessen kürzere Querachse parallel zur Seine gerichtet war. Das ganze Gebäude war in ringförmige konzentrische Galerien eingeteilt, die durch radial gerichtete Straßen durchkreuzt wurden. Die ringförmigen Streifen enthielten immer dieselbe Ausstellungsgruppe nach der Klassifikation der Ausstellungsobjekte, die durch die Radialstraßen gebildeten Sektoren waren je einem Staate zugewiesen, so zwar, daß, wenn man sich einen Radius entlang bewegte, man sich immer in der Ausstellung eines bestimmten Staates befand, während beim Durchwandern der ringförmigen Galerien man in derselben Gruppe den Vergleich zwischen den Leistungen der verschiedenen Staaten auf ein und demselben Gebiete anstellen konnte. So bestechend dieser Grundgedanke der Anordnung der Ausstellung auch war, konnte er natürlich nicht mit pedantischer Genauigkeit durchgeführt werden. Immerhin verleitete diese Idee zur Nachahmung und verwandelte sich später bei einem rechteckigen Grundriß in eine räumliche Aufteilung nach Abszissen und Ordinaten, wie dies wiederholt bei Ausstellungen und zuletzt im Wiener Technischen Museum für Industrie und Gewerbe versucht wurde.

Standen auch die Koryphäen der Ausstellung Frankreichs und aller Staaten für uns im Vordergrund des Interesses, so waren doch auch die politischen Matadore für mich wichtig genug, um darnach zu streben, sie wenigstens sehen zu können, was mir wiederholt beim führenden Staatsmann und Vertrauten der Napoleonischen Ideen, dem Sprechminister Rouher glückte. Sein Widerpart war der in seinem Wesen sehr gewinnende Jules Favre, der im Namen seiner kleinen standhaften Parlamentsminorität seit einer Reihe von Jahren die Freiheit des französischen Volkes gegen die Unterdrückung verteidigte. Er verurteilte die Politik Napoleons nicht nur in der deutschen, sondern auch in der mexikanischen Frage, die uns Österreichern ganz besonders nahe ging. Der Bruder unseres Kaisers, Maximilian, wurde von Napoleon dazu verleitet, die erste Rolle in dem mexikanischen Abenteuer zu übernehmen. Die französischen Militärkräfte, die als Usurpatoren in Mexiko gelandet waren, brachten es dahin, daß dem Erzherzog, der auf seinem Schloß Miramare lebte, romantische Neigungen hatte und die See liebte, die Kaiserkrone von Mexiko angetragen wurde, die er leider annahm. Er trat die Regierung auch tatsächlich an, das mexikanische Volk leistete jedoch Widerstand, Napoleon zog seine Besatzungstruppen zurück, General Bazaine verließ das Land und man überließ den Kaiser seinem

Schicksal. Nach einem heldenmütigen Kampfe, den er mit seinen ihm treu gebliebenen Truppen gegen den überlegenen Juarez führte, wurde er in Queretaro eingeschlossen, von einem sogenannten Kriegsgericht zum Tode verurteilt und erschossen. Die Nachricht von diesem tragischen Ende des in Österreich sehr populären Prinzen wirkte auf uns und unsere Landsleute wahrhaft erschütternd und warf einen tiefen Schatten auf unsere frohe Stimmung in Paris.

Innerhalb des Ausstellungspalastes am Champs de Mars und der Einzelgebäude, die im Ausstellungspark errichtet wurden, entwickelte sich der Wettbewerb zwischen den Nationen. Es würde zu sehr ins Detail führen, wenn ich hier einen Vergleich zwischen den Erfolgen der einzelnen Staaten, deren es 29 gab, durchführen wollte. Für uns Österreicher war es ehrenvoll, daß wir in bezug auf die Zahl der Aussteller der fünfte im Range, in bezug auf den okkupierten Flächenraum der vierte Staat waren, wobei man Frankreich, das die Hälfte des ganzen Ausstellungsgebäudes für sich in Anspruch nahm, ein Prinzip, das sich auch bei späteren Ausstellungen durchsetzte, aus der Betrachtung ausscheiden muß. Uns betraf vor allem der Vergleich mit Deutschland. Österreich war ein noch ungeteilter Staat, der Dualismus bereitete sich damals erst publizistisch und agitatorisch vor. Österreich erreichte an Ausdehnung und vielfach auch an Leistungen das politisch geeinigte Norddeutschland und hatte sonst, was Deutschland betrifft, den Wettstreit mit Bayern, Württemberg, Baden und Hessen zu bestehen, wobei es ehrenvoll abschneidet, trotz der nicht besonders geglückten Innen-Installation. Sicher ist, daß Österreich auf der Ausstellung numerisch das Übergewicht über Preußen hatte. Zweifellos wurde Österreich nur von Frankreich und England übertroffen, von anderen Staaten fallweise in der Mise-en-scène, aber die umfangreiche, mit großen, zum Teil nur aus Patriotismus gebrachten Opfern verbundene Beteiligung der österreichischen Produzenten verdiente rückhaltlose Anerkennung. Ein Staat, der so furchtbar gelitten hatte, und in seinen edelsten Teilen noch aus frischen Wunden blutete, ein Staat, dessen Bürger unter solchen Verhältnissen die Gelegenheit, seine Produktivität darzutun, mit Eifer wahrnahmen, hatte Anspruch auf Bewunderung und vorurteilsfreie Politiker haben sie ihm denn auch nicht versagt.

Ich faßte meine für eine politische Zeitschrift geschriebenen Artikel in einem Buch zusammen, das den Titel führt: „Studien über die Beteiligung Deutsch-Österreichs auf der Weltausstellung in Paris 1867“.

Abgesehen von unserer Auffassung der Bedeutung der deutschen Industrie in und für Österreich stand ja in der Pariser Gesellschaft und nicht nur in den offiziellen Kreisen das Kaisertum Österreich höher als Preußen, obwohl dieses die Führung im norddeutschen Bund innehatte. Der österreichische Generalkommissär, Generalkonsul Ritter von Schäffer, verstand es auch sehr gut, unter den Fittichen der österreichischen Botschaft den Einheitsstaat zu repräsentieren. Das Palais der Botschaft, in dem Fürst und Fürstin Metternich residierten,

überragte als sozialer Mittelpunkt alle anderen diplomatischen Vertretungen und wurde vom Kaiserpaar Napoleon und Eugenie oft und gern besucht. Ganz besonders stand aber die Fürstin Pauline von Metternich im Mittelpunkte der Pariser Gesellschaft, wurde dort bewundert und beneidet und war in Paris ungemein populär. Sie hatte eine leitende Stellung in allen Angelegenheiten des Geschmacks, war tonangebend durch ihren Esprit und durch ihre Liebenswürdigkeit, und die von ihr gegebenen Feste überboten alles, was an offiziellen Feierlichkeiten im Jahre 1867 veranstaltet wurde. Sie verstand auch als große Künstlerin in den Arrangements ihrer repräsentativen Unternehmungen das österreichische, insbesondere das Wiener Element in den Vordergrund zu rücken und Wiener Musik und Wiener Delikatessen, denen auch die „Semmeln“ und „Kipferln“ zuzuzählen sind, fanden in der Fürstin eine stets sieghafte Propagatorin. Auf ihrem Balle leitete Johann Strauß, der große Wiener Musiker, die Ballmusik. Den Höhepunkt der offiziellen Feste bildete ein Ball in den Tuileries, zu dem das Kaiserpaar offiziell einladen ließ, und das Ballfest, das die Stadt Paris im Hotel de Ville ihren Gästen aus der Fremde anbot. Wir befolgten selbstverständlich mit großer Sorgfalt die Anordnung, Hofkleider anzulegen, die wir uns für den Abend in den Tuileries beschaffen mußten. Diese Kleidung war Bedingung für den Einlaß. Trotzdem rügte am nächsten Morgen der „Figaro“ in seinem Ballbericht, daß doch zwei Personen durch ein Versehen, obzwar sie vorschriftswidrig gekleidet waren, Einlaß fanden, es war der Duc d'Aumale und — der Generaldomäneninspektor der österreichischen Staatseisenbahngesellschaft Josef Wessely, der noch dazu — *horribile dictu* — seine Lieblingskleidung — lichtgraues Beinkleid und gelbes Gilet angelegt hatte...

Die beiden Bälle, die anfangs Juli stattfanden, hatten unter ihren Gästen den Zaren, den König von Preußen und den König Ludwig I. von Bayern, abgesehen von vielen kleineren Potentaten und anderen hohen Persönlichkeiten. Kaiser Franz Josef kam nicht zu diesen Festen, sondern besuchte die Ausstellung erst im Oktober. Es wird behauptet, daß die Besichtigung der österreichischen Abteilung ihn so sehr befriedigt habe, daß er am Ende des Rundganges äußerte: „Ich bin stolz auf mein Österreich!“ Auch verlieh er noch in Paris eine Reihe hoher Auszeichnungen, die damals noch nicht so entwertet waren wie später. In dieser Auszeichnungsliste gab es auch einige wenige Orden der eisernen Krone, die statutengemäß den Anspruch auf Verleihung des österreichischen Adels gewährten, und so kam es, daß eine Anzahl österreichischer „Adelsgeschlechter“ vom 1. November 1867 ihren Ursprung datieren. Von meinen näheren Bekannten und engeren Freunden, die ausgezeichnet wurden, möchte ich hier nennen: den Vizepräsidenten des Niederösterreichischen Gewerbevereines, Bankdirektor Karl Zimmermann, später Ritter von Göllheim, den Architekten Heinrich Ferstel, den Druckwarenfabrikanten Friedrich Leitenberger und den Teppichfabrikanten Eduard Haas. Unser Kaiser stattete natürlich die üblichen Besuche ab, und von daher datiert die freund-

schaftliche Hochschätzung für die Kaiserin Eugenie, die er noch lange nach dem Sturz des französischen Kaisertums wiederholt bei Begegnungen in der ihm eigenen ritterlichen Art und Weise bezeugte. Auch seine freundschaftliche Beziehung zur Fürstin Metternich dürfte sich während dieses Pariser Aufenthaltes befestigt haben. Die Kaiserin Eugenie war zu jener Zeit noch eine Frau von strahlender Schönheit, an die keines der bekannten Porträts heranreicht. Kaiser Napoleon, den ich auch sonst wiederholt zu beobachten Gelegenheit hatte, war in seiner Erscheinung lange nicht so eindrucksvoll wie die Kaiserin, man könnte sein Auftreten und Gehaben eher ein bescheidenes nennen, jedenfalls hätte man den Mann des Staatsstreichs in ihm niemals vermutet. Wenn man nicht gewußt hätte, daß er der Kaiser ist, hätte man ihn wohl auch für einen gutsituierten, wohlwollenden Citoyen oder für einen Offizier in Zivil halten können. Er war weit entfernt, den Eindruck eines Gewaltmenschen zu machen.

Wenn Kontraste im Leben von besonderem Reiz sind, so waren sie uns damals in Paris beschieden, denn zwischen unserem bescheidenen Quartier bei einer Erzeugerin orthopädischer Mieder in der Rue de la Fontaine Molière, Madame Leprêtre, — sowie unserer, dieser bescheidenen Unterkunft angepaßten Lebensführung — und der Teilnahme an den großen offiziellen Verhandlungen, den gesellschaftlichen Veranstaltungen und den herrlichen Festen war wohl ein ganz bedeutender Gegensatz! Wir bemühten uns aber redlich nach beiden Richtungen den an uns gestellten Anforderungen stilgerecht zu entsprechen.

Von den vielen Ausflügen, die wir in die Umgebung von Paris unternahmen, will ich hier nur einen vermerken, es war die Fahrt nach Saint Germain en Laye, wo wir es nach genauer Überprüfung unserer Barmittel sogar wagen konnten, im berühmten Pavillon Henri IV. zu speisen. Nach St. Germain en Laye kam ich in späteren Jahren noch wiederholt, weil das dortige Museum der gallischen Altertümer mich immer wieder anzog...

Mit einer Fülle von Eindrücken und von Belehrung, mit einem Übermaß von Plänen und Absichten, und mit einem überreichen Stoff für ernste Arbeit kehrte ich nach Krems zurück — ein Gegenstück zu dem jähen Absturz von London nach Elbogen!...

In Wien war das Projekt der Errichtung eines Musterlagers aufgetaucht, wie solche in Stuttgart und in anderen Städten schon bestanden. Ich schlug in einem Berichte an die Handels- und Gewerbekammer in Wien die badische Gewerbehalle in Karlsruhe als nachahmenswertes Vorbild vor. Ich hatte dieses Institut unter der Führung des Geheimrates Diez und seines berühmten Direktors Meidinger — des Ofenmannes — kennengelernt. Es kam aber in jener Zeit nicht zur Durchführung des genannten Projektes.

Schon in Paris, aber besonders nach Abhaltung meines Vortrages über die Buntpapier- und Tapetenindustrie im Österreichischen Museum, reifte in mir die Überzeugung, daß das Österreichische Museum für

Kunst und Industrie ebensowenig an sein Ziel der technischen Vervollkommnung und Ertüchtigung des Gewerbefleißes und der Großindustrie gelangen könne wie das South-Kensington Museum in London, wenn es nicht auch wie dieses die technische Seite der gewerblichen und industriellen Produktion in sein Arbeitsprogramm aufnehmen würde. Das Kensington Museum warf sich unter Leitung seines genialen und begeisterten Direktors Owen ebenso auf die Geschmacksbildung wie später in Wien das österreichische Museum unter dem Kunsthistoriker Eitelberger. Ich predigte ohne Unterlaß, daß die Schönheit der Form und des Schmuckes abhängig sei von der Konstruktion und der Zweckerfüllung des Objektes, wenn es nicht reines Kunstwerk, sondern Gebrauchsgegenstand sein soll. Ich sagte, der Käufer verlangt von einer Lampe vor allem, daß sie ein Maximum an Licht spendet und von einem Stuhl etwa, daß man auf ihm bequem und sicher sitzen kann. Er verlangt weiters große Dauerhaftigkeit und mäßigen Preis, Umstände, die von der Technik des Gegenstandes mehr beeinflußt sind als von der künstlerischen Gestaltung. Ich stellte dem Direktor Eitelberger eindringlich vor, daß das Österreichische Museum, wenn es seinem Titel „für Kunst und Industrie“ und seiner satzungsgemäßen Aufgabe entsprechen wolle, und zwar sowohl die Sammlungen als die Hilfsinstitute, die Bibliothek und die Kunstgewerbeschule die technische Seite der Produktion in gleichem Maße berücksichtigen müßten wie die artistische. Ein breiter Raum müßte in der Organisation dem technischen Wissen und Können gewidmet werden, in theoretischer Richtung hätte die Technologie, in praktischer das Atelier oder die Werkstatt einzugreifen. Das Kunstgewerbe könne ebensowenig ohne gereifte technologische Kenntnisse bestehen wie ohne Bildung des Geschmackes in Form und Zier. Das Kensington-Museum hat durch eine systematisch geordnete Sammlung von Rohstoffen, durch die Einbeziehung des Patentmuseums in die Sammlungen und durch die Erweiterung des Zeichenunterrichtes nach der technischen Seite sein Programm entsprechend sinnfällig erweitert. Dasselbe müsse in Wien geschehen. Eitelberger schien vollständig überzeugt, ein Anfang war ja auch damit gemacht, daß in den Lehrplan der Kunstgewerbeschule eine Dozentur für Chemie aufgenommen worden war, die dem angesehenen Chemiker Ernst Ludwig, damals Professor an der Handelsakademie, übertragen wurde. In einem späteren Zeitpunkt hat man dann bei Gelegenheit der Aufhebung der Wiener Porzellanmanufaktur eine chemisch-technische Versuchsanstalt für Keramik an der Kunstgewerbeschule errichtet. Es gab also Momente, die zeigten, daß die Direktion des Museums eine Ahnung von der Bedeutung der Technik auch im Kunstgewerbe habe. Es ist mir jedoch nicht bekannt, durch welche Einflüsse Eitelberger aber schließlich bestimmt wurde, auf die Realisierung des von mir vertretenen Gedankens zu verzichten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Beamten und namentlich die Lehrer, die nur die Kunstgeschichte und nur die Kunstbetätigung im Auge hatten, Gegner der realistischen Richtung waren, der ich zum Siege verhelfen wollte. Ich stehe heute noch auf dem Standpunkte, daß die Kunst-

gewerbeschule des Österreichischen Museums der Anwendung der Kunst in Gewerbe und Industrie, in Handwerk und Fabrikation nicht ausreichend Rechnung trägt. Zur Unterstützung meiner Ideen ließ ich damals zwei Abhandlungen drucken, deren Inhalt heute noch Beachtung verdienen würde, obwohl es in jener Zeit zu ihrer Realisierung nicht kam. Die Abhandlungen führen die Titel „Technologie des Kunstgewerbes“ und „Der mechanisch-technologische Unterricht in England, Frankreich, Belgien, in der Schweiz und in Deutschland“, beide als Manuskript gedruckt im Jahre 1868...

An der Hochschule

Ich habe noch kein Wort darüber gesprochen, wie sich meine Stellung an der Oberrealschule in Krems gestaltete. Mit meinen Kollegen stand ich sehr gut, innig befreundet war ich mit dem Lehrer der Chemie, der von Elbogen kam, Hugo Ritter von Perger. Vom Direktor trennte mich die Verschiedenheit der Anschauung über die Lebensaufgaben; er war ja mit mir sehr zufrieden, sofern es sich um meine Lehrtätigkeit handelte, aber er begriff nicht, daß man über dieselbe hinaus auch noch andere Ziele leidenschaftlich verfolgen könne. Als er mir einen zweektägigen Urlaub verweigerte, den ich wegen Abhaltung eines Vortrages im Österreichischen Museum von ihm erbeten hatte, sagte er: „Ich begreife nicht, was Sie mit Ihrem ewigen Bücherschreiben und Vorträge halten überhaupt wollen. Ihre Stellung als Realschulprofessor ist ja eine sehr schöne und ernährt Sie reichlich, warum geben Sie keine Ruhe?“ Dieser sehr brave Mann und gute Direktor war Dr. Georg Ulrich, dem ich später, als er schon die Stellung eines Landesschulinspektors erreicht hatte, im Unterrichtsministerium wieder begegnete, wo ich in außerordentlicher Verwendung nebenamtlich als Inspektor des gewerblichen Bildungswesens mit dem Titel und Charakter eines Hofrates tätig war.

Die enge Umgrenzung meiner Berufsaufgaben mußte mir auch in Krems schließlich das Streben befeuern, von dort und namentlich vom Mittelschullehreramt loszukommen. Die Situation war insofern günstig, als sowohl am Polytechnischen Institute in Brünn, als auch an jenem in Graz die Lehrkanzel für mechanische Technologie vakant wurde und an der Forstakademie in Mariabrunn, die kürzlich zur Hochschule erhoben worden war, nach dem Reorganisationsplan eine Lehrkanzel für forstliches Ingenieurwesen, Technologie und einige grundlegende Fächer neu eingerichtet werden sollte. Ich entschied mich dafür, die Vakanz in Mariabrunn in erster Reihe ins Auge zu fassen, weil die Aufgabe der Neuorganisation einer Lehrkanzel mich reizte und im Vergleich zu einer auch an einem polytechnischen Institute immerhin ziemlich streng umschriebenen Lehraufgabe mehr Freiheit eröffnete und weil die Nähe von Wien die Möglichkeit bot, dort in den verschiedensten Richtungen tätig zu sein. Diese neu zu kreierende Lehrkanzel, die zusammen mit den kameralistischen Fächern die bloße Forstschule zu einer höheren Lehranstalt für die Forstwirtschaft, Industrie und Verwaltung emporheben

sollte, war zwar versuchsweise mit dem Realschulprofessor Architekten Julius Koch besetzt, der am Beginne des Studienjahres 1868/69 einen Teil der Vorlesungen im dritten Jahrgang der Forstakademie zu übernehmen hatte, aber es verlautete, daß Professor Koch die ihm nicht kongeniale Aufgabe zurücklegen wolle. Für diesen Fall mußte es zu einer neuerlichen provisorischen Besetzung kommen, die ich mit Urlaub in Krems anstrebte. Es kam auch wirklich so, und der Akademiendirektor Josef Wessely beantragte denn auch meine Ernennung zum provisorischen Professor an der Forstakademie unter Bedingungen, die auch in materieller Beziehung gegenüber der Lehrstelle an der Kremser Oberrealschule einen erheblichen Fortschritt bedeuteten. Es machte mich glücklich, ein ganz neues Feld der Betätigung als Lehrer zu gewinnen, hochschulmäßig vortragen zu können, mein Lieblingsfach, die Technologie, wenn auch mit der Beschränkung auf die Holzverarbeitung, im Mittelpunkt der Lehraufgabe zu sehen und meine sonstigen Kenntnisse als Ingenieur für das Forstwesen als Grundlage des Aufbaues für ein neues Fach, das forstliche Ingenieurwesen, verwerten zu können. Es braucht nicht ausführlich dargestellt zu werden, daß ich mich mit großer Begeisterung der Aufgabe zuwendete und sofort eine Reihe von Vorträgen in den Haupt- und Grundfächern übernahm. Die größte Sorge machte mir der Unterricht im Zeichnen, den ich als unerläßliche Ergänzung der Vorlesungen auffaßte, und von dem ich vorhersah, daß die Hörschaft sich nicht gerne in die Forderung, im Zeichensaal regelmäßig zu arbeiten, fügen werde. Überhaupt war ja die ganze technische und industrielle Richtung dem bisherigen forstlichen Unterricht gegenüber eine Neuerung, die hohe Anforderungen an den Studenten stellte, auf denen man aber bestehen mußte, wenn man die Forstleute befähigen wollte, das Transportwesen in seinem ganzen Umfange nach dem Stande der Wissenschaft und ebenso die Holzverarbeitung bis zum Halbfabrikat selbständig zu betreiben. Die einschlägige Literatur war dünn gesät, meistens von Nichttechnikern auf Grund der Empirie gearbeitet; allerdings vielfach — ganz besonders im Bauwesen — mit Geschick auf praktische Leistungen gerichtet.

Meine neuen Kollegen an der Akademie, viel zu gering an Zahl für die Durchführung des weitausgreifenden, von Wessely aufgestellten Lehrprogrammes, waren mir persönlich sehr wohlgesinnt. Hohes Ansehen genossen die älteren Professoren Breymann, Großbauer und der Professor der Chemie und Technologie Dr. Johann Oser. Wessely hatte auch eine Disziplin in der kameralistischen Richtung zu vertreten und zu seiner Unterstützung einen Assistenten, Dr. Gustav Marchet, der für die juristischen, nationalökonomischen und Verwaltungsaufgaben, auch die Finanzpolitik, an der Wesselyschen Lehrkanzel Verwendung fand und als Mann von gründlicher Fachbildung und allgemeinem Wissen sich rasch Geltung verschaffte.

Die Assistenten an den verschiedenen Lehrkanzeln, auch an der meinigen, waren durchgehends aus dem forstlichen Unterrichte und der forstlichen Praxis hervorgegangen. Mein Assistent war schon vor meiner

eigenen Berufung mit einem Teil des Unterrichtes betraut gewesen, der in das Gebiet der Ingenieurlehrkanzeln fiel, woran ich zunächst eine Änderung nicht vornehmen wollte. Es stellte sich aber bald heraus, oder man fühlte es wenigstens, daß alle Assistenten, darunter der Sohn Wesselys und der Assistent meiner Lehrkanzeln, die neue Richtung nicht goutierten und von den neuen Professoren sich eigentlich nur den Professor der Chemie gefallen ließen, weil er der Sohn eines Forstmannes war. Mir waren die Leute nicht grün, weil ich ihnen nicht „grün“ genug war. Wir Professoren hielten übrigens fest zusammen und waren uns darüber klar, daß nur durch eine Vergrößerung des Lehrkörpers die unerträgliche Überbürdung der einzelnen Lehrkanzeln und ihrer Vertreter beseitigt und eine wirkliche Hochschulorganisation erreicht werden könne. Wie brauchten einen Vertreter des Hauptfaches Botanik, einen Techniker für Mathematik, darstellende Geometrie und Mechanik, der auch die Notwendigkeit des Zeichnens zu verteidigen hatte. Auch für die Geodäsie sollte durch einen Ingenieur vorgesorgt werden, während die Anwendung der exakten Grundwissenschaften auf den Forstbetrieb, Holzmeßkunde u. dgl. durch Professor Breymann ausgezeichnet versehen wurde. Leider entriß ihn uns ein plötzlicher Tod und die Sorge um den Ersatz durch eine moderne Kraft von wissenschaftlichem Rufe war keine geringe. In der schwülen Stimmung, die alle Hörsäle und das ganze Haus beherrschte, bereitete sich ein Gewitter vor, dessen Entladung sehr luftreinigend wirkte. Das Professorenkollegium, das allerdings damals nur aus vier Personen und dem Direktor bestand, beriet über die Kreierung und Besetzung einer Lehrkanzeln für Mathematik und darstellende Geometrie, eventuell Geodäsie und Mechanik, und schlug hierfür den früheren Assistenten an der technischen Hochschule und Professor an einer Realschule in Wien, Josef Schlesinger, vor. Bei einer zufälligen Anwesenheit im Ackerbaumministerium erfuhr ich aus einem Gespräche mit dem Minister Grafen Potocki, daß der Direktor den Vorschlag des Professorenkollegiums gänzlich außer Acht lassend, den Assistenten an meiner Lehrkanzeln Zenker in Antrag brachte und sich dabei des Pluralis majestatis bediente, indem er seinen Bericht mit dem Wörtchen „wir“ stilisierte, so daß es den Anschein haben konnte, als sei dieser Vorschlag aus der Beratung des Professorenkollegiums hervorgegangen. Ich schlug Lärm, das heißt, ich machte meinen Kollegen Mitteilung von dieser willkürlichen Eskamotage des Beschlusses des Professorenkollegiums und wir machten eine Vorstellung beim Ministerium, an der sich alle Mitglieder des Lehrkörpers beteiligten. Dies kam, wenn auch nur von ungefähr der Hörschaft und den mit ihr fraternisierenden Assistenten zu Ohren, es entstand eine große Beunruhigung im Hause unter dem Schlagworte, daß wieder ein Techniker und nicht der geeignete Forstmann in den Lehrkörper kommen solle. Die Verstimmung steigerte sich zur Aufregung und diese war direkt gegen mich gerichtet; man sprach auch schon von beabsichtigten Demonstrationen. Eine solche sollte in meinem Hörsaale stattfinden, in dem sich bei einem Vortrage alle Hörer der Forstakademie einfanden. Ich hielt aber meine

Vorlesung so streng innerhalb des fachlichen Stoffes, daß sich kein rechter Anlaß fand zu demonstrieren, wonach diese „Verschwörung“ einigermaßen ablaute. Gegen meine Lehrtätigkeit konnte von keiner Seite eine Einwendung erhoben werden; ich wurde sogar schon nach halbjähriger provisorischer Stellung zur Ernennung als ordentlicher Professor vorgeschlagen, die auch alsbald erfolgte. An Wesselys Stelle wurde nunmehr ein anderer Direktor in der Person des gewesenen Hoyoschen Forstdirektors Johann Newald an die Spitze des Institutes berufen. Wir verfaßten jetzt im Professorenkollegium eine Denkschrift, in der wir die damaligen Zustände an der Anstalt und die unaufschiebbaren Reformen beleuchteten, und auch bei den späteren Besetzungen von Lehrkanzeln gingen wir geschlossen und einig vor. So kam Wiesner auf die Professur für Botanik, auch der von uns zur Berufung beantragte Schlesinger wurde wirklich ernannt und dadurch meine überlastete Lehrkanzel für mich und Schlesinger richtig abgegrenzt, und an Breymanns Stelle beriefen wir den Dozenten Dr. Freiherrn von Seckendorff.

Trotz der neuen Abgrenzung meiner Lehraufgabe, die sich ja vom Anfang an auf das gesamte Ingenieurwesen in seiner Anwendung auf die Forstwirtschaft einschließlich der grundlegenden Fächer erstreckt hatte, blieb noch immer eine Riesenaufgabe in der Errichtung des völlig neuen Lehrgebäudes übrig, der ich mich mit großer Liebe hingab. An den forstlichen Lehranstalten niederen und höheren Ranges wurde allenthalben unter der Bezeichnung „Forstbenutzung“ ein enzyklopädisches Fach gelehrt, das in erzählender Form die Fällung der Bäume, die verschiedenen Arten des Transportes vom Wald zu den Verarbeitungsstätten, die sogenannte „Bringung“, und die erste Ausformung der Forstprodukte sowohl nach der mechanischen als nach der chemischen Richtung hin behandelte. Für all das fehlte in der didaktischen Behandlung die technisch-wissenschaftliche Grundlage nach dem gegenwärtigen Stande des Ingenieurwesens, und es mußten die Elemente aus den technischen Disziplinen zusammengetragen werden, um die bisherige häufig bis zu bedeutender Höhe entwickelte Empirie zu interpretieren und zu korrigieren. Straßen-, Wasser- und Eisenbahnbau einschließlich des Kanalbaues und der Wildbachverbauung mußten zur Grundlage für das Transportwesen gewonnen werden, die „Holzverarbeitung“ selbst, als spezielle mechanische Technologie des Holzes, erheischte allgemeine Maschinenkunde, von den Maschinenelementen angefangen, als Basis für das Verständnis der Technologie. Ohne Einführung in das Maschinzeichnen war, wie dies für jeden Techniker sonnenklar ist, das Pensum nicht zu erledigen und da die Hörer eine genügende Vorbereitung in der darstellenden Geometrie, Mathematik und Mechanik erhalten hatten, konnte man ihnen auch zumuten, im Zeichensaal zum Maschinzeichnen angehalten zu werden. Gerade auf diesen Punkt waren viele der Hörer schlecht zu sprechen und erst als ich einen neuen, hochbegabten und im Zeichnen hervorragend befähigten Assistenten erhielt, nämlich Karl Freiherrn von Schilling, der schwäbischer Abkunft war, gelang

es mir, die Widerstände zu besiegen, da Schilling seiner Herkunft und Ausbildung nach ein „grüner Forstmann“ war, worauf man in Mariabrunn vor allem Gewicht legte.

Überaus wichtig erschien mir außerdem, mich über die neuesten Lehrmethoden auf dem Gebiete des Maschinenbaues und Maschinenzeichnens einschließlich der Kinematik zu informieren und ich trat zu diesem Behufe mit dem berühmten Schöpfer des letztgenannten Faches, Professor Reuleaux in Berlin, und mit dem Technologen Professor Ernst Hartig in Dresden in Verkehr, der zu einer intimen freundschaftlichen Verbindung wurde. Reuleaux' Methode des Zeichenunterrichtes wurde tatsächlich in Mariabrunn eingeführt und zeitigte nach Überwindung des anfänglichen Widerstrebens der Hörer die besten Erfolge. Überdies machte ich mir die Anlegung einer großen technologischen Sammlung zur Aufgabe, die nach wenigen Jahren dank der günstigen Raumverhältnisse in der Akademie und infolge meiner vielfachen persönlichen Beziehungen und Reisen zu ansehnlichem Umfang und wertvollem Inhalt gedieh. Auch die Anfänge des Versuchswesens in Beziehung auf das Holz als Rohstoff für die Industrie wurden im nützlichen Verkehr mit Wiesner und dem Schöpfer des Materialprüfungswesens Ferdinand Bauschinger in München angebahnt. Unter meinen Kollegen erinnere ich mich am liebsten an den Professor für Chemie Dr. Johann Oser, der mich eifrig beriet, wozu mancherlei Anlaß war, da er chemische Technologie des Holzes lehrte. Ein wertvoller Mitarbeiter wurde mir der Dozent für Bodenkunde Dr. Jakob Breitenlohner, ein mürrischer, aber innerlich liebenswürdiger Mensch und gediegener Fachmann, der von der Schwarzenbergischen Versuchsanstalt zu uns nach Mariabrunn gekommen war. Zur intensivsten Teilnahme an meinen Arbeiten erzog ich mir einen späteren Assistenten, Ferdinand Walla, der ebenso geschickt als Zeichner wie praktisch verwendbar war. Von ihm erlernte ich das Arbeiten an der Holzdrehbank zum Zwecke der Herstellung der Probezylinder für die Untersuchung von Festigkeitseigenschaften am Holze.

Aus meiner eigenen Erfahrung heraus und durch Beobachtung der Tätigkeit anderer Personen festigte sich meine Überzeugung, daß auch kleinere Ausstellungen wertvolle Gelegenheit gaben zur Erweiterung technologischer Kenntnisse, besonders dadurch, daß man dabei sehr leicht zum Besuche von Fabriksetablissemments zugelassen wurde und an den Beratungen des Preisgerichtes teilnehmen konnte. Auf Grund von Einladungen, die von auswärts kamen, oder in Verfolgung meiner eigenen Wünsche wurde ich in verschiedenen amtlichen Delegationen zu einer Reihe von Ausstellungen entsendet. Derartige Aufträge boten mir reichlich die Möglichkeit der Erwerbung von Objekten für das rasch anwachsende Mariabrunner technologische Museum und die Verpflichtung zu halbamtlicher Berichterstattung erhöhte meinen Einfluß bei dieser und jener Mission. Besonders interessant und wichtig für mich war die Vertretung der österreichischen Regierung bei der Ausstellung in Wittenberg 1869, die von Seite der preußischen Regierung und anderer deutscher

Staatsregierungen sehr gefördert wurde. Der preußische Kronprinz, (nachmalige Kaiser) Friedrich, war Protektor der Ausstellung und bei seiner persönlichen Anwesenheit in Wittenberg wurde ich ihm vorgestellt. Die Art, wie er mich aufnahm und bei wiederholten Begegnungen mit mir verkehrte, blieb, wie leicht erklärlich ist, deutlich in meiner Erinnerung haften. Der Kronprinz lud mich bei der Verabschiedung ein, ihm meinen Bericht über die Ausstellung und auch meine anderen literarischen Arbeiten zuzusenden, und wenn ich nach Berlin kommen sollte, ihn im Kronprinzenpalais zu besuchen. Daß sich dieser Einladung folgte, war selbstverständlich. Seine freimütigen Äußerungen und seine Umgangsformen, ledig jeder Art von Vorsicht oder Befangenheit, waren für mich trotz der Pariser Erlebnisse immerhin neu. Im Berliner Kronprinzenpalais wurde ich eines Abends, als ich mich erkundigte, unter welchen Formalitäten ich der Einladung zu einem Besuche Folge leisten könnte, ohne jede Förmlichkeit durch einen Hoffunktionär aufgefordert, einzutreten. Ich wurde in einem Wohnzimmer, in dem auch mehrere Familienmitglieder zugegen waren, empfangen und in einem längeren Gespräche wurden die Verhältnisse in meinem Vaterlande erörtert und auch ein teilnahmsvolles Interesse an meinen eigenen fachlichen Arbeiten und Bestrebungen bekundet. Es überraschte mich daher gar nicht, daß ich beim nächsten Besuche des deutschen Kronprinzen in Wien zu einer Audienz bei ihm eingeladen wurde. Auch bei dieser Begegnung war der Kronprinz von großer Liebenswürdigkeit und frei von jeder Konvenienz. Als er im Jahre 1873 als Protektor der deutschen Abteilung der Wiener Weltausstellung fungierte, erfreute er mich abermals mit wiederholten Zeichen seines Wohlwollens wie auch — seines außerordentlich guten Gedächtnisses... Bei einem offiziellen Frühstück, das der Kronprinz in Wien gab, wurde mir sogar die besondere Auszeichnung zuteil, die Kronprinzessin zu Tisch führen zu dürfen, was gewiß eine nach der damaligen Auffassung sehr kühne Abweichung von dem sonst üblichen höfischen Zeremoniell darstellte. Der Kronprinz trat auf mich zu und sagte mir: „Führen Sie meine Frau zu Tisch, sie wird sich sicher ausgezeichnet mit Ihnen unterhalten!“ Ich glaubte bescheidenmaßen die Bemerkung machen zu müssen, daß mich diese große Auszeichnung in Verlegenheit brächte — waren doch viele Personen anwesend, die ein größeres Anrecht auf diesen bevorzugten Platz gehabt hätten — worauf der Kronprinz zu seiner Umgebung gewendet lächelnd sagte: „Sehen Sie sich doch den Exner an, wenn er einmal in Verlegenheit ist!“ ... Die kaiserliche Hoheit scheint also wohl auch richtig bemerkt zu haben, wie weit es her war mit meiner Verlegenheit.

Im Jahre 1870 besuchte ich trotz des Krieges zwischen Deutschland und Frankreich die Ausstellung für das gesamte Haushaltswesen in Cassel, die einen Wendepunkt in der Entwicklung dieser Stadt brachte, die im Vergleiche zu Darmstadt so lange Zeit rückständig geblieben war. Von kleineren Ausstellungen, die mir und meiner Tätigkeit in Mariabrunn zugute kamen, ist noch die Gewerbeausstellung in Bielitz-Biala zu

nennen, die im Jahre 1871 stattfand, und die mich in bleibende Beziehungen zu den dortigen Industrien brachte.

Weitere Ausstellungen

Im Sommer des Jahres 1872 wurden sieben Ausstellungen abgehalten, die in weiteren Kreisen Beachtung fanden, es waren dies die Expositionen zu Moskau, Kopenhagen, London, Paris, Kaiserslautern, Interlaken und Stuttgart. Mit Ausnahme der zwei erstgenannten war ich in der Lage alle übrigen einer eingehenden Besichtigung zu unterziehen.

Von der Reihe internationaler Ausstellungen, die in zehn aufeinander folgenden Jahren von 1871 bis 1880 in London abgehalten werden sollten, war jene im Jahre 1872 die zweite. Regierungsrat J. Falke hat im damaligen Berichte der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer eine treffliche Schilderung dieser Ausstellung gegeben. Die Verurteilung, welche er jener Art von perennierenden Ausstellungen angedeihen ließ, und die daran geknüpfte Prophezeiung, daß sie sich abnützen müßten, ehe der Turnus zu Ende ist, fand schon bei dieser Ausstellung ihre volle Bestätigung. Wenn die ganze Serie der internationalen Ausstellungen absolviert gewesen wäre und man die Fähigkeit besessen hätte, am Ende des zehnten Jahres die Bilder der neun verflossenen Jahre nebeneinander zu stellen, endlich wenn man diesem unendlichen Chaos gegenüber noch eine Analyse, eine Gliederung gefunden hätte, dann würde man sich mit diesem System haben befreunden können.

Die großartigen Horticultural Gardens waren an allen vier Seiten mit Reihen von Palästen umsäumt; eine volle Stunde brauchte man, um die Räume zu durchschreiten. Und in diesen unermesslichen Räumen war alles Denkbare zusammengestapelt — gleichgültig woher. Eigentlich waren nur England, Frankreich, Belgien und — Queensland namhaft vertreten. Kein Produkt war ausgeschlossen, und wenn auch — was nicht geleugnet werden soll — sehr wertvolle Objekte in großer Menge vorhanden waren, und wenn auch die Goldschmiedekunst und die Ölmalerei am reichlichsten vertreten waren, so konnte man doch diese Londoner internationale Ausstellung nicht anders als die krasseste Verzerrung des Ausstellungsgedankens nennen. Wenn das, was um die Horticultural Gardens aufgehäuft war, eine Ausstellung sein sollte, dann sind der Graben in Wien, der Boulevard des Italiens in Paris, die Passage St. Hubert in Brüssel und andere ebenfalls Ausstellungen. Es ist eigentümlich, daß London, wo das Ausstellungswesen im Jahre 1862 seinen Kulminationspunkt erreichte, jetzt das Schauspiel des Verfalles desselben bieten mußte.

Zur selben Zeit war in Paris in dem für die 1855er „Exposition Universelle“ erbauten Industriepalaste in den Champs-Élysées eine „allgemeine Ausstellung der Économie domestique“ in Untermiete getreten. Hauptmieter war nämlich damals noch in der ganzen vorderen Längsfront das Kriegsvolk. Aus den Fenstern der eingebauten hölzernen

Baracken schaute der Infanterist in die „internationale“ (!) Ausstellung hinab. Die Exposition war ebensowenig „domestique“ als „universelle“. Man fand hier ebenso „alles“ wie in London, nur daß das Wertvolle in der Pariser Ausstellung ebenso vereinzelt war, wie in London das Wertlose. Bei der großen Mehrzahl der Objekte war nicht abzusehen, wie sie mit der *Économie domestique* zusammenhingen. Wenn ein Objekt nicht durch Billigkeit und durch Zweckmäßigkeit für den Komfort des bürgerlichen Wohnhauses hervorragt, so sollte es nicht in eine derartige Ausstellung kommen. Aber in der Pariser Ausstellung fand man eben alles, Sägegatter wie Luftballons! Der Zeitpunkt für eine Ausstellung ungeeignet, die Idee ungesund, die Durchführung unter aller Kritik! Kein Katalog und keine Ordnung. Zwischen 2 und 5 Uhr, wenn Musik spielte, wurden einzelne Passanten der Champs-Élysées hereingelockt. Ich fand sonst die Hallen öde und leer, die Stimmung düster wie das Arrangement. Frankreich, Belgien, einige schwedische Aussteller — voilà tout!

Von der Seine führte mich der Weg nach Kaiserslautern. Die bayrische Pfalz hatte, wie alle an den Kriegsschauplatz der Jahre 1870 und 1871 unmittelbar grenzenden Teile Deutschlands, in der letztvergangenen Zeit mehr von sich reden gemacht als vordem. Die Bewohner der Pfalz waren weniger zuvorkommend, weniger im Verkehr mit Fremden geschult als ihre Nachbarn am Rhein. Von Annehmlichkeiten für den Besucher der Ausstellung war nichts wahrzunehmen, von einer günstigen Voreingenommenheit für die Leistungen der Pfälzer konnte nicht die Rede sein. Um so mehr durfte die Beurteilung Wert haben, wenn sie günstig ausfiel. Die Pfalz versuchte es damals zum drittenmal, ein Bild ihres gewerblichen Lebens zu entrollen. Der Versuch war nach mehr als einer Richtung gelungen. Die Klassifikation umfaßte 14 Gruppen, die von 1000 Ausstellern sämtlich reich beschildert waren. Am hervorragendsten nach Quantität und Qualität der Expositionen war jene Gruppe, die Werkzeuge, Maschinen, landwirtschaftliche Geräte und Wagen umfaßte. Dann folgten die Textilindustrien, feinere Holzwaren und Kurzwaren überhaupt, endlich Halbfabrikate aus tierischen und pflanzlichen Rohstoffen. Ein besonderes Interesse gewann die Ausstellung durch die Veranstaltung der ersten Wanderausstellung des bayerischen Gewerbemuseums in Nürnberg. Dieses zu jener Zeit jüngste unter den deutschen Gewerbemuseen war nach einem großartigen, weit ausgreifenden Plane des damaligen Direktors Dr. Karl Stegmann, angelegt. Mit bedeutenden von Privaten aufgebrachtten Fonds und einer geringen Staatssubvention konnte dieses Institut bald den älteren Anstalten dieser Art in Stuttgart, Karlsruhe, Hannover und Berlin an die Seite gestellt werden.

Nun ging es nach Interlaken. Wer knüpft an den Namen Interlaken nicht die Erinnerung an die Jungfrau, an das Panorama des Thunersees, an die Gießbachfälle in ihrer überwältigenden Schönheit? Wer bewahrt nicht die Reminiszenz an Interlaken wie ein Juwel? Wer lebt nicht auf bei dem Gedanken an die Heimat des Lärchbaumes? Und doch ist das nicht alles! Das Berner Land ist ein noch in manch anderer Hinsicht beachtenswertes, gesegnetes, mustergültiges. Das eigenössische

statistische Bureau (Max Wirth), die vortreffliche und hochentwickelte Forstverwaltung, das forstliche Versuchswesen, die Aar-Korrektion — eine Flußregulierung wie wenig andere in Europa —, die Verbauung des Gurbentales bei Thun, endlich die Industrie und der industrielle Unterricht: das sind Dinge, die jedem Touristen von deutscher Bildung im Gedächtnis haften sollten. Interlaken nun veranstaltete 1872 eine Ausstellung, die die Berner Industrie repräsentieren und sie den Fremden und Einheimischen vorführen sollte. Diese Ausstellung konnte nach Programm und Arrangement als absolut gelungen bezeichnet werden. Die Holzindustrie dominierte in der Ausstellung. Die Holzschnitzerei in Brienz, entwickelt wie keine andere — obwohl sie damals kaum ein Jahrhundert alt war —, die Parketten- und Möbelfabrikation, endlich die Hausindustrie der Holzgeräte, die vielen der Milch- und Käseproduktion dienenden Geräte, die Gewebe und Spitzen fesselten den Besucher. Zur Zeit meiner Anwesenheit war die Ausstellung, wohl geordnet und glücklich arrangiert, reich an Meisterwerken. Alles nicht Bernsche war ausgeschlossen. Leider war damals ein Katalog noch nicht erschienen, der Besuch ein mäßiger. Die Ausstellung war kleiner als jene in Kaiserslautern, verkörperte den gleichen Gedanken, verdiente indessen den Vorzug. Der Besuch der Ausstellung veranlaßte mich bei einem späteren Aufenthalte in der Schweiz die dortigen Holzverarbeitenden Gewerbe und ihre Förderung eingehend zu studieren, was mir sehr zustatten kam, als ich die kunstgewerblichen Schulen für Holzschnitzerei und Bildhauerei, für Spielwaren- und Geräteerzeugung im Grödener Tale und in Altmünster am Traunsee als staatlicher Inspektor in Pflege zu nehmen hatte.

Ich sah in London ein krankes Programm, das die Dauer der Ausstellung ins Unmögliche verlängerte, das die ganze Welt einlud und doch die ganze Welt abstieß, das die Pflege der Industrial Arts verlangte und deshalb alles und jedes aufnahm, um die weiten Räume eines Galerienungetüms zu füllen. Ich sah ein Fiasko, einen Mißerfolg, den ich bedauerte, weil nicht Leichtsinns, sondern die Übertreibung ernstes Wollens ihn heraufbeschwor. — Ich sah in Paris ein Experiment mit unglaublichem Leichtsinns angestellt, das selbst eine der besten Eigenschaften der Franzosen, ihren Geschmack, verleugnete, ein Experiment, das mißlang, weil man einen Zeitpunkt wählte, der zu anderem als Ausstellungen mahnte, weil der Schoß, aus dem eine Ausstellung entspringen soll, lange vordem befruchtet sein will und nicht aus hundert Wunden bluten darf. Ein Programm soll eben nicht Vorwand oder Aushängeschild sein, sondern Grundgesetz. Große Staatsganze, die gleich Frankreich die krasseste und innigste Zentralisation als Dogma anerkennen, oder die gleich England ein einheitliches, ebenmäßig gepflegtes, üppig produzierendes Kulturfeld darstellen, sind im übrigen gar nicht in dem Maße zu Regional- und Distriktausstellungen berufen, wie die Föderativrepublik Schweiz, wie Deutschland, wie Altösterreich, das dualistische Völkerkonglomerat. Die Pfalz, Thüringen, die Mark, Schwaben, Franken, sind das nicht mehr als Namen, sind das nicht Begriffe? Der Kanton Bern, der Kanton Thurgau, der Böhmerwald, das Riesengebirge, das sind

Individuen, die man porträtieren kann. Die Porträts — das Spiegelbild — führen zur Selbsterkenntnis. Die Regierungen haben die Pflicht, solche Unternehmungen zu unterstützen, nicht ins Leben zu rufen, und eine noch wichtigere, die Resultate derselben zu studieren und auszuwerten. Mit der archivarischen Aufbewahrung von Berichten allein ist gewiß nicht gedient.

In jenem Lande Deutschlands, in dem der gewerbliche Unterricht in Gliederung, Überwachung, Unterstützung in jener Zeit am weitesten vorgeschritten war, in Württemberg, hatte man wieder die durch den Krieg 1870/71 unterbrochene Reihe von Ausstellungen kunstgewerblicher Schülerarbeiten aufgenommen. Wenn man so wie ich seit zehn Jahren die Entwicklung des gewerblichen Unterrichtes aufmerksam verfolgt und so wie ich fast alljährlich in Stuttgart Musterlager, Zentralstelle und Gewerbeschulkommission besucht und die Berichte im offiziellen Württembergischen Gewerbeblatt gelesen hatte, konnte man von einer Leistung, wie es diese Ausstellung war, nicht überrascht sein. Und dennoch war ich es in hohem Maße. Im Orangerieschlosse waren Zeichnungen, Modellierarbeiten, Aquarelle, Holzschnitzereien, Bossierarbeiten der sämtlichen Unterrichtsanstalten Württembergs (mit Ausnahme des Polytechnikums) exponiert. Es gehörten hieher die gewerblichen Fortbildungs- und Fachschulen, die Ackerbauschulen, die Waisen-, Taubstummen- und Rettungshäuser, die Volks- und Fabriksschulen, die Real- und die Lateinschulen, die Gymnasien und Lyzeen und die Lehrerseminare. Genaue Aufschlüsse über Schülerzahl und Organisation der Schulen, deren Arbeiten exponiert waren, vervollständigten das reiche Material. Die Methode und die Befähigung eines jeden Lehrers kamen zur Geltung, auch manches Gebrechen lag freilich offen zu Tage. Jede Schule wies ein eigenes Gepräge auf, hatte ihre spezielle Richtung. Das Arrangement, von hervorragenden Lehrkräften besorgt, war tadellos.

Die Leistungen waren in hohem Grade erfreulich. Den bevorzugtesten Punkt des Saales okkupierten die Stuttgarter Schulen, die auch in der Qualität des Ausgestellten (figurale Studien, Porträts, Gipsplastik und so weiter) einen hervorragenden Rang einnahmen.

Der Nutzen von Ausstellungen dieser Art ist ganz unverkennbar. Ausstellungen werden sich nur dann erhalten und die Zeit, in der sie modern waren, überdauern, wenn sie, so wie es in Stuttgart war, einen klar definierten Zweck strenge im Auge behaltend, scharf abgegrenzt und konsequent durchgeführt werden. Das Ausstellungswesen ist eine ernste Sache und keine Volksbelustigung; als solche wird es verschwinden und ist heute bereits im Niedergange; es ist aber der Anstrengung der Besten wert, wenn es sich der rechten Ziele bewußt ist.

Mariabrunn

Als Professor an der Forstakademie in Mariabrunn befand ich mich mitten in einer Gesellschaft, die „dem edlen Weidwerk“ huldigte. Fast alle meine Kollegen, auch manche der Assistenten und weiters die Be-

kannten und Freunde dieser Herren beteiligten sich in den verschiedenen Jagdzeiten, in verschiedenen benachbarten Jagdgebieten und geladen von verschiedenen Jagdherren an diesem Sport. Ich war ja schon während meines Elbogener Aufenthaltes als Gast der Familie Haidinger Teilnehmer an Jagden und besonders erinnere ich mich an eine Fuchsjagd im Hornerberg-Revier. Ich blamierte mich bei dieser Gelegenheit so gründlich, daß ich lange Zeit hindurch die Zielscheibe des Spottes von Seite berufener und unberufener „Jagdkritiker“ geblieben bin...

Im Scheibenschießen, insbesondere mit der Pistole und dem Revolver, hatte ich es zu einer ziemlichen Sicherheit gebracht, was mir bei einem späteren Erlebnis sehr zustatten kam. Ich will es gleich hier erzählen. Ich gehörte zu jenen Professoren der Forstakademie, die die alte Übung an dieser Lehranstalt, mit Gruppen von Hörern Studienreisen zu unternehmen, besonders pflegten. Wo immer dies anging, nahm ich an den Exkursionen teil, die meine Kollegen, namentlich Großbauer, leiteten, übernahm wohl selbst die Führung oder veranstaltete im Interesse meiner Hörschaft besondere Ausflüge und Lehrreisen. Diese Exkursionen erstreckten sich oft auf weit von Wien entfernte Gebiete und wurden auch von Seite der Großgrundbesitzer, die sich einer rationalen Forstwirtschaft berühmten, gern gesehen und nachhaltig gefördert. Mit Rücksicht auf meine Lehrkanzel beschränkten sich die Besuche nicht auf Forsteinrichtung, Betriebsführung und Waldbau, sondern es waren insbesondere auch Industrialwerke für Eisen und Holz, die in das Programm einbezogen wurden. Manche persönliche Beziehung wurde dabei für mich gewonnen und dauernd erhalten.

Nicht minder eindrucksvoll und von bleibendem Wert für meine Fachrichtung und politische Bildung war die Studienreise, die über Einladung des der Heeresverwaltung angehörenden Obersten König nach der Militärgrenze unternommen wurde. Den Karst hatte ich als Reisender schon früher überquert, aber kennengelernt habe ich ihn erst auf der Maria-brunner Exkursion in das Gebiet der Ottoczacer Militärgrenze und an das Ufer der Adria, Fiume, Zengg, Jablanacz. Von dort aus verfolgten wir zu Pferd die projektierte Trasse für eine Straße auf dem Höhenrücken bei Mrkviste. Dies war einer der Ausgangspunkte für die Anlegung einer Forstausnutzungsbahn, die von der Heeresverwaltung in Angriff genommen, später unter dem Kontrahenten der österreichischen Verwaltung Otto Steinbeiß eine so große wirtschaftliche Bedeutung erlangte und von Seite der Politiker verschiedentlich beurteilt wurde. In Mrkviste waren für unsere Unterkunft Holzbaracken aufgestellt, die wir aber nicht benützen konnten, weil sie früher von den Pferdewärtern bewohnt und reichlich mit Ungeziefer belebt worden waren. Wir hielten uns daher auch in der ersten Zeit die Nächte über im Freien auf, bis die Desinfizierung der Baracken vollzogen war. Wir unterhielten uns mit Scheibenschießen mit unseren Revolvern, unsere Zuschauer waren, abgesehen von dem sonstigen Personal, die eingeborenen Pferdewärter. Ich wurde als Pistolenschütze ziemlich anerkannt und als einige Wochen

nach Beendigung unserer Exkursion gerade mein Pferde-, eigentlich Maultierwärter wegen eines ihm zugeschriebenen und von ihm eingestandenen Raubmordes gerichtlich verfolgt wurde, beantwortete er die Frage des Untersuchungsrichters, warum er sich nicht an den viel vorteilhafteren Raub am Exkursionsleiter gehalten habe, der ihm doch eine größere Ausbeute geboten hätte als das wirkliche Opfer seiner Raubgier, mit den Worten: „der Herr habe, wie er beobachten konnte, viel zu gut mit der Pistole geschossen, als daß er sich an ihn herangewagt hätte, wenn er ihn auf seinem Ritt allein begleitete“.

Eine überaus wichtige Lehrreise erstreckte sich auch über die österreichischen Alpenländer hinaus bis in die Schweiz, wo ich kurze Zeit nach Eröffnung der Rigibahn diese erste große Zahnrad-Gebirgsbahn kennenlernte. Das System der Rigibahn von den Ingenieuren Riggerbach, Näff und Zschokke war ein vorbildliches Ereignis in der Geschichte der Gebirgsbahnen, deren Trasse eine so hohe Steigung erforderte, daß sie nach dem Adhäsionssystem nicht mehr bewältigt werden konnte. Mit lebhafter Wißbegierde näherten wir uns diesem damals modernsten Verkehrsmittel, das auf einen der berühmtesten Aussichtspunkte führte. Professor Kronauer, der hervorragende Technologie der Züricher Technischen Hochschule, hatte bereits eine Beschreibung der Rigibahn publiziert und auf den überraschenden Gewinn hingewiesen, der schon während des ersten Betriebsjahres erzielt wurde. An der Hand dieser Monographie war es mir und meinen Assistenten möglich, trotz der kurzen Zeit unseres Aufenthaltes am Rigi im Jahre 1872 eine selbständige technische Publikation für österreichische Leser herauszugeben. In einem viel späteren Zeitpunkte hatte ich mich ja mit den Schweizerischen Eisenbahnverhältnissen beruflich zu befassen. Ein herrlicher Sonnenaufgang am Rigi bildete eine unvergeßliche Overture für meine Studien im Schweizerischen Eisenbahnwesen.

Die Lehrreisen, die von Mariabrunn unternommen wurden, und mich mit verschiedenen Teilen Österreichs bekannt machten, sowie die in allerlei Missionen besuchten Ausstellungen bildeten willkommene Unterbrechungen meines normalen Berufslebens als Lehrer und Schriftsteller während der Mariabrunner Jahre. Die Annahme meiner Berufung an die Forstakademie bewährte sich, wie ich es vorhergesehen hatte, ganz besonders dadurch, daß ich in fortwährendem Verkehr nicht nur mit den Zentralstellen der Staatsregierung, sondern auch mit dem Österreichischen Museum für Kunst und Industrie und vor allem mit dem Niederösterreichischen Gewerbeverein bleiben konnte. Die Direktion des Museums lud mich alljährlich zur Teilnahme an den Donnerstagsvorlesungen ein und ich wählte den Stoff hiefür während meiner ersten Mariabrunner Zeit aus den sich dort ergebenden Beobachtungen und Studien. So hielt ich je zwei Vorträge über das Holz als Rohstoff für das Kunstgewerbe und über die Kunsttischlerei vom technologischen Standpunkte; das Interesse, dem meine Vorträge begegneten, hatte für mich um so mehr Wert, als ich die technologische Richtung in diesen Vortragszyklen vertrat, und es veranlaßte mich dies auch, sie im Buch-

handel erscheinen zu lassen (Verlag von B. F. Voigt in Weimar, der sich mir gegenüber stets als besonders entgegenkommend und fördernd erwiesen hat) . . .

Im Böhmerwald

Der Handels- und Ackerbauminister im Ministerium Hohenwart, Professor Dr. Albert Schäffle, suchte aus Anlaß einer Borkenkäfer-epidemie im Böhmerwalde und des Notstandes, den sie zur Folge hatte, zur Bekämpfung der schweren wirtschaftlichen Schäden des südwestlichen Böhmens und zur Lösung der damit gestellten besonderen Aufgaben einen geeigneten Mann und die Wahl fiel über Empfehlung von Personen, die dem Minister nahestanden, auf mich. Ich wurde derart „Notstandskommissär“ mit sehr weitgehenden Vollmachten und erheblichen Mitteln, wurde als solcher beim Statthalter von Böhmen beglaubigt und trat meine Mission mit wahren Feuereifer an. Die Stadt Krumau sollte mein Hauptquartier bilden. Das Böhmerwaldgebiet war zur Zeit meiner Entsendung im übrigen Österreich noch wenig beachtet, obwohl ein bedeutender und anmutiger Schriftsteller, Adalbert Stifter, seinen Hochwald in einer Farbenglut und Klarheit der Umrisse geschildert hat, die dem Böhmerwald eine Romantik verleiht, um die ihn jedes Bergland beneiden kann. Wenn man vom lieblichen Marktflecken Oberplan in das Moldautal hinabschreitet, um dann, den Jodokuswald durchwandernd, zum Plöckensteinersee aufzusteigen, glaubt man, beim nächsten Schritt müsse man der träumerischen Klarissa oder der sanftmütigen Johanna begegnen, diesen zauberhaften Gestalten aus Stifiers Phantasie. — Ich durchforschte das engere Böhmerwaldgebiet, den Hauptschauplatz des Notstandes, nach allen Richtungen und spürte seinen wirtschaftlichen Lebensbedingungen nach, die wohl sehr eigenartig und interessant aber wenig günstig waren. Am 7. Dezember 1870 hatten furchtbare Orkane Hunderttausende von Klaffern des edelsten Holzes zu Boden geworfen. Wie ein vom Hagel zerschlagenes Kornfeld, so lagen da auf Flächen von einer Ausdehnung von vielen Jochen die zertrümmerten Forste. Keiner der Riesenstämme widersteht, sie werden entwurzelt oder geknickt, der Windbruch zerstört jedes in seinem Bereich befindliche Objekt, das Hochwild ist geflüchtet, monatelange Arbeit ist nötig, um die Verkehrswege freizumachen. In wenigen Minuten hat der Sturm den von der Natur in Jahrhunderten aufgebauten Wald zerschmettert. Nimmt man zum Grauenhaften des Urwaldes die Rauheit des Klimas und die Schrecknisse der dort ungefesselten Elemente, so wird man begreifen, warum Schiller seine „Räuber“ in die „böhmischen Wälder“ verlegte, die Szenerie ist wahrlich sehr gut gewählt!

Ein fast ununterbrochenes Waldland bedeckt einen Flächenraum von zirka 40 Quadratmeilen und wird gegen Osten und Norden hin von Feldkultur begrenzt. Der Großgrundbesitz herrschte hier mit seinen Vorzügen und Nachteilen fast unumschränkt; wenn er auch in seinen Revieren und in seiner Landwirtschaft kulturell fördernd auftrat, bildete er doch wiederum ein Hemmnis für die mittelständische

und städtische Entwicklung. Ich besuchte die Schlösser und Verwaltungsgebäude der Aristokraten, durchzog Wälder und Felder, hielt mich in den anmutigen, ja lieblichen Städten und Orten auf, trat in die Wohnstätten der hausindustriellen Arbeiter ein, erhob die Verhältnisse der wenigen städtischen Gewerbetreibenden und der spärlich zerstreuten Fabriksunternehmungen, suchte die Bekanntschaft mit allen in der Gegend wohnenden einflußreichen Personen und führenden Männern zu machen und gelangte zur Überzeugung, daß die Folgen des Windbruches, die verheerende Borkenkäferepidemie, der beklagenswerte Notstand der von der Forstkultur und Holzindustrie abhängigen Bevölkerung, sowie die Rückständigkeit aller staatlichen Verwaltungseinrichtungen nur durch ein energisches Eingreifen der staatlichen Organe — das freilich auch durch ernste Bestrebungen der Bevölkerung unterstützt werden müßte — besiegt werden könnten. Geradezu erschüttert war ich durch den Einblick in die Ernährungsverhältnisse und den Zustand der Volksschulen, an denen auch epidemische Kinderkrankheiten aufgetreten waren. Ich verfügte die sofortige Schließung der am meisten bedrohten Schulen und berief den Schulrat Maresch nach Krumau, um sein Zusammenwirken mit meinen Aufgaben zu erzielen. Er war gerade zum Kuraufenthalt in Teplitz und weigerte sich anfänglich der Berufung des ehemaligen Realschullehrers Folge zu leisten. Eine telegraphische Weisung belehrte ihn jedoch, daß ich mich auf einen Widerstand seinerseits nicht einlassen könne, was die entsprechende Wirkung und das sofortige Erscheinen in Krumau herbeiführte. Ich fand ihn jedoch wenig einsichtsvoll für die weitausgreifenden Maßnahmen, die ich beabsichtigte, und erwirkte ihm darum später einen Reiseauftrag nach Württemberg, um ihm Gelegenheit zur Belehrung über die Einrichtung und die Wirkungen des gewerblichen Bildungswesens zu verschaffen. Ich erwog die geeigneten Maßnahmen zur Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse und stellte die nach meiner Überzeugung zweckdienlichen Anträge an alle Faktoren, die hier in Betracht kamen. Ich war sogar in der Lage, dem damals noch lebenden sogenannten „regierenden“ alten Fürsten Johann Schwarzenberg, dem Großvater des jetzigen Großgrundbesitzers, meine Vorschläge vorzulesen. Der Schauplatz dieser Vorlesung, die der alte Herr in dem ehemaligen Schwarzenbergischen Palais am Neuen Markt in Wien über Befürwortung durch seinen Güter-Zentraldirektor „huldvollst“ entgegennahm, ist lange schon durch häßliche Neubauten ersetzt und wenige Lebende dürften noch die schmucklose Biedermeierfassade dieser „Residenz“ in Erinnerung haben. Der alte deutsch gesinnte Fürst hörte mich mit Wohlwollen an, verhehlte mir aber nicht, daß meine weitgehenden Pläne, deren Hauptziel ein Eisenbahnnetz mit der Franz-Josefsbahn als Abszissenachse bildete, kaum durchführbar seien und nicht in allen Details seine Zustimmung finden könnten. Der alte Fürst war noch kein Gegner der deutschen Bevölkerung und kämpfte nicht gegen ihre natürliche nationale Politik; anders sein Sohn Adolf, dem ich mehrmals als deutscher Kandidat für die politischen Landbezirke entgegentrat. Dieser betrieb eine Schaukelpolitik mit scheinbarer

Unparteilichkeit, war aber in seiner Haltung unverkennbar den tschechischen Bestrebungen und dem Klerikalismus zugeneigt, glaubte doch die Majorität des böhmischen Grundbesitzes ihr künftiges Heil in der politischen Entwicklung auf Seite der Tschechen zu finden. Heute dürfte diese Begeisterung wohl schon sehr stark abgekühlt sein!

Das von mir damals projektierte Eisenbahnnetz ist unter dem Einflusse der unerbittlichen Notwendigkeiten fast vollständig zustande gekommen, namentlich die drei Parallellinien, die von der Franz-Josefsbahn in das Böhmerwaldgebiet vordringen. Meine eigenen bleibenden Schöpfungen aus jener Zeit sind die von mir organisierten Fachschulen für verschiedene Zweige der Holzindustrie in Tachau, Bergreichenstein und Wallern.

Weltausstellung Wien 1873

Missionen von der Art wie die Entsendung in den Böhmerwald bildeten wohl auch eine willkommene Abwechslung in dem Berufsleben als Lehrer an der Mariabrunner Forstakademie, das jedoch dadurch niemals völlig in den Hintergrund gedrängt wurde. Denn alle meine außerhalb des Lehramtes entwickelten Tätigkeiten standen im innigen Zusammenhange mit ihm und wurden hiefür nutzbar gemacht. Eine ausgezeichnete Gelegenheit, mein Wissen zu bereichern und meine Erfahrungen und Beobachtungen zu vermehren, mit leitenden Persönlichkeiten im Staate in Verkehr zu treten, Angehörige der produktiven Stände in ihrem Wirken und in ihren Werken zu studieren, Vergleiche zwischen den Vertretern aller zivilisierten Nationen anzustellen, bot mir die in Vorbereitung befindliche Wiener Weltausstellung des Jahres 1873.

Diese Vorbereitung war einem zweifellos genialen Manne, dem zum Generaldirektor ernannten Dr. Wilhelm Freiherrn von Schwarzenborn, anvertraut worden. Er hatte sich schon früher als österreichischer Kommissär bei der Weltausstellung des Jahres 1862 bewährt und tat sich als Kommerz-Kanzleidirektor im österreichischen Generalkonsulat in Paris durch seine rührige Bedachtnahme auf die Interessen der österreichischen Kolonie, auf die Wahrnehmung und Unterstützung der Wünsche aller mit Frankreich im Handelsverkehr stehenden österreichischen Produktionsstätten, insbesondere aber durch den Eifer hervor, mit dem er alle technischen Neuerungen und wichtigeren wirtschaftlichen Erscheinungen in Paris dem Niederösterreichischen Gewerbeverein mitteilte, dem er ja eine Zeitlang als Sekretär angehört hatte. In der Sekretariatskanzlei des Gewerbevereines entstand die spätere große Popularität dieses Mannes in allen industriellen und gewerblichen Kreisen des ganzen Reiches. Das unbegrenzte Vertrauen in die Fähigkeiten dieses erfahrenen und gewandten Beamten ließ es erklärlich erscheinen, daß er mit fast unbeschränkten Vollmachten ausgestattet wurde und jede Behinderung seiner diktatorischen Tätigkeit zu besiegen verstand. Die große Mehrzahl der Journale des In- und Auslandes hatte sich anfänglich darauf beschränkt, die in der „Weltausstellungskorrespondenz“ ent-

haltenen Mitteilungen mit oder ohne Quellenangabe zu reproduzieren. Welche Motive die Tagesblätter hatten, sich absolute Reserve aufzuerlegen, wäre heute zu untersuchen ein müßiges Beginnen. Tatsache war, daß das große Publikum mit wenigen Ausnahmen nur die Kundgebungen aus der Praterstraße Nr. 42, dem Sitze der Generaldirektion, entgegenzunehmen Gelegenheit hatte. Ich war damals Redakteur der Gewerbezeitung, die als ständige Fachabteilung der „Deutschen Zeitung“ in Wien erschien, und hielt es für meine Pflicht, ein völlig unabhängiges Urteil über alle Maßregeln in dem eben bezeichneten publizistischen Organ auszusprechen. Nachdem schon vor Ende des deutsch-französischen Krieges Hofrat Dr. Baron Schwarz-Senborn zum Leiter der Ausstellung designiert worden war, wurde durch die Initiative des Journalisten Julius Hirsch ein Garantiefonds gebildet und verfassungsmäßig ein Gesetz zustande gebracht, das für die dreiundsiebzigere Weltausstellung einen Kredit von 6 Millionen Gulden bewilligte. Nun erschien auch Herr von Schwarz auf dem Felde seiner Tätigkeit und arbeitete, unterstützt von seinen Beamten, an der Verfassung des Organisationsstatuts und der Ernennung der kaiserlichen Kommission, die „zur Repräsentation der Ausstellung nach außen und zur Beratung allgemeiner prinzipieller Fragen“ eingesetzt und zu einer ersten Sitzung im September 1871 einberufen wurde. In der feierlichen Eröffnungssitzung, welcher Erzherzog Rainer präsierte, hielt der inzwischen zum Geheimrat ernannte Generaldirektor Baron Schwarz eine das von ihm verfaßte Programm paraphrasierende Rede und teilte als vollzogene Tatsache das Gruppenschema und die genehmigten Baupläne des Ausstellungspalastes mit. Es fühlte sich niemand veranlaßt zu diesen, die Grundprinzipien der ganzen Ausstellung umfassenden Vorlagen eine Bemerkung zu machen, und sie wurden daher als von der Kommission genehmigt betrachtet. „Nach dem Organisationsstatut und nach der in der Vorbereitungszeit beliebten Praxis ist die Ausstellung eine Schwarzsche Weltausstellung im Wiener Prater — ein Wiener Unternehmen ist es vornehmlich im Punkte des Kapitals und des Risikos. Mit einem Worte, nach dem Statut macht niemand anderer als Baron Schwarz-Senborn die Ausstellung. Gelingt das Unternehmen — was nicht unmöglich ist — so gebührt alle Ehre, der Dank der österreichischen Völker dem Baron Schwarz; mißlingt es — was schließlich doch auch möglich ist —, so hat Baron Schwarz die Vorwürfe und der österreichische Name, die Metropole des Staates, den Schaden zu tragen, von den Garanten gar nicht zu reden.“ So schrieb ich in dem ersten meiner Artikel über die Wiener Weltausstellung in der „Deutschen Zeitung“ am 2. Januar 1872. Nach Ausstellungsschluß und in der darauf folgenden Zeit wurde man gewahr, wie richtig meine Bemerkungen gewesen sind. Freilich muß zugegeben werden, daß das Ausstellungsunternehmen durch zwei Unglücksfälle ganz außerordentlicher Art besonders stark gelitten hat, durch die bald nach Eröffnung der Ausstellung eingetretene Choleraepidemie in Wien, die durch starke Übertreibungen in der Presse den Fremdenzufluß sehr beeinträchtigte, und durch eine finanzielle Krisis,

den sogenannten „Krach“, der große Werte vernichtete und eine allgemeine wirtschaftliche Depression zur Folge hatte. Die Ausstellung endete denn auch mit einem sehr großen Defizit, dessen Erörterung und Begleichung einen dunklen Schatten auf das in anderer Beziehung wohlgelungene Unternehmen warf. Man muß aber gerecht sein! Der ganze bauliche Plan der Ausstellung, den Schwarz-Senborn mit den Architekten und Ingenieuren entwarf, muß als ein genial angelegter und genial durchgeführter bezeichnet werden. Als Zentralgebäude die Rotunde mit ihrem kegelförmigen Dach, eine originelle Konstruktion, die den Ingenieuren Engerth und Scott-Russel zuzuschreiben ist, die Eisenkonstruktion ausgeführt durch das deutsche Werk Harkort; dieser große Hallenbau mit seinen vier nach Süden und Norden, Osten und Westen orientierten Ausgängen bildete den Mittelpunkt für eine von Westen nach Osten verlaufende kolossale Galerie, die zu beiden Seiten der Rotunde in ihrer Längenausdehnung durch Querschiffe, Transepte, gleich den Sprossen einer Leiter durchkreuzt war. Der Entwurf des Grundrisses der ganzen Anlage stammte von den Architekten Van der Nüll und Siccardsburg, den Erbauern des Wiener Opernhauses. Die Konstruktion des Gebäudes war aus eisernen Skeletten und Ziegelmauerwerk gebildet, alles Dekorative an den Fassaden stammte von Hasenauer. Es begründete auch den Ruf dieses Künstlers, der später der Schöpfer der Hofmuseen und des Burgtheaters wurde. Außer diesem Riesengebäude war parallel zu der erstgenannten Längshalle hinter dem Nordportal die selbständige Maschinenhalle, die später in das Lagerhaus der Stadt Wien umgestaltet wurde, errichtet und das ganze Gelände zwischen Hauptgebäude und Maschinenhalle auf der Nordseite und zwischen dem Südportal und der Hauptallee des Praters mit Sonderbauten bedeckt, die der Verwaltung für die Juryarbeiten, zur Ausstellung von Kunstgewerbegruppen und als repräsentative nationale Bauten dienten. Den bildenden Künsten wurden für die Beherrbergung ihrer Werke besondere Paläste errichtet, die zwischen dem Ostende der Hauptgalerie und der Krieau situiert waren.

Das ganze Bauwerk der Wiener Weltausstellung mit seinem gewaltigen Haupt, seinen Gliedern und seinen vielen Nebengebäuden muß als eine durchaus gelungene Leistung angesehen werden. Als nach Schluß der Ausstellung das Obersthofmeisteramt, der eigentliche Verwalter des Praters als Hofbesitzes, die Beseitigung der Ausstellungsbauten verlangte, konnte dieser Forderung im wesentlichen entsprochen werden, nur die Rotunde und die früher erwähnte Maschinenhalle, für welche letztere sich eine zweckmäßige Verwendung fand, sowie die Pavillons, die der bildenden Kunst gewidmet waren, verfielen nicht der Demolierung. Die Rotunde wurde dadurch gerettet, daß eine technische Kommission, die die Frage der Beseitigung der Rotunde zu studieren berufen worden war, keinen Rat zu geben wußte, der mit Vermeidung sehr bedeutender Kosten die Zerstörung des Bauwerkes hätte möglich machen können. Alle in dieser Richtung gemachten Vorschläge, wie die Demontierung, die Sprengung usw. scheiterten an der Kostenfrage und daran, daß man doch das Auf-

sehen vermeiden wollte, das diese sinnlose Vernichtung zur Folge gehabt hätte. Man kam endlich zur Einsicht, daß der Besitz des Baugrundes und auch die Forderung des Grundbesitzers nach Beseitigung des Gebäudes kein ausreichendes Motiv seien, eine immerhin verwendbare Realität von monumentaler Bedeutung und voraussichtlich großer Dauerhaftigkeit gewaltsam zu beseitigen. So entschloß man sich, die Rotunde gegen die Bedingung der Tragung der Erhaltungskosten dem Handelsministerium zur Verwaltung zu übergeben. Die Rotunde hat ihre Existenz durch ihre Bauweise selbst verteidigt und heute, wo sie ihr fünfzigjähriges Jubiläum längst hinter sich hat, ist sie noch immer ein überaus wertvolles Gehäuse für die verschiedenartigsten Veranstaltungen, so dient sie in der allerjüngsten Zeit als Teilschauplatz der Wiener Messe, und stellt eigentlich bis heute ein ganz nützliches Objekt dar.

Aber auch die Inneninstallation der Ausstellung, die Gartenanlagen, die Verkehrsmittel und Wege wurden von aller Welt als mustergültig und gelungen bezeichnet.

Ich übte an den Vorbereitungen für die Weltausstellung und an den weiteren Schritten programmatischer Art wie auch an den Bauanlagen eine sachliche Kritik. Es lag mir aber ferne bloß zu kritisieren, sondern ich wirkte auch redlich mit, für das Unternehmen und dessen Popularisierung innerhalb und außerhalb des Kaiserstaates einzutreten. Noch während der Vorbereitungsperiode ließ ich die zweite Auflage meines Buches „Der Aussteller und die Ausstellungen“ mit einem Anhang, enthaltend die offiziellen Dokumente für die Wiener Weltausstellung 1873 in meinem Weimarer Verlage Bernhard Friedrich Voigt erscheinen und beteiligte mich an der öffentlichen Diskussion in den Vereinen und den zur Mitwirkung bei der Durchführung der Ausstellung berufenen Korporationen mit größtem Eifer. Eines Tages wurde ich als Referent in die Generaldirektion der Ausstellung berufen. Ich sollte mich nicht nur bei der Organisation der Gruppe 8, Holzindustrie, betätigen, sondern es wurde mir außerdem mit fast unbeschränkter Vollmacht die Organisation und Leitung der sogenannten additionellen Ausstellung: „Beiträge zur Geschichte der Gewerbe und Erfindungen“ übertragen, für die ein weitläufiger Bau auf dem Terrain zwischen dem Hauptgebäude und der Maschinenhalle errichtet werden sollte. Diese Aufgabe, die in gleichem Maße eine technologische wie historisch-technische darstellte, war mir in hohem Grade willkommen. Ich setzte ein fachmännisches Komitee ein, fand bei den hervorragendsten Vertretern der verschiedenen Gruppen der Ausstellungsklassifikation das denkbar größte Entgegenkommen und begann mit meinen Mitarbeitern in ganz Österreich historisch interessante Objekte zu sammeln, die geeignet waren, Etappen der technischen Entwicklung von Handwerk und Industrie im letzten Jahrhundert, also etwa von der Mitte des 18. Jahrhunderts angefangen, zu demonstrieren. Ein erläuternder Katalog, eine Sammlung von 100 Porträts in Lebensgröße, die der Photograph Löwy in vorzüglicher Weise herstellte, Porträts von Männern, die nicht mehr unter den Lebenden weilten, aber einen hervorragenden Einfluß auf

Gewerbe, Industrie und Technik in allen Zweigen genommen hatten, statistische und graphische Darstellungen über die Entwicklung des Privilegienwesens bis zur Zeit der Ausstellung und als Krönung des Ganzen ein Sammelwerk, „Beiträge zur Geschichte der Gewerbe und Erfindungen Österreichs“, das noch während der Ausstellung erscheinen sollte, bildeten die Marksteine meines Programmes — die literarisch-künstlerische Illustration der eigentlichen weitläufigen Ausstellung der nach dem Klassifikationssystem angeordneten Objekte. Aus ganz Österreich, aber namentlich aus Wien, aus den Sammlungen und aus dem Privatbesitz wurde zusammengetragen, was man nur immer als Leihgabe erwerben konnte. Diese historische Ausstellung hätte man in ihrer Gänze erhalten können und erhalten sollen und damit wäre eine Grundlage für ein historisch-technisches Gewerbemuseum geschaffen worden. Alle Welt und ich selbst nicht zum wenigsten war überrascht, wieviele Zeugnisse der technischen Entwicklung der Produktion in Österreich vorhanden waren, und in der kurzen Zeit von meiner Betrauung mit der Aufgabe am 1. September 1872 bis zum 1. Mai 1873, also binnen acht Monaten inklusive des Baues des Pavillons und seiner Ausstattung zustande gebracht wurden. Was nun die „Beiträge zur Geschichte der Gewerbe und Erfindungen“ betrifft, gelang es mir, als dem Obmann des Redaktionskomitees, alle berufenen Fachmänner, an 100, zu gewinnen, viele von ihnen wurden später erst berühmte Fachleute, und kurz nach Eröffnung der Ausstellung konnte der erste Band dieses Sammelwerkes, „Rohproduktion und Industrie“, 558 Seiten Großoktav, und bald nachher der zweite Band, „Ingenieurwesen, wissenschaftliche und musikalische Instrumente, Unterricht“, 279 Seiten stark, der Öffentlichkeit übergeben werden. Bis dahin war kein ähnliches Sammelwerk erschienen, wohl aber gab es reichlich literarische Quellen dafür, Bibliotheken und Archive standen uns offen und auf allen Seiten bekundete sich lebhaftes Entgegenkommen für dieses groß angelegte Werk. Alles Gesagte zusammenfassend, darf ich wohl hinzufügen, daß ich auf die Durchführung dieses Werkes mit Befriedigung zurückblicke.

Aber mit der genannten additionellen Ausstellung war meine Tätigkeit keineswegs abgeschlossen, sondern es oblag mir außerdem, in der Generaldirektion gemeinschaftlich mit dem Sekretär Dr. Franz Migerka, nachmaligem Zentralgewerbeinspektor in Wien, der zum Ausstellungsdiensdienst vom Sekretariat der Brünnener Handels- und Gewerbekammer einberufen worden war, eine Reihe von organisatorischen Angelegenheiten in Angriff zu nehmen. So hatte ich die für das Publikum allgemein zugänglichen, also öffentlichen Vorträge, die im großen Saale des Jurypavillons abgehalten wurden, zu regeln, die geeigneten Vortragenden zu gewinnen, die verschiedenen Stoffe von wirtschaftlicher oder technischer Bedeutung durch hiezu geeignete Männer behandeln zu lassen und durch die Journalistik diese Veranstaltung populär zu machen. Ich selbst hielt den ersten und den letzten der Vorträge in dieser Reihe. Der Schlußvortrag gestaltete sich besonders eigenartig, als er unmittelbar nach dem Herabfallen der Rollbalken bei den Ausgangs-

toren des Ausstellungspalastes stattfand und von einem massenhaft zuströmenden Publikum besucht war. Ich begann ihn mit den Worten: „Der Vorhang ist gefallen, das Schauspiel ist zu Ende!“ und gab dann eine geschichtliche Darstellung des Ausstellungsunternehmens, das mit so großen Hoffnungen in Szene gesetzt, einen glänzenden Verlauf nahm und durch die mißlichen Verhältnisse am Ende der Ausstellung eigentlich tragisch abschloß, mit erschütterter Zuversicht in Bezug auf die Ausnützung und Verwertung der gemachten Anstrengungen und der gebrachten Opfer....

Die Wiener Weltausstellung hatte im Vergleich zu ihrer Pariser Vorgängerin im Jahre 1867 mehrere neue charakteristische Züge. Vor allem muß hervorgehoben werden, daß die nach dem deutsch-französischen Kriege erreichte Neugestaltung des Deutschen Reiches dadurch auffallend in die Erscheinung trat, daß zum ersten Male das Deutsche Reich in seiner Gesamtheit auf einer Ausstellung erschien und sich als einheitlicher großer Staatskörper präsentierte. Die deutsche Regierung betätigte ein nachhaltiges Interesse an dem Aufbau der deutschen Abteilung der Wiener Weltausstellung und stattete sie mit allen Äußerlichkeiten aus, die bei solchen Gelegenheiten für einen Großstaat üblich geworden waren. Der Kronprinz des Deutschen Reiches wurde Protektor der Ausstellung und widmete ihr einen längeren Besuch mit wiederholten, ins Detail gehenden Besichtigungen. Der deutsche Reichskanzler Fürst Bismarck besuchte sie gleichfalls und beschränkte sich nicht auf Rundgänge in der deutschen Abteilung, sondern nahm auch andere Teile der Ausstellung in Augenschein. Ich war zu seinem Führer in der Maschinenhalle designiert und hatte dabei durch längere Zeit Gelegenheit, den Fürsten auf interessante Objekte aufmerksam zu machen. In der amerikanischen Maschinenabteilung war ein Maschinensatz zur Herstellung von hölzernen Kübeln in Betrieb vorgeführt, mit dem der Aussteller Whiteley Partners in Winchendon eine bestimmte Type von Kübeln in wenigen Minuten fertigstellte. Ich veranlaßte den Aussteller, in Gegenwart des Fürsten seine Spezialmaschinen in Bewegung zu setzen und die verblüffende Leistung vorzuführen. Für uns Techniker bildete diese Serie von Spezialmaschinen für einen bestimmten Zweck nicht nur eine überraschende Neuheit, sondern durch die Vollkommenheit ihrer Leistung auch eine Sensation. Der Fürst schien freilich nicht so überrascht zu sein, die Sache hatte ihm offenbar nicht besonders imponiert, obwohl er bei anderen Objekten in der Maschinenhalle Interesse und Verständnis zeigte. Er selbst war ja bekanntlich Besitzer einer Fabrik, die Rohstoffe für die Papierfabrikation erzeugte. Während des Rundganges kam das Gespräch wiederholt auf die Handelspolitik, wobei er sich zum Schutzzoll bekannte; das war natürlich keine Überraschung, da ja Bismarcks handelspolitische Richtung aus seiner allgemeinen Politik hervorging.

Ein anderer wichtiger neuer Zug im Antlitz der Ausstellung war die starke Beteiligung des Orients und insbesondere das erstmalige Auftreten Ostasiens auf einer europäischen internationalen Ausstellung. Während China nur durch einzelne Firmen, namentlich Kommissionäre,

Produkte des Reiches der Mitte als Kollektivausstellung zur Schau brachte, um Handelsbeziehungen anzuknüpfen, trat Japan als Kaiserreich mit einer sehr bedeutsamen Staatsausstellung auf den Plan. Eine Fülle von Überraschungen wurde dadurch geboten, selbst für solche, die den japanischen Gewerbefleiß der Gegenwart und älterer Blüteperioden zu kennen vermeinten. Eine starke japanische Delegation von Handwerkern und Künstlern war unter der Führung ihres intelligenten und liebenswürdigen Gesandten Sano Tsunetami am Werke, — ganz buchstäblich genommen — da sie auch einen Gartenpavillon ausführten und einrichteten und ihre originellen Werkzeuge und kunstgewerblichen Verfahren mit Hilfe der mitgebrachten Rohstoffe vorführten. Ein wohlhabender höherer Staatsbeamter, Herr von Haardt, machte den Vorschlag, in der Ausstellung einen Cercle oriental zu errichten, wo Verbindungen mit dem nahen Orient und Ostasien angeknüpft und gepflegt werden sollten. Die Gestion dieses „Cercle oriental“ wurde meinem Freunde Artur von Scala anvertraut, der sich vordem an einer Weltreiseunternehmung der österreichischen Kriegsmarine an der Seite Karl von Scherzers vorteilhaft bekanntgemacht hatte. Aus diesem fruchtbaren Gedanken entstand unter Benützung der Erwerbungen, zu denen die Weltausstellung reichlich Gelegenheit bot, das „Orientalische Museum“ unter der Direktion Scalas, dessen berühmte Teppichsammlung später nach Umwandlung des Orientalischen Museums in das sogenannte „Handelsmuseum“ in den Besitz des österreichischen Museums für Kunst und Industrie übergang.

Der unermüdliche Protektor der Weltausstellung und Präsident der kaiserlichen Kommission Erzherzog Rainer, war im wirklichen Sinne des Wortes ein Beschützer und Förderer aller Bestrebungen, die in vernünftiger Form für eine bleibende Auswirkung der Weltausstellung in Vorschlag gebracht wurden. Zur Zeit der Weltausstellung bildete der Niederösterreichische Gewerbeverein einen Sammelpunkt der Teilnehmer an der Ausstellung und ihrer Gäste. Der alte Exhibitionman Franz von Wertheim, dessen nicht geringe Verdienste um die österreichische Sensen-, Werkzeug- und Kassenfabrikation ihn zur Stellung des Präsidenten des Gewerbevereines befähigten, stand samt den übrigen Vereinsfunktionären im fortwährenden Kontakt mit den Veranstaltungen der Ausstellung. Schon bereitete sich die Neuwahl der Nachfolger auf den Präsidentenstuhl des Gewerbevereines vor. Eine besondere Hervorhebung verdient aber der während der Dauer der Ausstellung zum Handelsminister berufene Abgeordnete Dr. Anton Freiherr von Banhans, der mit heller Begeisterung und fachlicher Überzeugung ein Begründer des gewerblichen Bildungswesens in Österreich wurde. Unter seinem Einfluß nahm ich an der Gestaltung der ersten Anfänge in der Errichtung der österreichischen „Fachschulen“ teil.

Nach dem allgemeinen Programme für die Weltausstellung wurden auch internationale Kongresse mit verschiedenen Beratungsstoffen einberufen. An einem derselben, der sich mit der Frage des Schutzes des geistigen Eigentums auf industriellen Gebieten (Patente, Marken, Muster

usw.) zu befassen hatte, nahm ich lebhaften Anteil und wurde darin durch einen Kollegen und Freund, Ingenieur Karl Pieper, Patentanwalt in Berlin, lebhaft bestärkt. Auf dem Kongresse kamen verschiedene Auffassungen zum Ausdruck, von den Patentgegnern angefangen, die die Nützlichkeit und Notwendigkeit des bisherigen Privilegienwesens vollständig negierten, bis zu den Verfechtern einer neuen Patentgesetzgebung, die den Schutz der Erfinder auf allen Gebieten industriellen Schaffens bis in die äußersten Konsequenzen des geistigen Eigentums erreichen wollten. Die Teilnahme an den Kongreßberatungen hatte für mich nicht nur die Folge, daß ich die Bekanntschaft einer Anzahl von Fachleuten auf dem Gebiete des Erfinderschutzes machte, so außer dem genannten Karl Pieper namentlich jene des Finanzrates Dr. Franz Edlen von Rosas, sondern auch das weitere Ergebnis, daß ich nach meiner Wahl ins Abgeordnetenhaus selbständig für die Schaffung von Gesetzen, betreffend das Eigentum an Patenten, Marken, Mustern usw. eintrat. Für mich war dieses Gebiet der Gesetzgebung in erster Linie durch ihre Bedeutung für den technischen Fortschritt und die kaufmännische Moral anziehend.

In der Hauptausstellung des Jahres 1873 selbst oblag mir als Berichterstatter die Führung der Juryarbeiten in der Gruppe Holzindustrie, die für mich wertvolle Früchte zeitigte. Eine herzliche Freundschaft entwickelte sich zwischen mir und einer Anzahl interessanter Persönlichkeiten. Der russische Staatsrat Georg von Petersen, Präsident des wissenschaftlichen Komitees im russischen Domänenministerium, schenkte mir seine warme Zuneigung; der damalige Chef der Firma Thonet, Josef Thonet, wurde mir ein treu ergebener Freund und blieb es wie seine Brüder, so auch der jüngste Bruder Jakob, mit denen allen mich in den vielen Dezennien, die seither verflossen sind, dauernd sehr angenehme Beziehungen verbanden und verbinden. Auch mit anderen Jurymitgliedern stand ich auf so gutem Fuße, daß wir eine gemeinschaftliche Exkursion nach Mähren und Ungarn zum Zwecke der Besichtigung verschiedener technischer Etablissements, insbesondere jener der Familie Thonet, unternehmen konnten. Meine freundschaftliche Verbindung mit Petersen hatte später die Folge, daß ich ihn bei einer mit Dr. Gustav Marchet unternommenen Studienreise nach den Ostseeländern im Jahre 1875 in Petersburg besuchte, nachhaltige Förderung für die Studien über den Holzhandel und die Holzindustrie der Ostseeländer durch ihn erfuhr und eine großzügige Gastfreundschaft genoß.¹

Über meinen Vorschlag erhielt ich vom Handelsministerium die Ermächtigung, in der Ausstellung Werkzeuge für die Holzbearbeitung für das Mariabrunner Museum anzukaufen, die wohl die erste vollständige Kollektion der Handwerkzeuge aller Länder, auch Japans und Chinas, für die Holzbearbeitung darstellten und eines der interessantesten Objekte des Mariabrunner Museums bildeten. Die ostasiatischen Holzbearbeitungs-

¹) Das Ergebnis dieser Studienreise habe ich gemeinschaftlich mit Marchet in dem Werke, „Der Holzhandel und die Holzindustrie der Ostseeländer“ (Textband und Atlas), erschienen bei B. F. Voigt, Weimar, niedergelegt.

werkzeuge in ihrer besonderen Art und historischen Bedeutung wurden von mir zum ersten Male technologisch beschrieben.

Ich beteiligte mich ferner mit umfänglichen, ja erschöpfenden Berichten über die Gruppe VIII und über die Maschinen für Holzbearbeitung nicht nur im offiziellen Ausstellungsbericht, sondern auch in dem vom Ackerbauministerium herausgegebenen Werke, „Die Bodenkultur auf der Wiener Weltausstellung“. Diese beiden fachmännischen Berichte bildeten die erste Vorbereitung für mein dreibändiges Werk „Werkzeuge und Werkzeugmaschinen für Holzbearbeitung“, das vom Jahre 1878 angefangen erschienen ist. Von der Ausstellung ab datiert auch meine vielseitige Tätigkeit auf dem Gebiete der Holzindustrie, die mir den Beinamen „Holz-Exner“ einbrachte. Ich bin es mir aber schuldig festzustellen, daß mich die Weltausstellung weder in meinen Lehraufgaben, noch in meinen technologischen Studien unterbrach, sondern daß ich auf dem engeren Berufsgebiete nur gewann und nichts versäumte.

Der Generaldirektor der Weltausstellung, Schwarz-Senborn, war von dem Bestreben geleitet, eine Institution zu schaffen, die als bleibende Einrichtung dazu dienen sollte, in Fortsetzung der Aufgaben der Weltausstellung zur Fortbildung der Gewerbetreibenden beizutragen. Er benannte diese Stiftung Athenäum, erlangte für dieselbe das Protektorat des Kaisers Franz Josef und fand für seine Pläne vielseitige Zustimmung und Sympathie. Seinem Einflusse gelang es auch, durch Stiftungen eine ziemlich ansehnliche Bibliothek und mancherlei Erwerbungen von Ausstellungsobjekten zustandezubringen. Mit dem Stiftsbriefe vom 31. März 1874 verlieh der Stifter die Rechte der Verwaltung und Vertretung dieser Stiftung an den Bankier Gustav Leon und an den Finanzrat Dr. Franz Edlen von Rosas, in deren Hände die Sammlung von Barbeträgen, Ausstellungsobjekten und Lehrbehelfen überging. Es wurden auch von diesen Herren mit Hilfe eines provisorischen Verwaltungskomitees eine Art Programm für das Institut aufgestellt, ein dem Landesverteidigungsministerium gehöriges Haus in der Gumpendorferstraße angekauft und nach der Adaptierung desselben Bibliothek und Sammlungen dort untergebracht. Trotz des Eifers der genannten Stiftungsrepräsentanten und der Tätigkeit des Verwaltungskomitees, dem ja hervorragende Männer wie Rudolf Ditmar, Wilhelm Ritter von Engerth, Karl Freiherr von Hasenauer und Rudolf Isbary angehörten, wurde die Anstalt kurz nach ihrem physischen Inslebentreten, bald nachdem Wilhelm von Schwarz-Senborn Wien verlassen hatte, um seine neue Stellung als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister bei der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika anzutreten, aufgelöst. Die Institution scheiterte an dem Mangel eines führenden Fachmannes, eines klaren Programmes und eines wirklichen ernststen Interesses jener Kreise der Bevölkerung, für die sie geschaffen wurde. Das Komitee hatte nur noch die Aufgabe der Liquidierung, verteilte die Sammlungen an verschiedene Lehranstalten und zog sich von seiner Mission zurück. Dieser mißglückte Versuch der Schaffung einer größer angelegten gewerblichen Bildungsanstalt war

keineswegs ein günstiger Vorläufer für spätere Bestrebungen und Unternehmungen ähnlicher Art. Das Schlimme an der Sache bestand zudem noch darin, daß das Mißlingen des „Athenäums“ schon der zweite Fall war, in dem zum Zwecke der Realisierung eines bleibenden Nutzens im Anschlusse an eine Weltausstellung der Versuch der Schaffung eines Gewerbemuseums technischer Richtung unternommen worden war. Denn schon bald nach Abschluß der Pariser Weltausstellung des Jahres 1867 wurde die Errichtung einer „österreichischen Gewerbehalle“ in Vorschlag gebracht, ein Programm aufgestellt und ein Komitee eingesetzt, dem bekannte und einflußreiche Männer in hoher Stellung angehörten, und zwar Adam Freiherr von Burg, Gustav Graf Chorinsky, Rudolf Ditmar, Dr. Emil Hornig, Eugen Graf Kinsky, Doktor Sisinio de Pretis, Josef Reckenschuß, Alexander Ritter von Schoeller, Simon Winterstein und der Bürgermeister Dr. Andreas Zelinka. Trotz des Glanzes dieser Namen und der hohen Stellung ihrer Träger, trotz des guten Programms, das im Drucke vorlag, blieb es bei dem Vorschlag und einer einmaligen Zusammentretung der Proponenten am 22. Februar 1868. Es fehlte auch in diesem Falle der führende Mann, an den man vielleicht gedacht hatte (Karl Karmarsch?), der aber nicht gewonnen worden war.

Technologische Studien

Schon unmittelbar vor der Wiener Weltausstellung wurde ich veranlaßt, mich um die Stelle eines technischen Direktors an dem in den ersten Phasen der Ausgestaltung befindlichen bayerischen Gewerbemuseum in Nürnberg zu bewerben. Ich wurde eingeladen, dort mein Programm für den Fall meiner Bestellung in einem öffentlichen Vortrage zu entwickeln und hatte die große Genugtuung, daß mir die leitende Kommission unter dem Vorsitz des Großindustriellen Cramer-Klett die Berufung zum Direktor in sichere Aussicht stellte. Die Bedingungen waren für mich wohl sehr verlockend, aber ich hielt mich für verpflichtet, meinen Mariabrunner Kollegen die mir zugesicherte Verleihung der Nürnberger Stelle zur Kenntnis zu bringen und diese unternahm Schritte, die dazu führen sollten, mich zur Ablehnung der Berufung zu bewegen. Der Ackerbauminister von Chlumecky beantragte sohin beim Kaiser die Zuerkennung einer Personalzulage und die Zusicherung meiner Berufung an die Hochschule für Bodenkultur in Wien für den Fall der Auflassung der Forstakademie zu Mariabrunn und der Errichtung einer forstlichen Sektion an der Hochschule. Hätte ich Nürnberg angenommen, so wäre ich wahrscheinlich für immer in Deutschland geblieben; ich bin aber überzeugt, daß ich auch dort meine fachlichen Absichten verfolgt hätte und in den Rahmen jener Tätigkeit eingetreten wäre, der ich bis heute in Österreich treu geblieben bin, trotzdem ich vielfachen Ablenkungen durch das öffentliche Leben und vielen Verlockungen zum Wechsel meines Arbeitsfeldes zu widerstehen hatte.

Die beschreibende Technologie, im besonderen die mechanische

Technologie des Holzes, die einen Teil meiner Lehrverpflichtung bildete, bot mir auf die Dauer nicht volle Befriedigung. Ich erhoffte vielmehr durch ein neues System der Technologie, die vergleichende mechanische Technologie, dieses Fach aus dem ersten Stadium der Entwicklung, das jede Wissenschaft durchzumachen hat, aus dem Stadium der Beschreibung in ein höheres Niveau wissenschaftlicher Betrachtung emporzuheben und der Vertiefung der Erkenntnis auf spekulativem Wege näherzukommen. Aus diesem Drange heraus verfaßte ich eine Abhandlung über ein „System der vergleichenden mechanischen Technologie“, die ich im Jahre 1874 in Dinglers polytechnischem Journal veröffentlichte.

Ich wurde durch diese neue Richtung, die ich einschlug, in manchen Konflikt verwickelt und polemisch angegriffen, so im österreichischen Ingenieur- und Architektenverein nach einem Vortrag über mein System, so auch durch einen Fachkollegen an einer Technischen Hochschule. Nebst der Verteidigung, die ich selbst führte, gewann ich hervorragende Anwälte, so den Professor der mechanischen Technologie an der Technischen Hochschule in München E. von Hoyer, einstmaligen Assistenten des Professors Karmarsch, der unter dem Titel „Kurze Betrachtung über die Förderung der mechanischen Technologie von den Vertretern dieses Faches in Österreich“ in der Wochenschrift des Niederösterreichischen Gewerbevereines über meine bisherigen Arbeiten auf diesem Gebiete berichtete. Ein anderer, noch wichtigerer Anwalt erstand mir in der Person des in Deutschland führenden Vertreters der fortschrittlich behandelten Technologie Professor Dr. Hartig. Hartig ist wohl der erfolgreichste Begründer der experimentellen Erforschung des Verhältnisses zwischen Energieverbrauch, Leergang und Nutzbarkeit an Werkzeug- und Arbeitsmaschinen. Er benützte dazu das von ihm konstruierte und in einer Chemnitz Maschinenfabrik erbaute Dynamometer. Seine Versuchsreihen, die sich zuerst auf Werkzeugmaschinen verschiedener Art bezogen, setzte er in großem Stile auf dem Felde der Textilmaschinen fort. Zu einer längere Zeit umfassenden Campagne in der Vöslauer Kammgarnspinnerei, wo er durch einen Landsmann, den damaligen Direktor dieses großen Etablissements, verständnisvolle Förderung fand, lud er mich als Gast ein. Ich lernte seine Methode kennen und die Art, wie er aus den Versuchsergebnissen Folgerungen zog, deren Bedeutung mir sofort klar wurde. Ich lernte aber auch in der Person eines seiner Assistenten Georg Lauboeck kennen, der sich als geschickter und gewissenhafter Gehilfe erwies, später mein Assistent an der Lehrkanzel der Hochschule für Bodenkultur wurde, und mein hervorragender Mitarbeiter bei jenen experimentellen Forschungen in dem wichtigen Zweige der Holzbearbeitungsmaschinen war, welche ich nach dem Vorbilde Hartigs mit einem für meine Lehrkanzel angekauften Dynamometer der Hartigschen Konstruktion in verschiedenen österreichischen Werkstätten und zuletzt sogar in der Maschinenhalle der Pariser Weltausstellung des Jahres 1878 unternahm. Meine Arbeiten wurden publiziert und führten auch zu manchen wertvollen Ergebnissen. Als originell darf ich wohl die im

zweiten Bande meines Werkes „Werkzeuge und Maschinen zur Holzbearbeitung“ — „Die Handsägen und Sägemaschinen“, dynamischer Teil — zusammengetragenen Berichte und Ergebnisse meiner experimentellen Untersuchungen verzeichnen. Die in der Pariser Weltausstellung 1878 durchgeführten Arbeiten, die kein geringes Aufsehen bei den Ingenieuren und auch beim Publikum verursachten, sind im offiziellen Generalberichte über die Pariser Weltausstellung veröffentlicht worden. Der Präsident der französischen Republik Mr. Grévy war einmal Zeuge und Beobachter bei der Durchführung eines solchen Versuches an einer der exponierten Sägemaschinen. Wichtiger jedoch war, daß der Ingenieur Levassor, Teilhaber der Firma Périn, Panhard & Co. ein derartiges Interesse an dem Hartigschen Dynamometer nahm, daß er sich veranlaßt sah, ein solches mit einigen Modifikationen nachzubauen und später bei der von derselben Firma errichteten berühmt gewordenen Automobilfabrik in Anwendung zu bringen. Ungeachtet des Erfolges, den ich mit dieser Art des wissenschaftlichen Betriebes erzielte, vernachlässigte ich doch nicht die Aufgaben der beschreibenden mechanischen Technologie, für die sich interessante Stoffe darbieten, so verfaßte ich eine Monographie über das Biegen des Holzes auf Grund meiner wiederholten Anwesenheit in den Fabriken meiner Freunde Thonet in Mähren und Ungarn, die in einer Bearbeitung durch Hofrat Professor Georg Lauboeck in dritter Auflage erschienen ist; ferner ein selbständiges Originalwerk über die Werkzeuge und Maschinen zur Steinbearbeitung.

Die nahezu ausschließliche Verwertung des Rotbuchenholzes in der Industrie der Möbel aus gebogenem Holze lenkte meine Aufmerksamkeit auf dieses Nutzholz, das als solches wegen seiner außerordentlich großen Schwindung und der damit verbundenen Tendenz, durch das Trocknen starke Risse zu bekommen, eigentlich einen schlechten Ruf hatte. Es wurde überwiegend zu Brennholz verwendet und stand den Monokotyledonen gegenüber als Tischlerholz weit zurück. Die Thonetische Industrie lehrte jedoch, daß durch die Behandlung des Holzes mit Dampf ein überaus wertvoller Rohstoff für die Holzverarbeitenden Gewerbe, insbesondere für die Möbeltischlerei, gewonnen werden konnte. Auch die Verwendung des Rotbuchenholzes als Ersatz für das immer seltener und teurer werdende Eichenholz, ja auch für das Nußholz stellte sich als wichtige technologische Frage dar. Angesichts des großen Reichtums an Buchenholz in der Monarchie — stammt doch der Name Bukowina aus der Vorstellung vom Buchenland — war es auch von wirtschaftlicher Bedeutung, eine ausgedehnte Verwendung des Rotbuchenholzes als Nutzholz gegenüber der bisherigen Nutzung als Brennmaterial propagandistisch anzustreben. Ich stellte daher eine Kommission von angesehenen Fachleuten verschiedenster Richtung zusammen, welche unter dem Namen „Kommission für Studien über das Rotbuchenholz“ eine mehrjährige intensive, wissenschaftlich inspirierte Tätigkeit entwickelte. Mancher Erfolg wurde dabei erzielt, so die Verwendung des gedämpften Rotbuchenholzes in der Möbeltischlerei, des nach ver-

schiedenen chemischen Imprägnierungsverfahren behandelten Rotbuchenholzes als Material für Eisenbahnschwellen u. dgl. Im Zusammenhange mit diesen Studien befaßte ich mich eingehend mit der Ermittlung der Festigkeitseigenschaften des Holzes im grünen, getrockneten und gedämpften Zustande und suchte auch eine gesetzmäßige Feststellung über die Verschiedenheit der Qualität des Rotbuchenholzes je nach der Lage desselben in der Höhe des Baumstammes, in der Richtung nach den vier Weltgegenden orientiert. Diese meine weitausgreifenden Arbeiten, bei denen Dr. Breitenlohner die bodenanalytischen und biologischen Verhältnisse an dem Versuchsbaume im Mariabrunner Akademiegarten untersuchte, Ferdinand Walla bei der Materialprüfung des Holzes eifrig mitwirkte, fanden mit Unterstützung durch das Ackerbauministerium ihre Durchführung; die Ergebnisse wurden veröffentlicht, gewannen vielfach Anerkennung, wurden aber nicht fortgesetzt, als ich den Schauplatz meiner Berufsbetätigung Mariabrunn verließ. Die experimentellen Arbeiten wurden in einem Buche „Studien über das Rotbuchenholz“ veröffentlicht, dessen Auflage in kurzer Zeit völlig vergriffen war. Ich kam wohl später als Mitglied des Staatseisenbahnrates wiederholt auf die Verwertung des Rotbuchenholzes als Schwellenmaterial bei Eisenbahnen zurück, verwies auf die gleichgerichtete Tätigkeit bei der Berliner Eisenbahndirektion in dem Versuchslaboratorium am Berliner Anhalter Bahnhof, konnte mich aber eines nachhaltigen Erfolges nicht erfreuen und nicht einmal in Erfahrung bringen, wie sich das von Professor Schwackhöfer empfohlene und bei der Südbahn versuchsweise angewendete Imprägnierungsverfahren bewährt habe. Das Blythesche Imprägnierungsverfahren, das John Bengough in Österreich betrieb (Imprägnierung des Holzes mit Dampf und Teerölen in geschlossenen Kesseln und Verdichtung der noch feuchten Holzkörper durch ein Walzverfahren) wurde schließlich nur mehr in einem großen Etablissement in Bordeaux angewendet.

Hochschule für Bodenkultur

Die mir seinerzeit von der Regierung in Aussicht gestellte Berufung als ordentlicher Professor an die Hochschule für Bodenkultur wurde im Jahre 1874 realisiert und das Ackerbauministerium übertrug mir die Aufgabe, die Übersiedlung der Mariabrunner Inventarien in ein für den Zweck der Hochschule adaptiertes Gebäude in der Skodagasse in die Wege zu leiten. Das Haus und die Einrichtung, sowohl die alte aus Mariabrunn als die neu hinzugekommene, waren äußerst unzulänglich. Begeisterung und Lehreifer mußten zunächst die ärmlichen Verhältnisse überwinden und den Anspruch auf eine bessere Zukunft begründen. Die Hauptsache war jedoch, daß wir im Oktober 1875 die Lehrtätigkeit als forstliche Sektion der Hochschule für Bodenkultur aufnehmen konnten. Durch ihre Errichtung und ihre Vereinigung mit der landwirtschaftlichen Sektion war die Vervollständigung der Hochschule für Bodenkultur endlich erreicht und damit die vielen und mächtigen Anhänger des

Prinzips der isolierten Akademie inmitten des Forstes besiegt. Es gibt ja auch heute noch Schwärmer für die isolierten Akademien inmitten eines Großbetriebes auf dem Lande, wie Tharand, Neustadt-Eberswalde und andere. Doch haben sich die Hochschulen und die Universitätsfakultäten an den Sammelpunkten und Schauplätzen wissenschaftlicher Bildung, wie die Hochschulen für Bodenkultur in Berlin und Wien, vollständig durchgesetzt. Die Übersiedlung der forstlichen Sektion war eine mühsame verantwortungsvolle Aufgabe und der hierfür mir bescherte Lohn der Stellung einer Art Dekan der forstlichen Studienabteilung war eine natürliche Folge, die neue Verantwortungen zeitigte.

Ich selbst verließ mit meiner Familie meine Amtswohnung im alten Mariabrunner Klostergebäude und bezog eine in der Berggasse im IX. Bezirk gemietete Wohnung. Von da ab war Wien mein bleibender Aufenthalt, der nur durch Reisen und auswärtige Missionen unterbrochen wurde. Meine literarische und experimentelle Tätigkeit setzte ich auch jetzt unentwegt fort, vollendete den dritten Band meines Hauptwerkes „Werkzeuge und Maschinen zur Holzbearbeitung“, gemeinschaftlich mit Pfaff (1878 bis 1881) und fügte diesem Lehrbuche ein weiteres „Das moderne Transportwesen im Dienste der Land- und Forstwirtschaft“ hinzu (1877, 2. Auflage 1880). Heute kann das letztgenannte Buch nur mehr als ein Beitrag zur Geschichte des Transportwesens gewertet werden, denn wer hätte damals die heutige Entwicklung auch nur annähernd ahnen können; dies war Romantikern wie Jules Verne vorbehalten.

Mein engerer Kollege an der landwirtschaftlichen Studienabteilung, Professor Dr. E. Perels, der Professor des landwirtschaftlichen Maschinen- und Ingenieurwesens, der aus Deutschland berufen worden war, ein Lehrer, der sich durch einen außerordentlich eindrucksvollen Vortrag auszeichnete, behandelte sein Fach nur mit Hilfe des Anschauungsunterrichtes unter Benützung einer sehr kostspieligen, aber auch ganz ausgezeichneten Sammlung von Modellen, Tafeln usw. Ich hingegen blieb natürlich meinem Bildungsgang und meiner Auffassung, wie man Ingenieurfächer lehren müsse, getreu und legte auch in Wien Gewicht auf die Betätigung meiner Hörer im Zeichensaal, sowohl als Ergänzung für den Unterricht in der allgemeinen Maschinenkunde als in jenem der Technologie und des Transportwesens. Dadurch entwickelte sich eine Art Gegensätzlichkeit zwischen den beiden analogen Professuren und den Zumutungen an die Hörschaft. Da die vorbereitenden Ingenieurfächer bei Schlesinger und später die Mathematik bei Doktor Oskar Simony in guten Händen waren, hatte ich mich auf das Ingenieurwesen im engeren Sinne des Wortes, aber immer mit besonderer Betonung meines Hauptfaches, der mechanischen Technologie, beschränken können. Ja, ich erweiterte sogar meine Lehrtätigkeit durch ein Publikum über allgemeine mechanische Technologie, das auch den Landwirten zugänglich war, und erinnere mich mit Freude an den dabei erzielten Lehrerfolg, der sich durch die andauernde starke Frequenz von freiwilligen Zuhörern bemerkbar machte.

Ich wurde in den Jahren 1892 bis 1896 dreimal zum Rektor gewählt, da aber im Studienjahre 1895/96 die Inauguration des Rektors an allen Wiener Hochschulen wegen der Unruhen in der Hochschulhörerschaft unterblieb, kam ich nur zweimal in die Lage, eine Inaugurationsrede zu halten. Das eine Mal 1892, behandelte ich das technische Versuchswesen in seiner Bedeutung für die Produktion und das letzte Mal — im neuen Hochschulgebäude auf der Türkenschanze — gab ich ein umfassendes Bild über das gesamte wissenschaftliche Lehrgebäude der Hochschule für Bodenkultur. Die ersterwähnte Inaugurationsrede kam durch einen Hörer der Hochschule, den Sohn des Staatsrates und Kabinettsdirektors Freiherrn von Braun zur Kenntnis seines Vaters, der, wie er mir später mitteilte, von dieser Rede so gefesselt war, daß er sie in seiner Familie vorlas und über den Eindruck gesprächsweise auch dem Kaiser erzählte. Besonders rühmte Staatsrat Braun mir gegenüber die Einleitung der Rede und ihre Nutzenanwendung für die Hörerschaft der Hochschule.

Diese erste Inaugurationsrede sei hier in ihrem ersten Teile im Wortlaute wiedergegeben:

„Meine Herren Studierenden! Nach einer mehr als dreißigjährigen lehramtlichen und nahezu fünfundzwanzigjährigen akademischen Lehrtätigkeit und durch mein sonstiges Berufsleben, das mir reichlich Gelegenheit bot, an Lehrern und Schülern Beobachtungen zu machen und Erfahrungen zu sammeln, hat sich in mir eine Ansicht zur felsenfesten Überzeugung verdichtet: die höchste Klugheit und die tiefste Weisheit zugleich, im Berufe, im gesellschaftlichen und im öffentlichen Leben ist das Wohlwollen.

Kollegialität, Freundschaft, Liebe und Verehrung sind Formen des Wohlwollens, und dieses soll das Grundprinzip unserer Gesinnung und Handlungsweise sein. Wie glücklich wäre ich, wenn ich damit etwas Überflüssiges, weil Selbstverständliches, ausgesprochen hätte! Leider ist dem nicht so. In unserem vorgeschrittenen Zeitalter zeigt es sich vielmehr, daß Egoismus, verzerrt durch Neid, Mißgunst und Verkleinerungssucht als Lebens- und politisches Prinzip gefeiert wird, und doch führt dieses Prinzip ebenso sehr zum Pessimismus, zur Unzufriedenheit und zum Unglück, als das Wohlwollen an sich schon und durch seine Wirkungen Quellen der Zufriedenheit und des Glückes unfehlbar erschließt. Führt ein dornenvoller Lebenspfad schließlich zur Verbitterung, so ist dies erklärlich und eher noch zu entschuldigenden, aber die Jugend ist auf das Tiefste beklagenswert, wenn in ihrem Gemüt statt Wohlwollen Gehässigkeit und Scheelsucht herrscht.

Nehmen Sie diese Bemerkung in dem Sinne auf, wie sie gemeint ist, wohlwollend.

Dagegen unterdrücke ich die „ortsübliche Mahnung“ zum Fleiße in den Studien und zu einer vornehmen Haltung der akademischen Bürger. Ich kann nicht annehmen, daß ein junger Mann, der die Hochschule bezieht, nicht wissen oder vergessen sollte, daß er

sich hier auf seinen Beruf vorzubereiten, seine Erwerbsfähigkeit zu begründen und sich zum vollwertigen Staatsbürger heranzubilden habe.. Jedes Versäumnis hier ist ein nicht mehr gut zu machender Verlust.

Und noch eins, meine Herren!

Während Sie hier Ihre geistigen Anlagen entwickeln, Fachwissen erwerben, sich für wissenschaftliche Studien und Forschungen reif machen, versäumen Sie nicht, nach Tunlichkeit Ihre Körperkraft zu stählen, und verschmähen Sie nicht außer der Pflege des kollegialen Verkehrs und der naheliegenden Freuden des studentischen Lebens jene edleren Genüsse, welche Ihnen die unermesslichen Kunstschätze Wiens bieten. Wenn Sie in Ihrem späteren Berufsleben, fernab von den Stätten geistiger Kultur, die Kultur des Bodens betreiben, Forste erziehen und Rohprodukte verwerten, wird es Ihnen erschwert oder gänzlich versagt sein, jene Eindrücke zu gewinnen, die sich Ihnen hier in Wien förmlich aufdrängen oder doch leicht darbieten. Die bildende Kunst — Malerei, Plastik und Architektur, die darstellende Kunst — Musik und Theater, sind hier in einer Fülle von Leistungen ersten Ranges vertreten. Ich bitte Sie, meine Herren, benützen Sie den Vorteil einer dreijährigen Anwesenheit in Wien, um Ihren Kunstsinn, der in jedem bildungsfähigen Menschen vorhanden ist, zu beleben. Das ist ja mit einer der vielen Gründe, warum man die Hochschulen, auch jene für Urproduktion, in die Großstadt verlegt hat. Oder soll der Bergmann, der Land- oder Forstwirt überhaupt ausgeschlossen sein von jenen Anregungen in seiner Jugend, welche den ethischen Wert des Lebens erhöhen?

Wenn Sie hier während Ihrer Studienzeit gedanken- und teilnahmslos vor unseren alten und neuen Bauwerken, vor unseren Museen und Bibliotheken, vor unseren wissenschaftlichen Zentralinstituten und Akademien, vor unseren Konzertsälen und Theatern vorübergehen — kann später nur zweierlei geschehen: entweder bedauern Sie es bei gereifter Erkenntnis, und dann ist ein hoher Gewinn unwiederbringlich verloren, — oder Sie bereuen es nicht einmal; dann freilich werden Sie sich gar nicht mehr bewußt, daß Sie auf einer tieferen Stufe stehen geblieben sind als viele andere, deren Leben von der Sonne der Kunst erhellt wird. Jene anderen aber werden es gewahr werden — und für Sie kränkende Schlüsse ziehen.

Der Hauptfaktor des Lebensglückes bleibt natürlich immer die Befriedigung, die aus der eigenen Leistung im Berufe erblüht, jene Sicherheit im Urteil und Handeln, die nur aus der Tüchtigkeit entspringt.

Es gibt kein besseres deutsches Wort als „Schaffensfreudigkeit“. Weder materieller Lohn, noch Ehrgeiz vermögen solche Aufopferung und Ausdauer erheischende Leistungen zutage zu fördern als die Schaffensfreudigkeit. Das Bewußtsein, etwas geschaffen zu haben, die gewonnene Überzeugung, daß die Arbeit durch eigene Kraft vollbracht worden ist, kann durch keine Art von äußerlichem Erfolg ersetzt oder überboten werden.

Um dies durch eine unsere Zeit charakterisierende, bedeutungsvolle Richtung der menschlichen Arbeit zu erweisen, erwähle ich zum Gegenstande meiner weiteren Erörterung das technische Versuchswesen...“

Die Inaugurationsrede meiner dritten Rektoratsperiode an der Hochschule für Bodenkultur gipfelte in den nachstehenden Ausführungen:

„Ich habe meine Übersicht des Lehrgebäudes der Hochschule mit der ältesten Wissenschaft, die bei uns zur Anwendung kommt, der Mathematik, begonnen und mit der jüngsten Frucht menschlichen Fortschrittes, der Elektrotechnik, abgeschlossen. Aus dieser Übersicht wird für jeden gerechten Beurteiler hervorgehen müssen, daß das ganze Lehrgebäude der Bodenkultur eine zwar komplizierte, aber richtig entwickelte Konstruktion besitzt. Die Möglichkeit, ja vielleicht sogar die Notwendigkeit der Erweiterung dieser gesunden Stammbildung soll nicht geleugnet werden. Hier am freien lichten Standorte ist noch Raum für manchen Jahrring.

Es gereicht mir zur besonderen Auszeichnung, daß es mir vergönnt war, in dieser Halle zu Ihnen zu sprechen und unter der Mitwirkung meiner Berufsgenossen diesen Stoff zu behandeln. — Berechtigt der Rückblick auf die bisherige Entwicklung der Hochschule für Bodenkultur zu großer Befriedigung — und das scheint mir festzustehen — so darf ich mir wohl gestatten, hervorzuheben, daß ich vor einem Vierteljahrhundert, d. i. zu der Zeit, als die Hochschule für Bodenkultur gegründet und die Transformation der Forstakademie in Mariabrunn in die forstliche Sektion dieser Hochschule zur Diskussion gestellt wurde, im Vereine mit meinen damaligen Kollegen Oser und Marchet mit derselben Überzeugung und Lebhaftigkeit wie heute für das organisatorische Grundprinzip dieser unserer Hochschule eingetreten bin. Die Erfahrungen eines Vierteljahrhunderts legitimieren unsere damaligen Ansichten, und es ist wahrhaftig für den dienstältesten Lehrer einer Anstalt ein hohes Glück, wenn er in dem Momente, wo die Institution eine wichtige Errungenschaft, das Beziehen der neuen eigenen Heimstätte, feiert, widerspruchslos behaupten darf, daß er schon vor Begründung der Anstalt für den Organisationsgedanken, den sie verkörpert, gekämpft hat, daß er ein Menschenalter hindurch trotz mancher Widerwärtigkeit und Schwierigkeit in seiner Stellung an derselben und trotz mancher Verlockung von außen ihr treu geblieben ist. Ich will jedoch dieses persönliche Moment nicht weiter ausführen, denn ich bin mir ja — wie ich eingangs erwähnt habe — des Umstandes genau bewußt, daß die heutige Inaugurationsfeier, wenn auch im herkömmlichen Sinne die Inauguration des neuen Rektors, tatsächlich aber die Inauguration einer neuen hoffnungsvollen Ära der Hochschule bedeutet.

Der Palast, der uns nun beherbergt, ist wohl fundiert; er selbst aber ist die Gewähr für den von nun ab unanfechtbaren Bestand der Hochschule.

Von hier aus werden nun die Pioniere der Aufklärung entsendet;

sie werden, mit einem wohlherwogenen und von Jahr zu Jahr vollkommener werdenden wissenschaftlichen Rüstzeuge versehen, hinausgehen in die praktische Welt und uns dort helfen, wie mit Röntgenstrahlen die Empirie zu durchleuchten, auf daß von ihr nichts übrig bleibe, als ihr wissenschaftlich berechtigter Kern — die erwiesene Wahrheit der Gesetze.

Meine lieben akademischen Mitbürger! Ihre Lebensaufgabe ist die Aufklärung in einem wichtigen schönen Berufe. Man kann aber nicht im Berufe allein der Aufklärung dienen und sonst ein Sklave des Vorurteils, ein Knecht niedriger Gesinnung sein. Darum hoffe ich und wünsche sehnlichst, daß Sie dieser Ihnen vom Staate neu erbauten Stätte der Wissenschaft in jeder Lage Ihres Lebens Ehre machen werden, daß Sie nie mehr der Wissenschaft und Ihrer Aufklärungsmission untreu werden und daß der wirtschaftliche und ethische Lohn für Ihre ehrliche Arbeit Ihnen nicht versagt sei. Ihnen ist es vornehmlich anheim gegeben, daß das Erstehen dieses Palastes allüberall als berechtigt anerkannt werde und bleibe.

Er ist ein unschätzbares Symbol für den Rang und Wert der wissenschaftlich gepflegten Bodenkultur in unserem Vaterlande. Diesen Rang und Wert aber zu behaupten, das ist auch Ihre Sache! ...“

Ich machte von meiner gesetzlichen Befugnis, während der Dauer meines Reichsratsmandates, das mir im Jahre 1882 zufiel*), mich als Professor beurlauben zu lassen, nicht im ganzen Umfange Gebrauch, sondern hielt zu jener Zeit, da ich durch die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses nicht zu sehr in Anspruch genommen wurde, wenigstens in einzelnen Fächern, ganz besonders in der mechanischen Technologie, meine Vorlesungen ab. Erst im Jahre 1886 gab ich das forstliche Bauingenieurwesen, zu dem auch das Transportwesen gehörte, an den mir befreundeten Ing. Oberbaurat Artur Oelwein ab, der schon im Jahre 1882 als Mitglied der Prüfungskommission bestellt worden war. Er lehrte das forstliche Bauingenieurwesen bis 1897, in welchem Jahre die Übernahme dieser Professur durch Julius Marchet erfolgte. Bei dieser Gelegenheit trat Oelwein an die schon früher errichtete kulturtechnische Abteilung als Honorar Dozent für Straßen- und Eisenbahnbau über. Für das forstliche Bauingenieurwesen war also von dem Momente an, wo ich mich in der Lehrtätigkeit einschränkte, gut vorgesorgt. Leider vollzog sich eine Teilung meiner Lehraufgabe, indem die mechanische Technologie, und zwar die spezielle Technologie der Holzverarbeitung, durch besondere Lehrkräfte besorgt wurde. Diese Teilung hatte ja gewiß den Vorzug, den jede Spezialisierung in den Hochschuldisziplinen erreichen läßt, aber es war nicht leicht und dürfte auch in Hinkunft nicht leicht sein, der Bedeutung des Faches für den künftigen Forstwirt im ganzen Schulbetriebe der forstlichen Sektion Rechnung zu tragen. Zuerst wurde die mechanische Technologie im Wintersemester 1897/98 durch

*) Vergl. das Kapitel: Parlamentarische Tätigkeit.

meinen vormaligen Assistenten (1877 bis 1882) Ing. Lauboeck, also in autoritativer Weise suppliert. Dann folgte ab 1900 als Supplent Ing. Ernst Pliwa, der hierauf von 1903 bis 1910 als Honorarprofessor angestellt worden war. Pliwa hat gewiß die von mir geschaffene Disziplin im Sinne meiner Absichten vertreten. Die weitere Entwicklung dieser Angelegenheit kann ich nicht beurteilen, trotzdem ich den Nachfolger Pliwas, Dr. Janka, der von 1910 bis 1922 die Technologie lehrte, zu schätzen Ursache habe. Er war es ja auch, der die dritte Auflage des Abschnittes „Die technischen Eigenschaften der Hölzer“, den ich für „Loreys Handbuch der Forstwissenschaften“ 1887 schrieb, in vorzüglicher Weise bearbeitete. Das in meinem Lehrauftrag enthaltene forstliche Ingenieurwesen, das auch heute noch Hofrat Ing. Julius Marchet mit vorzüglicher Lehreignung versieht, hat durch den genannten Kollegen, der so wie ich auch außerhalb seiner Lehrtätigkeit eine vielverzweigte Wirksamkeit entfaltet, eine höchst zeitgemäße Erweiterung durch die forstwirtschaftliche Handelskunde erfahren, die auch für das verkleinerte Österreich eine weittragende Bedeutung hat, da das Holz und das Papier jene heimischen Erzeugnisse sind, die auf die Handelsbilanz den günstigsten Einfluß ausüben.

Ein entscheidendes Verdienst um die Hochschule für Bodenkultur, das ich mir zuschreiben darf, ist die Durchsetzung ihres Neubaus dort droben in herrlicher Lage neben dem gleichfalls durch meine Bemühungen zur Vollendung gebrachten Türkenschanzpark. Die Sache kam so. Jeder Rektor und jedes Mitglied des Professorenkollegiums lamentierte über die geradezu beschämende, die Entwicklung jeder Lehrkanzel hemmende Unterbringung der beiden Fakultäten der Hochschule in der Laudon- und Skodagasse. Man hatte viel Geld für die Adaptierung der alten Wohngebäude ausgegeben, man könnte sagen hinausgeworfen, ohne zu erwägen, daß, wenn man sich für den Hochschulgedanken auch gegenüber der Bodenkultur einmal entschieden und die Gleichstellung oder sogar die Anlehnung dieser neuen Hochschule an die alten Hochschulen als Ziel ins Auge gefaßt hatte, die Schaffung einer angemessenen Unterkunft hierfür eine Vorbedingung war. Man begann aber statt dessen, wie fast immer in Österreich, mit einem Provisorium und es war nun ein schweres Stück Arbeit, die hohe Lebensdauer abzukürzen, die man den Provisorien in Österreich mit Recht zuschreibt. Ich hatte es mir zur Pflicht gemacht, die Schaffung eines Neubaus für die Hochschule zu erringen. Dabei kam mir meine Stellung als Abgeordneter sehr zustatten. Ich hatte trotz meiner oppositionellen Haltung im Reichsrat gegenüber der Regierung Taaffe gute Beziehungen zu den leitenden Staatsmännern, die sich bei den auf das Kabinett Taaffe folgenden Regierungen noch wesentlich besserten. Ein durch seine Unpopularität ausgezeichnete hoher Staatsbeamter des Finanzministeriums, August von Engel, der nach den von mir gemachten Erfahrungen trotz seines Beinamens „Der Würgengel“ für alles Vernünftige und Wohlbegründete zu gewinnen war, machte mir den Vorschlag, für den Bau der Hochschule für Bodenkultur jenes Gelände in Aussicht zu nehmen, das an den Türkenschanzpark gegen Norden angrenzt. Er stellte die

kostenlose Überlassung des ärarischen Baugrundes in Aussicht und verpflichtete sich auch, die Baukosten im Staatsbudget unterzubringen. Ich nahm diesen Vorschlag mit Begeisterung auf, nicht bloß deshalb, weil ich eine Reihe von Jahren hindurch Reichsratsabgeordneter des Bezirkes war, in dem das Hochschulgebäude nach dem Antrage Engels erstehen sollte, sondern weil ich aus der Geschichte aller Großstädte wußte, daß sie sich nach Westen entwickeln. Diese Entwicklung war für Wien providentiell gegeben, da die Donau das Fabriks- und Handelsgebiet der Stadt anziehen mußte, während der Westen der Stadt durch die anmutigen, bewaldeten Ausläufer der Alpen als Siedlungsgebiet hervorragend in Betracht kam. Ich war überzeugt, daß die Hochschule für Bodenkultur in kurzer Zeit inmitten eines bevorzugten Stadtgebietes liegen werde und alle Bedenken gegen den in Aussicht genommenen Standort erschienen mir als belanglos gegenüber den Vorteilen, die Engels Angebot beinhaltete. Es gab andauernd heftige Kämpfe im Professorenkollegium. Viele Kollegen waren für den Prater eingenommen, wegen des — wie sie meinten — dort unbegrenzten Arealen für den Bau und erwogen nicht, daß er zunächst noch gar nicht angeboten war und dann schließlich in sanitärer Beziehung bedenklich gewesen wäre. Ein anderes sehr einflußreiches Mitglied des Professorenkollegiums, Professor Gustav Marchet, der nachmalige Unterrichtsminister, trat wiederum für den dritten Bezirk ein und fand auch einen Bauplatz in der Nähe des Rudolfs-Spitals, den er protegierte. In einer entscheidenden Sitzung des Professorenkollegiums sagte ich, ich sähe schon ein, daß nur der Stephansplatz die Majorität des Kollegiums gewinnen könnte und in diesem Moment kam auch alsbald die Majorität für den Platz auf der Türkenschanze zustande. Die Mehrheit war allerdings keine beträchtliche, aber das hinderte uns nicht, an die Arbeit zu gehen. Ein Staatsarchitekt, Oberingenieur Alois Koch, entwarf im Einvernehmen mit dem Kollegium und allen einzelnen Professoren den Lageplan und das Bauprojekt, das dann einstimmig angenommen und vom Ministerium für Kultus und Unterricht im Mai 1895 genehmigt wurde. Die Gesamtkosten des Neubaus einschließlich der der inneren Einrichtung betrugen 665.000 Gulden. Die Vollendung des Neubaus fiel schon in den Oktober 1896 — nach siebzehntonatiger Baudauer — so daß das Hochschulgebäude mit Beginn des Wintersemesters 1896/97 seiner Bestimmung übergeben werden konnte. Der der Majorität des Lehrkörpers, die für das Türkenschanzprojekt stimmte, angehörige Hofrat Professor Adolf Ritter von Guttenberg sagt in seinem Berichte über den Bau: „Ein stolzer prächtiger Bau schaut heute, umgeben von freundlichen Villen und Parkanlagen, umkränzt vom Wienerwald, weit hinaus ins Land und über die zu seinen Füßen liegende Residenzstadt. Die Aufschrift, welche diesen Bau als Hochschule der Bodenkultur bezeichnet, bekundet nach außen die erhebende Tatsache, daß hier die höchste Lehrstätte für Land- und Forstwirtschaft nunmehr ein dauerndes und der Bedeutung der Bodenkultur in Österreich würdiges Heim gefunden hat.“

Mit der Bitte um meine Versetzung in den Ruhestand in meinem

60. Lebensjahre, im Jahre 1900, schließt äußerlich mein Zusammenhang mit der Hochschule für Bodenkultur, ohne daß damit die Erinnerung an die Zeit meines Hochschul-Lehramtes in mir ausgelöscht werden und der große Schatz von Erfahrungen persönlicher und sachlicher Natur, die ich in der Ausübung dieses Berufes gewann, an Wert einbüßen könnte. Ein mich überaus erfreuendes und mich sehr ehrendes Ereignis war die Verleihung des Ehrendoktorates der Bodenkultur, die mir über Beschluß des Professorenkollegiums im Jahre 1913 zuteil wurde. Der Antragsteller im Kollegium und zugleich Promotor beim Festakte war mein ehemaliger Schüler, der ordentliche Professor Hofrat Julius Marchet.

Gewerbeverein und Technologisches Gewerbemuseum

Ich habe während meines Elbogener, Kremser und Mariabrunner Aufenthaltes wie auch als Hochschulprofessor niemals den Zusammenhang mit dem Niederösterreichischen Gewerbeverein verloren, im Gegenteil, ich tat was in meinen Kräften lag, um mit der mir lieb gewordenen Körperschaft in stetem Verkehr zu bleiben. Wie nützlich sich dies auch für mich und meine Bestrebungen erwies, wird aus später folgenden Erörterungen hervorgehen. Meine ersten Vorträge und sonstigen Betätigungen im Verein fallen in die Zeit, in der mein ehemaliger Lehrer Adam Freiherr von Burg dort als Präsident fungierte, das ist von 1856 bis 1870. Nach dem Rücktritte Burgs vom Präsidium wurde die Stellung eines Ehrenpräsidenten geschaffen, welche der gewesene Präsident vom Jahre 1870 bis 1882 innehatte, so zwar, daß dieser Mann 26 Jahre an der Spitze des Vereines stand, seinen Einfluß geltend machte und die Stellung dieser Korporation nach außenhin wesentlich erhöhte.

Nachdem mit dem Scheitern des Athenäums der zweite Versuch der Errichtung eines technischen Museums oder eines Gewerbemuseums technischer Richtung mißlungen war und ich wiederholt Gelegenheit hatte, die Anstalten dieser Art in Stuttgart und Karlsruhe zu sehen, die sich seit ihrer Gründung in aufsteigender Entwicklung befanden, suchte ich für die Verschiedenartigkeit des Schicksals dieser gleichartigen Bestrebungen nach einem Aufschlusse. Die beiden in Wien von überaus einflußreichen Männern beantragten Projekte gingen, wie schon gesagt, in die Brüche, noch bevor sie ernstlich in Angriff genommen worden waren, weil der eigentlich führende Mann fehlte. Das Musterlager in Stuttgart war vom Präsidenten der Zentralstelle für Handel und Gewerbe, dem ausgezeichneten Ing. Steinbeis, eronnen, beantragt und tatsächlich durchgeführt worden — aus den bescheidensten Anfängen eines Provisoriums in einer verlassenem Kaserne. Die konstante Gewerbeausstellung in Hannover, die auch eine Art technischen Museums darstellte, rief unser Karl Karmarsch ins Leben, der damals Direktor des Polytechnischen Institutes in Hannover war, von wo aus ich den Niederösterreichischen Gewerbeverein schon im Jahre 1865 auf diese Schöpfung aufmerksam zu machen Gelegenheit hatte. Ein ganz besonders glückliches Vorbild für eine in Wien zu schaffende Einrichtung dieser Art bildete nach meiner Ansicht

die Großherzoglich badische Gewerbehalle in Karlsruhe, deren eigentlicher Gründer der Geheime Referendar Dr. Karl Dietz war, dessen ausgezeichnetes Werk, „Die Gewerbe des Großherzogtums Baden“, nicht in Vergessenheit geraten sollte. Er war ein energischer lebenswürdiger Mann, rastlos tätig, unermüdlich und gefällig und erwarb sich im Jahre 1867 in Paris als badischer Kommissär bei der Pariser Weltausstellung eine große Beliebtheit. Auch dieser Mann wußte, daß die unmittelbare Leitung einer derartigen Bildungsanstalt einem Fachmann anvertraut werden müsse und er wählte zu dieser Aufgabe den durch seine Erfindungen (eine galvanische Batterie und einen Füllofen) bekannten Techniker Professor Meidinger. Die Landes-Gewerbehalle wurde in einem ehemaligen Kaffeehause untergebracht und bestand aus einer ständigen Ausstellung, einem Laboratorium, einer Bibliothek und einem Vortrags-saale. Meidinger war die Säule und die Seele des Unternehmens und die Badische Gewerbehalle leistete die besten Dienste. Ich schilderte in sehr eindringlicher Weise in einem Berichte an die Wiener Handels- und Gewerbekammer im Jahre 1868 die Karlsruher Institution. Auch bei den Kunstgewerbemuseen sowohl in London als auch in Wien, in Berlin und anderwärts war der Organisator auch der Direktor der Anstalt, so in London im Kensington-Museum Owen, in Wien Eitelberger, in Berlin Grunow. Dabei braucht man nicht die Forderung zu erheben, daß der Vorsteher der Anstalt eine genau vorgezeichnete Fachrichtung beherrsche, er muß nur die Verwirklichung des ihm vorgezeichneten oder von ihm entworfenen Programmes gewährleisten. Von dieser Auffassung ausgehend, daß es sich vor allem um den Mann oder um die Männer handle, welche die eigentliche Arbeit der Verwirklichung eines Organisationsgedankens besorgen, unternahm ich es, im Schoße des Gewerbevereins mit selbständigen Anträgen zwecks Begründung eines Gewerbemuseums technischer Richtung hervorzutreten. Ich hielt mir dabei vor Augen, daß dort die Bildung einer leitenden Kommission, einer Spezialkommission oder eines Kuratoriums, leicht zu ermöglichen wäre; entscheidend ist jedoch die vorangehende Gewinnung der Männer, die ihr Programm aufstellen und dafür verantwortlich sind. — „Men not measures“!

Am 12. April 1875 erhielt ich einen an mich gerichteten Erlaß des Handelsministeriums, worin mir dafür gedankt wurde, „daß ich im Vereine mit den Professoren L. Hauffe, Dr. Alexander Bauer und E. Hartig mit anerkennenswerter Bereitwilligkeit und Raschheit die Ausarbeitung eines Programmes und Kostenüberschlages für das in Wien zu errichtende Technologische Gewerbemuseum verfaßt hatte“. „Obschon das Handelsministerium noch nicht in der Lage war, die in dem Programm klar und bestimmt gezeichneten Grundzüge formell zu genehmigen“, beauftragte mich das Ministerium, „darüber Bericht zu erstatten, ob die bisher von der Stiftung Athenäum, Gumpendorferstraße Nr. 15, benützten Räumlichkeiten oder die von den Häusern des Gewerbevereines und des Ingenieur- und Architektenvereines in der Eschenbachgasse dem Handelsministerium zu ermäßigten Mietpreisen zur Verfügung

gestellten Lokalitäten für das künftige technische Gewerbemuseum geeignet und vorläufig in Miete zu nehmen wären.“ Die obgenannten Kollegen überließen mir die in dem Ministerialerlaß geforderten Ausarbeitungen und widmeten sich in ernstesten und eingehenden Beratungen der definitiven Durcharbeitung. Schon in der Generalversammlung des Niederösterreichischen Gewerbevereines vom 4. Mai 1875 ließ ich durch den von mir gewonnenen Obmann, kaiserlichen Rat Dr. Josef Neumann-Spallart, einen Bericht erstatten, der geschickt genug war, vor allem darauf hinzuweisen, wie österreichische und deutsche Zeitungen die Absichten unseres Komitees günstig beurteilten. Auch der Ingenieur- und Architektenverein brachte zur gleichen Zeit eine Petition beim Handelsministerium ein, um dasselbe zur Errichtung einer „Zentralstelle behufs Prüfung und Kontrolle für Rohmaterialien im Bau- und Maschinenwesen“ zu bestimmen. Eine solche Zentralstelle, sagte der Berichtsteller, sei von der höchsten Wichtigkeit für unser volkswirtschaftliches Leben und zugleich ist sie unbezweifelbar ein selbstverständlicher Teil des Gewerbemuseums. — Dies war Wasser auf unsere Mühle, denn ich hatte längst erkannt, daß das Schwergewicht der neuen Institution in dem Versuchswesen liegen müsse, dem das Unterrichtswesen anzugliedern wäre. Man hatte damals die Absicht, die Lokalitäten des Athenäums, die nach seinem Zusammenbruch als selbständige Anstalt angeboten worden waren, zu benützen, begrüßte den Handelsminister Herrn von Chlumecky in einer Audienz und legte ihm das völlig ausgearbeitete Programm für ein Technisches Museum und den dazu gehörigen Detailkostenvoranschlag vor. Nach diesem von mir verfaßten Entwurfe, der die Zustimmung meiner Kollegen, insbesondere Hartigs, gefunden hatte, sollte das Gewerbemuseum aus acht Sektionen bestehen, und zwar für Chemie, Färberei, Druckerei und Appretur, Gerberei, Mechanik, Untersuchung der technischen Eigenschaften von Bau- und Maschinenmaterialien, Metallbearbeitung, Holzbearbeitung und Textilindustrie. Das schon bestehende Versuchslaboratorium für Gerberei und das projektierte für Färberei, Druckerei und Appretur wären in das neue Museum einzugliedern gewesen. Die Vereinigung der Versuchsanstalt für Keramik mit dem Museum für Kunst und Industrie war zu billigen, da es sich bei diesen um Aufgaben handelte, die zunächst im innigen Verkehr mit dem genannten Museum gelöst werden konnten. Zum Behufe ergänzender technischer Ausbildung von Lehrern an niederen Fachschulen und Gewerbetreibenden wären nach Bedarf spezielle Fachkurse über bestimmte Zweige der chemischen und mechanischen Technologie als Grundlage der einzelnen Industrien und Gewerbe an dem Technischen Gewerbemuseum einzurichten gewesen. Endlich sollten an der Anstalt für jede Sektion Sammlungen und Büchereien errichtet werden, die den Versuchs- und Lehranstalten zu dienen hätten. Die Leitung des Technischen Gewerbemuseums war so gedacht, daß an der Spitze der Anstalt ein Direktor zu stehen hätte, der von technisch-wissenschaftlicher und allgemeiner Bildung und Befähigung zur Repräsentation getragen würde. Für diese Stellung war von mir Professor E. Hartig in Dresden in Aus-

sicht genommen. Den einzelnen Sektionen hätten Vorstände der Versuchsanstalten vorzustehen, die als Gremium unter dem vorsitzenden Direktor zu wirken berufen wären. Außer den Sektionsvorständen könnten noch andere Personen als Beiräte, Professoren und Dozenten gewonnen werden, unter denen sich ein Physiker befinden müßte, der die Arbeiten der einzelnen Sektionen von Fall zu Fall durch physikalisch-technische Forschungen zu unterstützen hätte. Professor Hartig, der, wie weiter oben ausgeführt wurde, durch die Einführung der Experimentalforschung in die mechanische Technologie und durch die von ihm verfaßte neue Auflage des für Deutschland grundlegenden Werkes, „Handbuch der Technologie“, von Karl Karmarsch unbestritten als der erste Fachmann auf diesem Gebiete galt, kam über unsere Einladung nach Wien, besprach mit uns die Bedingungen für die Annahme der an ihn gerichteten Berufung als Direktor, die unschwer zu erfüllen waren und auch im Prinzipie angenommen wurden und erklärte sich bereit, außer der Direktion auch die Leitung der Abteilung für Mechanik zu übernehmen.

Das Komitee war der Meinung, daß bei der Gründung des Technischen Gewerbemuseums nicht sofort alle Sektionen ins Leben treten müssen, doch schienen mit Rücksicht auf die österreichischen Verhältnisse alle acht vorgeschlagenen Sektionen von hoher Dringlichkeit und Wichtigkeit und der gemeinschaftliche gleichzeitige Wirksamkeitsbeginn wäre von großem Vorteil. Ist das Technische Gewerbemuseum einmal eröffnet, so hätte das Ministerium vor jeder Ernennung neuer Beamten das Gremium der Vorstände einzuvernehmen, auch würde eine Sektion für Photographie und andere vervielfältigende Verfahren sehr zu empfehlen sein.

An der Hand dieses Programmes entwarf das Komitee einen Kostenvoranschlag, der auf der Voraussetzung fußte, daß das Institut für die Lokalitäten, in denen das Museum Raum zu finden hätte, nicht weiter Sorge zu tragen habe. Es hört sich heute wohl befremdlich an, wenn man feststellt, daß die an den Staatsschatz zu richtende Anforderung für die gesamte Einrichtung der Anstalt einen Sachaufwand von 100.000 fl. und ein Jahresbudget mit überwiegenden Sätzen für die persönlichen Bezüge von 78.500 fl. aufwies. Mit dieser so vorbereiteten Vorlage trat Minister von Chlumetzky in die parlamentarische Behandlung der Angelegenheit ein und forderte vorerst im Budgetausschuß des Abgeordnetenhauses die entsprechenden Kredite, die vom Referenten für das Handelsministerium, Abgeordneten Julius Gomperz, Textilindustriellen und Präsidenten der Handels- und Gewerbekammer in Brünn, abgelehnt wurden. Der genannte Abgeordnete, ein hochachtbarer und angesehenener Mann, der als vermeintlicher Fachmann dem Handelsminister von dessen früherer Tätigkeit in Brünn nahe bekannt war, begründete seine ablehnende Haltung mit der Überflüssigkeit und Kostspieligkeit einer solchen Institution und das Handelsministerium versuchte nie mehr, auf das Projekt zurückzukommen. Die Gründung eines technischen Gewerbemuseums hätte unberechenbare Vorteile für die Volkswirtschaft zeitigt, leider kam sie erst viel später zur Verwirklichung,

freilich auf einem ganz anderen Wege und — wie zugegeben werden muß — in einer den heutigen Bedürfnissen und Auffassungen viel mehr entsprechenden Form.

Es blieb den interessierten Kreisen kein anderer Weg übrig, als zur Selbsthilfe zu schreiten, den tatsächlich der Niederösterreichische Gewerbeverein, durch den ersten Mißerfolg keineswegs in seinen Überzeugungen erschüttert, in Aussicht nahm. Die Haltung des Referenten im Budgetausschuß war nicht überraschend, denn die Eingeweihten wußten, daß viele Industrielle der Textilbranche mehr Kaufleute als Techniker waren und auch die Direktoren fußten mehr auf der Empirie als auf wissenschaftlicher Erkenntnis. Sind doch heute noch, fast ein halbes Jahrhundert später, die Grundlagen der industriellen Erfolge Praxis und Routine und nicht die Beherrschung der von den angewandten Naturwissenschaften und dem Ingenieurwesen gebotenen Elemente des Fortschrittes. Auch in den Zentralstellen der Staatsverwaltung fehlte es absolut an Männern, die von der Überzeugung getragen gewesen wären, daß nur die Errungenschaften der Technik eine unerschütterliche Grundlage für den Aufschwung der Produktion und für die Blüte der Volkswirtschaft bilden können. Die österreichische Bürokratie genoß wegen der Rechtlichkeit und Pflichttreue, die sie unentwegt betätigte, einen großen Ruf, ihre Vorbildung war mit wenigen Ausnahmen eine juristische, technisch gebildete Männer dienten bestenfalls als Gutachter und Ratgeber, blieben aber den höheren Beamten gegenüber ohne maßgebenden Einfluß. Auch alle technischen Agenden wurden und werden bis heute noch fast ausnahmslos von an der juridischen Fakultät der Universität vorgebildeten und an der bürokratischen Tradition festhaltenden Männern besorgt. Man sagt von der Bürokratie mit einer gewissen Berechtigung, sie bewahre die Verwaltung vor krassen Übelständen, aber sie behindere auch jede Großtat, die von außen her angeregt, befürwortet und begründet wird. Auch bei der in Rede stehenden Angelegenheit führte das Referat ein von gutem Willen getragener und begabter Beamte, der Ministerialrat Jur. Dr. Emanuel Herrmann, der auch als Professor der Nationalökonomie wirkte, und sich mit Vorliebe mit Erfindungen technischer Natur befaßte, von denen eine sogar als eine bleibende und sehr verdienstliche Leistung bezeichnet werden muß. Dr. Emanuel Herrmann wurde der Erfinder der Korrespondenzkarte, indem er den Gedanken des Generalpostdirektors Dr. Stephan in Berlin, für ein offenes Blatt ein ermäßigtes Porto einzuführen, praktisch durch die Vorschrift eines bestimmten Formates und die Herausgabe eines Postwertzeichens — die Postkarte — verwirklichte. Mit anderen Projekten und technischen Verbesserungsvorschlägen hatte er weniger Glück. Er verstand es aber, wie die meisten talentierten Juristen, Ideen zu erfassen, sie in sich aufzunehmen und die zur Durchführung geeignete bürokratische Form dafür zu ersinnen. So lange er auf solche Intentionen einging, war er ein nützlicher Beamter und darum schenkten ihm auch der Handelsminister Banhans und seine unmittelbaren Nachfolger ein sehr weitgehendes Vertrauen.

Der Gewerbeverein unternahm also im April 1878 einen Schritt, der neuerlich auf die Errichtung eines technischen Gewerbemuseums abzielte. Der Gewerbeverein beschloß nämlich auf Grund eines von der Abteilung für Chemie gestellten Antrages nach dem Referate des Berichterstatters Dr. Richard Godeffroy in der Monatsversammlung vom 26. April sich mit einer Petition an den Handelsminister Ritter von Chlumecky zu wenden zum Zwecke der Errichtung einer Versuchsanstalt für Färberei; also: um wenigstens eine der in dem Projekte des staatlichen technischen Gewerbemuseums enthaltenen Sektionen durchzusetzen. Es ist eine merkwürdige Fügung, daß gerade jene Versuchsanstalt als besonders dringlich bezeichnet wurde, die fachlich dem Referenten des Budgetausschusses für den Etat des Handelsministeriums am nächsten lag und doch nicht seine dem ganzen Projekt gegenüber ablehnende Haltung zu hindern vermochte. Die Petition wurde vom Präsidenten Matscheko unterzeichnet und war durch eine Denkschrift und durch das Programm einer Versuchsanstalt für Färberei ergänzt. Sie wurde durch eine Deputation, bestehend aus dem Präsidenten, dem Vizepräsidenten Harpke und dem Obmanne der Abteilung für Chemie Godeffroy dem Handelsminister überreicht. Seine Exzellenz, so berichtete der Präsident in der nächstfolgenden Versammlung des Niederösterreichischen Gewerbevereines, habe sich vollständig informiert gezeigt, die Deputation auf das Liebenswertigste empfangen und ihr zugesichert, der Sache volle Aufmerksamkeit schenken zu wollen. „Wie haben begründete Aussicht“, sagte der Präsident, „daß, wenn es die Mittel überhaupt erlauben, die hohe Regierung unserem Wunsche entsprechen und eine derartige Versuchsanstalt ins Leben rufen werde“.

Daß sich der Gewerbeverein sowohl bei seinen ersten Schritten zur Errichtung eines Technischen Gewerbemuseums durch den Staat und auch jetzt wieder bei dem Einschreiten um die Errichtung einer Versuchsanstalt für Färberei an den Handelsminister und nicht an den Unterrichtsminister wendete, erklärt sich wohl aus den vielfachen Beziehungen des Gewerbevereines zum Handelsministerium und aus der Annahme, daß die Versuchsanstalten überhaupt vom Handelsministerium zu ressortieren hätten. Dabei wurde freilich übersehen, daß zwar das Handelsministerium eine Versuchsanstalt für Gerberei ins Leben gerufen hatte, daß aber dem Unterrichtsministerium die chemisch-technische (keramische) Versuchsanstalt am Museum für Kunst und Industrie unterstellt worden war. Nachdem um diese Zeit bereits der Kampf zwischen dem Unterrichtsministerium und dem Handelsministerium um die Kompetenz in der Administration des gewerblichen Bildungswesens entbrannt war, der bald darauf (1881) mit dem Siege des ersteren endete, wäre es für den Gewerbeverein wahrscheinlich richtiger gewesen, sich an das Unterrichtsministerium zu wenden; schon deshalb, weil der dortige Referent einsichtsvoller und einflußreicher war, als der die analoge Stellung bekleidende Beamte des Handelsministeriums.

Es bedarf kaum der ausdrücklichen Feststellung, daß auch die Petition, betreffend die Errichtung einer Färbereiversuchsstation

keinerlei Erfolg hatte, stand doch dem nämlichen Handelsminister noch immer der nämliche Vertrauensmann im Finanzausschusse des Abgeordnetenhauses gegenüber.

Und nun sei eines persönlichen Momentes von großer Tragweite gedacht, eines Ereignisses, das nicht nach der bekannten Redefigur „seine Schatten“, sondern seine Lichter vorauswarf. In der Generalversammlung des Niederösterreichischen Gewerbevereines am 10. Mai 1878 nahm der Vereinspräsident Matscheko das Wort, um namens des Verwaltungsrates den Antrag zu stellen, der Niederösterreichische Gewerbeverein möge sich an den Sohn des eben verblichenen Protektors des Vereines Erzherzog Franz Karl, das ist an den Erzherzog Karl Ludwig, mit der Bitte um Übernahme des Protektorates wenden und begründete diesen Antrag unter Hinweis auf die Popularität des kaiserlichen Prinzen in den produktiven Kreisen der Bürgerschaft. Der Antrag, der selbstverständlich mit großem Beifall aufgenommen wurde, hatte auch den Erfolg, daß der Bruder des Kaisers das Protektorat über den Niederösterreichischen Gewerbeverein annahm, was bei dem Eifer des Erzherzogs sich nützlich zu machen, für viele Unternehmungen des Gewerbevereines von sehr großem Nutzen war.

Nachdem alle Schritte, die unternommen wurden, um die Regierung zur Errichtung eines technischen Gewerbemuseums zu bewegen, vergeblich geblieben waren, während anderseits das Bedürfnis nach einer wirksamen Förderung der technischen Leistungsfähigkeit der gewerblichen Produktion sich immer fühlbarer machte, mußte man, um zu dem gewünschten Ziele zu gelangen, einen anderen Weg betreten.

Ich erklärte am 1. Jänner 1879 mir besonders nahestehenden Personen, daß mir der Gedanke gekommen sei, mit Hilfe des Niederösterreichischen Gewerbevereines sofort an die Begründung eines Gewerbemuseums zu gehen, wofür ich den Plan bereits fertig entworfen habe. Darnach wäre zunächst ein Teil des Institutes ins Leben zu rufen, eine Sektion, und diese hätte durch die Art ihrer Wirksamkeit für die Idee des Gesamtinstitutes Propaganda zu machen. Es sei zweifellos, daß, wenn die Sache richtig angepackt würde, sich an die erste Sektion bald eine zweite und weitere anschließen würden, und daß man auf diese Art aus kleinen Anfängen heraus ohne allzu hohes Risiko zu einem großen Institute gelangen könnte. Ich wählte die Bezeichnung „Technologisches Gewerbemuseum“. Technologie ist die wissenschaftliche Darstellung der gewerblichen Produktion; sie nimmt den vorgeschrittensten technischen Standpunkt ein und vermittelt die Anwendung der wissenschaftlichen Errungenschaften auf die Gewerbe. Der Ausdruck „technologisch“ bezeichnet daher einen engeren Begriff als das Wort „technisch“, welches ein viel weiter umschriebenes Gebiet benennt.

Von allen Sektionen, die ein solches Institut in Österreich erhalten mußte, war durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände die Errichtung der Sektion für Holzindustrie am leichtesten realisierbar, womit durchaus nicht gesagt sein sollte, daß gerade diese Sektion die dringendste gewesen sei. In den von mir geschaffenen Sammlungen an

der Forstakademie in Mariabrunn, die bei Errichtung der forstlichen Sektion der Hochschule für Bodenkultur nicht nach Wien übertragen werden konnten, und in den gleichfalls von mir über Auftrag des Handelsministers Banhans auf und nach der Wiener Weltausstellung gemachten Erwerbungen ergab sich ein ansehnlicher und unmittelbar zur Verfügung stehender Grundstock für die Sammlungen. Ich hatte außerdem als Vertreter der Lehrkanzel für die mechanische Technologie des Holzes zahlreiche Beziehungen zur Holzindustrie, zu den Holzverarbeitenden Gewerben und zum Holzhandel und konnte darauf rechnen, in den Interessentenkreisen dieser Branche die Überzeugung von derersprießlichkeit eines solchen Unternehmens leicht zu erwecken und zu befestigen, moralische und materielle Unterstützung zu finden und durch dieses Beispiel auf andere Gruppen der Produktion mit Sicherheit einzuwirken. Auch war ich um diese Zeit Inspektor des Handelsministeriums für die Fachschulen für die Holzverarbeitenden Gewerbe (Tischlerei, Drechslerei, Schnitzerei usw.).

Der Plan fand im Verwaltungsrate des Niederösterreichischen Gewerbevereines Zustimmung und bereits am 28. Februar 1879 konnte der Präsident den Beginn der Aktion ankündigen. Der dabei gewählte Vorgang war folgender: Für den 4. März wurden Interessenten der Holzindustrie zu einer Versammlung eingeladen, um über die Gründung der Sektion für Holzindustrie des zukünftigen Technologischen Gewerbemuseums zu beraten. Die Versammlung war sehr zahlreich besucht, angesehene Vertreter der großen österreichischen Holzproduzenten und Holzhandelsfirmen, strebsame Gewerbetreibende und eine Anzahl von Personen, die einem derartigen Unternehmen überhaupt nützlich und fördernd zur Seite zu stehen berufen waren, nahmen mit der größten Aufmerksamkeit meine Auseinandersetzungen entgegen. Das Ergebnis der Verhandlung war die Einsetzung eines Gründungskomitees, aus dem dann die „Spezialkommission zur Errichtung eines Technologischen Gewerbemuseums“ hervorging. Der Vereinspräsident Matscheko wurde Obmann, Dr. Anton Banhans und Karl Ritter von Zimmermann-Göllheim Obmannstellvertreter und ich selbst ständiger Referent. Diese Spezialkommission gliederte sich in ein Organisationskomitee, ein Finanzkomitee und ein Fachkomitee. Am 2. April wurde in einer Versammlung des Niederösterreichischen Gewerbevereines, der der Protektor des Vereines, Erzherzog Karl Ludwig, Erzherzog Rainer, der Handelsminister Ritter von Chlumecky, hohe Staatsbeamte, Handelskammer- und Gemeinderäte und eine große Anzahl von Industriellen beiwohnten, von mir ein Vortrag über die Aufgaben des vom Niederösterreichischen Gewerbeverein zu errichtenden Technologischen Gewerbemuseums im allgemeinen und der zuerst ins Leben zu rufenden Sektion für Holzindustrie im besonderen gehalten. Dies war der erste glückliche Auftakt in der Vorbereitung der Gründung des Museums. Schon am 10. April konnte die Wochenschrift des Gewerbevereines den Wortlaut des Organisationsstatuts für das Technologische Gewerbemuseum und des Normativs der Sektion für Holzindustrie publizieren. In der Monatsversammlung des Vereines



Das Gebäude des niederösterreichischen Gewerbevereines, in dessen Erdgeschoß das Technologische Gewerbemuseum seinen Anfang nahm.



Die „Wilhelm Exner-Medaille“, gestiftet vom niederösterreichischen Gewerbeverein

vom 18. April wurde dieses Organisationsstatut ohne Debatte unverändert angenommen und schon in der Mai-Generalversammlung 1879 erstattete der Obmann der Spezialkommission für die Errichtung des Museums Dr. Anton Banhans den ersten Bericht über die inzwischen eingeleiteten Vorbereitungen für die Eröffnung des Museums, die in feierlicher Form am 26. Oktober 1879 im Saale des Niederösterreichischen Gewerbevereines erfolgte. Diesen Festakt vollzog der Protektor in Gegenwart des Ministerpräsidenten Grafen Taaffe, des Handelsministers Freiherrn von Korb-Weidenheim, des Ackerbauministers Falkenhayn, des Ministers Dr. Pražak und einer großen Anzahl von Staatswürdenträgern und notablen Persönlichkeiten, darunter des Ehrenpräsidenten des Vereines Baron Burg, vielen Reichsrats- und Landtagsabgeordneten und anderen mehr. Einen umfassenden Bericht, sowie viele andere auf die Begründung bezughabende und hier angeführte Daten enthält die Denkschrift „Das k. k. Technologische Gewerbemuseum in Wien im ersten Vierteljahrhundert seines Bestandes 1879 bis 1904“, die ich im Auftrage des Niederösterreichischen Gewerbevereines verfaßte, und die in prächtiger Ausstattung im Selbstverlage des Technologischen Gewerbemuseums erschienen ist.

Bemerken möchte ich noch, daß ich zum ehrenamtlichen Direktor des Museums und zum Vorstand der I. Sektion bestellt wurde; mir zur Seite stand als Direktionsadjunkt mein Assistent, Ingenieur Georg Lauboeck.

Unmittelbar vor den ersten Schritten zur Eröffnung des Technologischen Gewerbemuseums und während der Einleitungen für die Errichtung der I. Sektion, die als Paradigma für die späteren Einrichtungen der Anstalt zu dienen berufen war, verfaßte ich eine Werbeschrift für das Technologische Gewerbemuseum, in welcher ich den eigenartigen Organisationsplan auseinandersetzte und begründete. Dieser Behelf für die Propaganda war unentbehrlich und fand die Anerkennung, daß er auf Staatskosten in Druck gelegt und von amtlicher Seite als Begründung für die Bewilligung von staatlichen Subventionen benützt wurde. Diese Subventionen sollten immer nur dann angesprochen werden, wenn das Interesse jener Kreise, für welche bestimmte Einrichtungen zu dienen berufen waren, durch die Bewilligung von Geldmitteln betätigt worden war. So geschah es bei der ersten und auch bei den folgenden Sektionen. An der Spitze des Verzeichnisses der Stifter und Gründer des Technologischen Gewerbemuseums standen der Kaiser mit 1000 Gulden und der Erzherzog-Protektor Karl Ludwig gleichfalls mit einem namhaften Betrage. Das erste Geschenk an das Technologische Gewerbemuseum bestand in der Widmung der Hälfte des Erträgnisses des Industriellenballes im Jahre 1878 mit 2400 Gulden und des Viertels des Erträgnisses des Industriellenballes von 1879 mit 1400 Gulden. Diese beiden Zuwendungen erfolgten über Antrag Matschekos, die sonstigen Subskriptionsergebnisse sind überwiegend das Verdienst des Freiherrn von Banhans. Das Industriellenball-Komitee und der von ihm veranstaltete Ball, der als das vornehmste Karnevalsfest der Stadt galt, bildete über-

haupt einen wichtigen Schauplatz nicht nur für den Gewinn von sozialen Beziehungen, sondern auch für Anknüpfungen im Interesse unserer Schöpfung. Ich betätigte mich daher mit Eifer an diesem Unternehmen, dem ich später als Präsident und noch später als Ehrenpräsident angehörte, solange als es überhaupt einen Ball der industriellen Gesellschaft in Wien gab, der freilich bei Ausbruch des Weltkrieges sein Ende fand.

Wichtiger als alle diese Nebenumstände ist wohl aber der organisatorische Grundgedanke des Technologischen Gewerbemuseums, der ausschließlich mein geistiges Eigentum darstellt, das allerdings durch aufmerksame Beobachtung der Vorgänge auf dem Gebiete des technischen Bildungswesens in Deutschland und in Westeuropa und durch eingehende Erwägung der Bedürfnisse der gewerblichen und industriellen Produktion in Österreich erworben wurde. Mein organisatorischer Hauptgedanke beruht auf der Zusammenfassung des theoretischen Unterrichtes mit der praktischen Unterweisung, mit dem Anschauungsunterrichte und dem Versuchswesen für jede Gruppe verwandter industrieller Betätigungen, der eine bestimmte Sektion des Instituts dienen sollte. Dabei mußte der theoretische Unterricht auf der jeweils erreichten Höhe der Anwendung der Wissenschaften auf das Lehrgebäude stehen und die Werkstätten-einrichtungen mit den modernsten, daher für diese Zeit mustergültigen Arbeitsbehelfen eingerichtet sein, die Sammlungen und die Bibliothek hatten beiden Zwecken zu dienen und die Versuchsanstalten sollten nach dem Stande der einschlägigen Experimentalwissenschaften ausgerüstet sein. Entscheidend für die Wirksamkeit der betreffenden Sektion war nebst der sachlichen Einrichtung die Gewinnung jener persönlichen Kräfte, die durch ihre Qualifikation als Lehrer und Fachleute die beste Wirksamkeit versprechen durften und sich mit idealem Eifer den Zielen der Anstalt zu widmen geneigt waren. Ferner war es Prinzip, im Rahmen einer jeden Sektion mit der Befriedigung der auffälligsten und dringendsten Bedürfnisse im kleinsten Maßstabe anzufangen, um für höhere Stufen des Bildungswesens den Boden zu bereiten. Diese Richtschnur wurde in der I. Sektion und in allen folgenden, Chemische Gewerbe, Metallverarbeitung, Elektrotechnik usw. mit dem gleichen günstigen Resultat verfolgt.

Eine maßgebende Vorbereitung für meine organisatorische Aufgabe bei Gründung des Technologischen Gewerbemuseums erlangte ich durch meine Stellung im staatlichen gewerblichen Bildungswesen, die wie ich schon früher angedeutet habe, bis zum Jahre 1872 zurückreicht. Ich war nicht nur als Ratgeber fallweise, sondern auch als Inspektor für die Fachschulen des Handelsministeriums dauernd in Verwendung genommen.

In der allgemeinen Bestürzung über das Unvermögen der Meisterlehre, neue und führende Arbeitskräfte zu liefern, tauchte wieder die Idee der Fachschule auf und es fanden sich Männer, die dieselbe mit Eifer und Geschick propagierten, sehr oft gegen die rückständigen Elemente in der Gewerbepraxis. Österreich trat in dieser Angelegenheit früher als die anderen Kulturstaaten auf den Plan, so daß es für unser

Zeitalter unbestritten feststeht, daß zuerst in Österreich die gewerbliche Fachschule unter Anwendung des überwiegenden Werkstättenunterrichtes als Ersatz der Meisterlehre mit Erfolg in größerem Maßstabe eingeführt wurde.

Nicht bloß die Erwägung der großen Bedeutung des Holzvorrates für die gewerbliche Verwertung war entscheidend für die ersten Ansätze zur Gründung von Fachschulen dieser Richtung, sondern wieder scheinbar nebensächliche Ursachen, von denen eine hier erwähnt werden soll, nämlich der Umstand, daß der einflußreiche Direktor des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie Rudolf von Eitelberger, den in Berchtesgaden unternommenen Versuch, im Wege des Zeichenunterrichtes die dortige Holzschnitzerei auf ein höheres Niveau zu bringen, in Hallein und Hallstadt mit der Errichtung kleiner Lehrwerkstätten für Holzschnitzerei nachzuahmen empfahl. Dies wurde damals auch durchgesetzt. Meine Entsendung in den nach der Borkenkäferkatastrophe im Jahre 1871 in großen Notstand geratenen Böhmerwald, worüber ich bereits gesprochen habe, gab mir die Möglichkeit, meinen Anträgen auf Errichtung einer Fachschule für Holzschnitzerei in Wallern, einer solchen für alle Zweige der holzverarbeitenden Gewerbe in Bergreichenstein und für Drechslerei in Tachau zur Annahme zu verhelfen. Diese Gründungen fielen zunächst in den Amtsbereich des Handelsministeriums, wo, wie gleichfalls schon ausgeführt, Minister Dr. Anton Banhans diesen Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit zuwendete. In diesem Ministerium wurde ein artistischer und später auch ein technischer Aufsichtsrat eingesetzt, dem ich als Mitglied angehörte, während im artistischen Beirat Eitelberger und später der Architekt Josef Storck führend wirkten.

Bis gegen die letzten Siebziger Jahre hin bildete jede Fachschule ein besonderes, von den anderen Fachschulen verwandten Zieles unbeeinflußtes Lebewesen. Sowohl die Gründungsgeschichte einer jeden dieser Fachschulen, als auch die Entwicklung einer jeden derselben ging ihren eigenen Weg. Aber auf den verschiedenen Versuchsfeldern — und jede dieser Schulen war ja ihr eigenes Versuchsfeld — traten früher oder später gewisse Erscheinungen auf, die die später vorherrschende Gestaltung einleiteten. So zeigte sich bei jeder Fachschule für Holzschnitzerei das Bedürfnis, auch die Tischlerei zu pflegen, umgekehrt an jenen Schulen, welche für Tischlerei organisiert worden sind, machte sich das Bedürfnis nach einer Abteilung für Schnitzerei oder Drechslerei fühlbar. So kam es, daß die ältesten Fachschulen, gerade wenn sie zu größeren Anstalten erwachsen, jede eine Abteilung für Schnitzerei, eine solche für Tischlerei und eine dritte für Drechslerei erhielten, wodurch sie sich von selbst, vielfach ohne den Zusammenhang mit der Lokalindustrie zu verlieren, mehr und mehr uniformierten. An allen neugegründeten Fachschulen der ersten Gründungsperiode 1871 bis 1875 war der praktische Lehrer die Hauptperson und ihm fiel auch der vorbereitende artistische Unterricht im Zeichnen zu. Bald zeigte es sich, daß der Fachschulleiter, durch administrative Agenden sehr in Anspruch genommen,

nicht mehr der ganzen Lehraufgabe genügen konnte und deshalb eine zweite Lehrkraft erforderlich wurde. Lag seine Befähigung gegen die künstlerische Seite hin, so behielt er sich die Lehraufgabe im Zeichnen und Modellieren vor und bekam als Gehilfen eine für die Werkstatt qualifizierte Lehrkraft. War er selbst aber ein Mann der Praxis, so erhielt er einen Lehrer für Zeichnen und Modellieren beigelegt. Es war außerordentlich schwierig, bei den geringen Dotierungen der Gehalte Lehrkräfte zu finden, die dem praktischen Gewerbebetrieb gegenüber führend aufzutreten geeignet waren. Die fachmännische Inspektion artistischer und technischer Richtung erkannte bald, daß diese Schulen auch in organisatorischer Beziehung ausgebildet werden sollten und es mußte von dieser Seite energisch gefordert werden, daß jede Schule ein Statut, das Einrichtung und Ziel sowie Leitung und Verwaltung klar zu umschreiben hatte, einen Lehr- und Stundenplan, eine Disziplinarordnung usw. erhalte, um ordentlich zu funktionieren. Auch für die Verwertung der von den Schülern erzeugten Objekte, also für die Administration der Schule mußten Normen geschaffen werden; die Inspektionsberichte verlangten immer dringender die ordentliche Ausrüstung der Werkstätten, die Erweiterung und Verbesserung der Lokalitäten bis zur Gewinnung eines eigenen neuen Schulgebäudes, die Verbesserung des Lehrmittelapparates, die Weiterbildung der bereits gewonnenen Lehrkräfte und — Maßregeln für die Vorbildung der zu ernennenden Lehrer an höheren Bildungsanstalten. Allen diesen Aufgaben schloß sich die Forderung der Inspektoren an, den theoretischen Unterricht auszubilden, im Rechnen, in der Geometrie, ganz besonders im Kalkulationswesen, in der Buchführung, in der mechanischen und chemischen Technologie. Bald wurde auch die Gliederung des Unterrichtes, namentlich im Zeichnen nach den Hauptfächern, geometrisches Zeichnen, projektives Zeichnen, Freihandzeichnen, Fachzeichnen und architektonische Formenlehre, in den größeren Fachschulen beantragt und für die kleineren als anstrengenswertes Ziel bezeichnet. Auch die Stellung der Lehrkräfte wurde in Erwägung gezogen und in verschiedener Form diese schwierige Frage bei den Fachschulleitern, Lehrern der theoretischen Fächer und Werkmeistern angestrebt und gelöst. Damit war den von Eitelberger befürworteten und teilweise eingeführten sogenannten subventionierten Ateliers, die sich als eine durchaus verfehlt Institution herausstellten, das Ende bereitet und ich selbst mußte, die an den bestehenden Privatunternehmungen dieser Art entwickelten Mißstände erkennend, den Antrag auf Auflösung einer Reihe dieser Anstalten stellen, wie die Schnitzereiwerkstätte des Bildhauers Morrigl in Taufers, ein ähnliches Atelier von Griessemann in Imst, ferner ein Atelier in Cles und ein anderes in St. Ulrich im Grödnertale für figurale Schnitzerei; das letztgenannte Atelier wurde durch eine organisierte Fachschule ersetzt. Stand an der Spitze eines solchen Ateliers ein tüchtiger Kunsthandwerker, so wurde für dessen weitere Verwendung an einer Fachschule vorgesorgt. Auch in Oberösterreich mußte ich das Wengersche Atelier in Mondsee aufheben und den Künstler als Lehrer an die Fachschule in Ebensee

versetzen. Diese Eitelbergerische Idee, den Gedanken der Meisterschule auf die Heimarbeit oder die nationale Hausindustrie anzuwenden, wurde nicht mehr weiter verfolgt. Auch zeigte es sich, daß Schulen, die in wenig zugänglichen, vom Weltverkehr abgeschlossenen Gebirgstälern errichtet wurden und sich daher einer intensiven Überwachung entzogen, sowie der aufmerksamen Pflege von Seite der zentralen Unterrichtsverwaltung entbehrten, nach einer kürzeren oder längeren unruhlichen Existenz genau so wie jene Erwerbsgebiete selbst, für deren Entwicklung sie geschaffen wurden, untergehen mußten. Beispiele hiefür sind die Schulen in Tione im oberen Sarcatal, in Haindorf im Riesengebirge, in Gmünd und Wolfsberg in Kärnten und andere mehr. Nach ihrer Auflassung verschwand jede Spur ihrer Wirksamkeit, dagegen erblühten mehrere an Stelle dieser aufgelassenen Schulen an den Knotenpunkten des Verkehrs errichtete Lehranstalten in überraschend kurzer Zeit, so z. B. die Fachschulen in Bozen, Villach und Laibach. Freilich gibt es auch unter besonderen Umständen Ausnahmen von dem eben dargestellten, sonst allgemein gültigen Grundsatz. Ein von den Polen in Galizien sehr besuchter Sommeraufenthalt am Fuße der Tatra, Zakopane, besaß eine von irgendeinem Vereine schlecht und recht, aber mehr schlecht, errichtete und geleitete Holzschnitzschule, bei der die Hauptsache der sogenannte nationale Charakter war. Dabei gingen die Ansichten über den wahren galizischen Stil, ob goralisch oder huzulisch, weit auseinander, immer aber mußte an das bäuerliche Kunsthandwerk angeknüpft werden, sonst wäre es eine Invasion fremdländischer Kunstelemente geworden, was auf das sorgfältigste zu vermeiden war. Ich machte aus der privaten Schule in Zakopane eine staatliche, setzte einen böhmischen Kunsthandwerker, den ich zur Verfügung hatte, an die Spitze der Anstalt und das Unternehmen wuchs und gedieh unter der Protektion des galizischen Hochadels und der polnischen Politiker. Mit Mißvergnügen beobachteten die übrigens wirtschaftlich ohnmächtigen Ukrainer diese Entwicklung, denn sie betrachteten sich als die Ureinwohner des Landes. Trotz dieser im Verborgenen bleibenden Opposition ging es so gut vorwärts in Zakopane, daß man sich des deutschen Unterrichtes und auch der deutschen Lehrer sukzessive entäußern konnte, und die inzwischen groß gewordene Anstalt weiter bestand. Was wohl aus ihr seit dem Weltkriege geworden sein mag? — Eine ganz andere Schöpfung, die ich unter ähnlichen Strapazen, wie bei den Reisen nach Zakopane, ins Leben zu rufen hatte, entstand auf dem Schauplatze von Kimpolung, in der Südostecke der Bukowina. Bei meinen ersten Dienstreisen nach Zakopane gab es dahin noch keine Eisenbahnlinien, sondern man mußte von Krakau mit der Post bis Neumarkt (Novy targ) eine Nachtfahrt in einem entsetzlichen Vehikel auf einer noch entsetzlicheren Straße zurücklegen. Von Novy targ nach Zakopane gelangte man dann in mehrstündiger Fahrt auf einem landestüblichen Fuhrwerk. Und von Czernowitz nach Kimpolung fuhr man, mit Proviant für einen ganzen Tag versehen, um endlich bei dem Bezirkshauptmann an der Grenze von Europa ein behagliches Heim zu finden. Kimpolung war,

so wie viele Fachschulen, eine politische Schöpfung. Die Herren von Galizien, die als Mitglieder des Polenklubs oder als Führer im galizischen Landtag einen maßgebenden Einfluß auf die Geschicke des Gesamtstaates hatten, und ihn auch wiederholt ausnützten, waren jedoch mit solchen kleinen Gaben wie Zakopane natürlich nicht zufriedenzustellen, sie forderten vielmehr, daß der galizische Landesschulrat eine vom Unterrichtsministerium fast völlig unabhängige Ausnahmstellung erhalte, und daß die Kommission, die das Land Galizien für die Hebung von Unterricht und Wirtschaft eingesetzt hatte, einen wesentlichen Einfluß gewinnen solle, um außer den vom Land zur Verfügung gestellten bescheidenen Mitteln auch reiche Zuwendungen aus dem Staatsschatze zu erlangen. Außer dem vorübergehend mit der Würde eines Landmarschalles bekleideten Grafen Vladimir Dzieduszycki und seinem Verwandten, Thaddäus, hatten die aristokratischen Familien der Czartoryski, Sapieha, Lanckoróski, Badeni, Sanguszko, dann die Minister Potocki, Dunajewski, Zaleski, Bilinski, Madejski und all die anderen Macht genug, um das, was sie für gut fanden, durchzusetzen. Auf diese Art entstanden vielfache Unternehmungen für technische und gewerbliche Bildung, Heimatspflege und Kulturgeschichte, neben den reichen Sammlungen und Museen des Privatbesitzes, die der Nation und dem Lande zur Ehre gereichten. Ich will hier, ohne mich auf eine chronologische oder sonstige systematische Anordnung einzulassen, nur aus dem Gedächtnisse zitieren, bei welchen Kreierungen ich in die Lage versetzt wurde mitzuwirken, selbstverständlich ohne daß ich die Macht hatte, die Institutionen völlig nach meinen Ansichten zu gestalten. Es handelte sich durchaus um Kompromisse, bei denen die Neigungen und Absichten der maßgebenden Faktoren mit meinen Überzeugungen in Einklang gebracht wurden. Ich nenne die Staatsgewerbeschule in Lemberg, die staatliche Schule für Holzbearbeitung in Kolomea, eine große Zahl von Korbflechtschulen, namentlich in Westgalizien bis hinauf an die Nordgrenze des Landes, und die Kunstgewerbemuseen in Krakau und Lemberg. Die letztgenannte rühmliche Anstalt ist fast ausschließlich das Werk Vladimir Dzieduszyckis und seiner tüchtigen Mitarbeiter und gehört zu den interessantesten nationalen Museen der Welt. Ich war durch zufällige Umstände in der Lage, die Sicherung des Bestandes dieser Anstalt durch ein gesetzlich fundiertes Fideikommiß im Reichsrate durchzusetzen, und zwar gegen die prinzipielle Auffassung der Partei, der ich angehörte. Daß ich bei der Verfolgung dieser Aufgaben Land und Leute in West- und Ostgalizien und in der Bukowina, die wirtschaftlichen und Verkehrsverhältnisse sehr genau kennen lernte, ist wohl erklärlich.

Ganz andersartig war der Einfluß, den die tschechischen Politiker in den Sudetenländern ausübten, um neben den in den deutschen Industriegebieten entstandenen Staatsgewerbeschulen und Fachschulen tschechisch-nationale Anstalten zu erlangen. In dieser Richtung fiel mir die Aufgabe zu, die Fachschulen in Chrudim (Böhmen) und in Wallachisch-Meseritsch (Mähren) in ziemlich großem Stile einzurichten

und zu entwickeln. Es waren aber nicht bloß Fachschulen für die Holzindustrie, sondern auch solche für die Steinbearbeitung, Schuhmacherei und andere Gewerbe, für die ich fallweise in Anspruch genommen wurde. Manche dieser Einrichtungen hätten, wenn ausreichende Mittel vorhanden gewesen wären, und wenn man bei der Wahl der leitenden Personen freie Hand gehabt hätte, eine große Bedeutung und nachhaltige Wirkung erzielen können.

Mit besonderer Vorliebe wurde, und zwar häufig ohne jeglichen Einfluß der Lokalpolitik, Tirol behandelt. Mit Genugtuung erinnere ich mich an die Errichtung der Fachschulen für die Verwertung des Olivenholzes in Arco, für die Tischlerei, mit besonderer Pflege der Intarsia und der Tarkashitechnik in Cortina d'Ampezzo, an die Werkstatt für Marmorbearbeitung in Laas, an die Kunstschnitzerschule in St. Ulrich im Grödnertale mit einer Drechslerschule in Christina. Die Fachschulen für Steinbearbeitung, die in Cavalese und Predazzo errichtet werden sollten, konnten nicht zustande gebracht werden. Dagegen kam die Fachschule für Holz- und Steinbearbeitung in Trient und jene zu Bozen bald zu großer Wirksamkeit und wichtigen Erfolgen. Die Geschichte der erstgenannten Schule — Arco — und ihr Ableger Riva, würden ein eigenes interessantes Kapitel bilden. Die Idee entstand im Schlosse des Erzherzogs Albrecht zu Arco, dem es auffiel, daß man das Holz der gefälltten Olivenbäume als Brennholz verwende, während man in Italien und Südfrankreich kunstgewerbliche Produkte, zuweilen mit Geschmack, aus diesem Material herstellte, das ja ein vorzügliches Holz für Galanterietischlerei bildet. Auch das Holz der Maulbeerbäume, deren Blätterkrone als Nahrungsmittel für die Seidenraupe zu dienen berufen ist, gibt ein gutes Möbeltischlerholz, was freilich nicht beim Pflanzen der Maulbeerbäume als Zweck angestrebt worden war. Diese Aufgaben veranlaßten mich, auch den Importhölzern mein Augenmerk zuzuwenden und mich mit den besonderen Eigenschaften der Mahagoniholzarten, der Zedernholzarten, des Juniperusholzes, dann aber auch der Schwerhölzer, des Ebenholzes, Palisanderholzes und mit technischen Verwendungen des Hickoryholzes zu befassen und ihre Konkurrenzfähigkeit mit inländischen Edelholzarten zu studieren.

Von da ab war auch nur ein Schritt zu den Ersatzmaterialien, wie das gedämpfte Rotbuchenholz, die gefärbten und gebeizten Hölzer, wie das Birnholz, Linde, Ahorn, Erle usw. Im Görzischen Lande bestand eine nationale Hausindustrie der Sesselerzeugung mit dem Hauptsitze in Mariano. Für dieses Tischlerdorf wurde eine organisierte Fachschule und Werksgenossenschaft errichtet, die ebenso namhafte Früchte trug wie das Böhmerwaldstädtchen Wallern, wie Bergreichenstein in seiner vielverzweigten Holzindustrieschule, wie die Tischlerschule in Hallein bei Salzburg und die nach vielfachen Kinderkrankheiten endlich siegreichen Schulen in Hallstatt und Ebensee. Die dankbare Anerkennung der für die Bürgerschaft dieser städtischen Gemeinwesen wichtigen Fachschulinstitutionen fand an mehreren Orten in meiner Ernennung zum Ehrenbürger ihren Ausdruck.

Die Wirkung der Fachschulen als Ersatz für die Meisterlehre machte sich in erhöhtem Maße geltend, wenn der Werkstättenunterricht durch tüchtige, praktisch erfahrene Fachleute mit modernen Arbeitsbehelfen erteilt wurde, durch den theoretischen Unterricht seine notwendige Ergänzung fand, die kaufmännische Verwaltung der Schule vorbildlich auf die Gewerbeleute einwirkte und diesen nebst ihrer andauernden Beratung durch genossenschaftliche Organisationen ein Rückhalt gegeben wurde.

Von besonderer Bedeutung für die Zukunft der gewerblichen Produktion in Österreich war die Bestimmung der Gewerbegesetznovelle des Jahres 1883, daß jene Fachschulen, die mit einer Lehrwerkstätte ausgerüstet zur Pflege eines handwerksmäßigen Gewerbes bestimmt sind, ihren Absolventen gewisse gewerberechtliche Begünstigungen auf dem Gebiete des sogenannten Befähigungsnachweises zuwenden können. Die Entwicklung der Fachschulen und ihre nicht mehr bestrittene Bedeutung übte auch auf die im gleichen Zeitraum durch das Ministerium für Kultus und Unterricht organisierten Staatsgewerbeschulen ihren Einfluß aus.

Es gelang mir schon vor der Vereinigung sämtlicher gewerblicher Unterrichtsanstalten unter dem Unterrichtsministerium im Jahre 1882, die Armand Freiherr von Dumreicher nach langen Kämpfen durchzusetzen vermochte, den genannten Referenten davon zu überzeugen, daß die kunstgewerblichen Abteilungen aller Staatsgewerbeschulen einen sehr fraglichen Wert haben müßten, wenn sie nicht durch Lehrwerkstätten ergänzt werden würden. Dumreicher beauftragte mich sohin, teils vor, teils nach der Vereinigung der Gewerbeschulen im Unterrichtsministerium einzelne gewerbliche Bildungsanstalten mit Lehrwerkstätten auszurüsten, die selbstverständlich eine ganz zeitgemäße und die handwerkliche Praxis überragende Ausstattung erhalten mußten. So z. B. die Gewerbeschulen in Graz, Salzburg, Linz, Innsbruck, Triest u. a. m. Ich unterzog mich dieser Aufgabe unter Mitwirkung eines in praktischer Richtung hervorragend bewährten Mannes, meines ehemaligen Assistenten und späteren Professors am Technologischen Gewerbemuseum, Ferdinand Walla, der in seiner weiteren Karriere zum Vorstand der I. Sektion des Technologischen Gewerbemuseums als Nachfolger Lauboecks aufstieg. — Ich blieb auch nach der Vereinigung der Fachschulen des Handelsministeriums unter dieser Zentralstelle Inspektor für das gewerbliche Bildungswesen mit der besonderen Betrauung für die technologische Seite der Unterrichtsaufgaben und in erster Linie für die Fächer der Holz- und Steinverarbeitung. Auch Dumreicher legte besonderen Wert auf die fachmännische Inspektion technischer und artistischer Richtung. Diese Exekutivorgane hatten nicht nur Berichte zu erstatten, sondern es stand ihnen auch das Recht zu, Anträge zu stellen und deren Vertretung bei der obersten Unterrichtsverwaltung und in der Zentralkommission für das gewerbliche Bildungswesen zu betreiben. Meine Kollegen technischer Richtung, mit denen ich auf dem besten Fuße

stand, waren die Professoren an der Technischen Hochschule Dr. Alexander Bauer für die chemische Richtung, Leopold Ritter von Hauffe für den Maschinenbau, Hochenegg für die elektrotechnische Richtung und Ulrich und Doderer für das Bauwesen.

Die Inspektionsreisen wurden von mir immer mit einem Kollegen von der artistischen Inspektion gemeinsam unternommen, so mit Hofrat Ritter von Storck und Professor Oskar Beyer, wobei mir die Aufgabe zufiel, den Bericht zu verfassen und die gemeinsam gestellten Anträge zu formulieren. Diese Reisen waren nicht ohne Reiz und boten vielfache Gelegenheit zu Erhebungen über die lokalen Produktions- und Verkehrsverhältnisse, gaben Anlaß zur Berührung mit den führenden Männern in den Städten und Gemeinden und so bewahre ich denn wertvolle Erinnerungen an diese Reisen quer durch die verschiedensten Königreiche und Länder der Monarchie. Manchesmal waren auch ganz besonders interessante Aufgaben zu lösen oder doch deren Lösung anzustreben und in vielen Fällen war es notwendig, einschlägige Verhältnisse außerhalb der Grenzen des Landes zu studieren. Die Gründung der Fachschule für Holzbearbeitung in Gottschee wurde vom Deutschen Schulverein angeregt, um die deutsche Sprachinsel im Herzogtum Krain zu erhalten. Die schlesischen Schulen in Würbenthal, Bielitz, die letztere eine große Staatsgewerbeschule, sollten das Vordringen des slawischen Elementes abhalten, die Tischlerschule in Königsberg an der Eger sollte der dort bestehenden Industrie des Möbelbaues zu Hilfe kommen.

Mit der Zuweisung der Fachschulen für Steinbearbeitung in den Bereich meiner Inspektionstätigkeit erwuchs mir auch die Pflicht, die technische Seite der Steinbearbeitung, insbesondere der Steinbildhauerei, zu studieren und mögliche Verbesserungen technischer Art anzustreben; so entstand die bereits erwähnte Monographie „Die Werkzeuge für die Steinbearbeitung“, die die erste eingehendere technologische Studie auf diesem Gebiete bildete, und, wie ich glaube, seither auch nicht durch einen anderen Autor eine weitere Bearbeitung erfuhr.

Mit dieser Aufzählung der Hauptaufgaben in meinem Inspektionsgebiet ist meine vielseitige Inanspruchnahme noch nicht erschöpft, denn ich wurde oft eingeladen, die eine oder andere mir fachlich auch ferner liegende Angelegenheit zu studieren und Anträge zu stellen, wenn für eine solche nicht ein berufenerer Fachmann zur Verfügung stand. So kam es, daß ich z. B. über Förderungsmaßregeln für die Schuhmacher in Duppau (Böhmen), über die Weiterexistenz der Fachschule für Photographie in Salzburg, über verschiedene Zweige der nationalen Hausindustrie an dem und jenem Punkte der Monarchie Äußerungen abzugeben hatte. Sowohl als Mitglied des technischen Aufsichtsrates für die Fachschulen im Handelsministerium, als auch später als Mitglied und Referent in der Zentralkommission für das gewerbliche Bildungswesen im Unterrichtsministerium von 1882 ab wurde ich auch über die Arbeitsgebiete meiner Kollegen in der Inspektion und über die Vorlagen der Zentralstellen informiert, hatte oft Gelegenheit, meine fachliche Auffassung bei den betreffenden Stellen in den Debatten zur Geltung zu

bringen und gewann auf diese Art eine Übersicht über alle einschlägigen Agenden, die durch die vielen Reisen im In- und Auslande noch eine wesentliche Ergänzung durch eigene Anschauung erfuhr.

So war ich ausgerüstet für den weiteren Aufbau des Technologischen Gewerbemuseums, der, wie erwähnt, durch den erfolgreichen Anfang mit der Sektion für Holzindustrie zur Organisierung der weiteren Sektionen, zuerst für die Tinktorialgewerbe, dann für sämtliche chemischen Industrien, weiters zur Sektion für Metallindustrie, die später in eine Sektion für Bau- und Maschinenschlosserei und Elektrotechnik geteilt wurde, für Brauerei und Mälzerei, einer Versuchsanstalt für Papierprüfung usw. führte. Bei jeder Sektion wurden die bei der I. Sektion bewährten Grundsätze wieder eingehalten, immer wurde von bescheidenen Anfängen zu größeren Aufgaben übergegangen. Schon die Angliederung einer zweiten Sektion für die Tinktorialgewerbe ist ein Beleg für die in den Kreisen der Holzindustrie errungene Popularität der I. Sektion. Es wurde nun für eine möglichst selbständige fachliche Leitung der I. und II. Sektion durch geeignete Männer vorgesorgt, und zwar durch eine vom Gewerbeverein eingesetzte Spezialkommission zur Leitung der ganzen Anstalt, in der ich das Referat führte, während der Präsident des Gewerbevereins als Vorsitzender fungierte.

Bei jeder organisatorischen Aufgabe mußte durch Erhebungen und Erwägungen der Umfang des zu bebauenden Gebietes genau ermittelt und dann mußte der Mann gesucht werden, der aller Voraussicht nach die Eignung besitzen würde, die ihm gestellte Aufgabe planmäßig zu lösen, bei der Wahl seiner Mitarbeiter mitzuwirken, seine Ideen zu vertreten und die Kreise zu gewinnen, für die die Organisation geschaffen wurde. Diese letzteren waren die natürliche Stütze für seine Bestrebungen. Bei den Tinktorialgewerben, Bleicherei, Färberei, Druckerei und Appretur, war die Aufgabe vorgezeichnet, vorerst für die Wiener Gewerbebetriebe der genannten Richtung, die bislang der technisch-wissenschaftlichen Führung entbehrten. Es wurde schon erwähnt, daß die betreffend Errichtung einer Färberei-Versuchsstation von den Gewerbetreibenden schon früher bei der Regierung eingebrachte Eingabe keinerlei Wirkung hatte. Der Gewerbeverein selbst war insoferne glücklicher, als er auf Grund einer kaiserlichen Entschließung ermächtigt wurde, unter Anrufung der Staatshilfe einen ausländischen Fachmann von Rang für die Tinktorialgewerbe zu berufen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß wir den Mut fanden, an den berühmten Tinktorialchemiker Rosenstiel in Paris heranzutreten, der als Elsässer der deutschen Sprache vollkommen mächtig war, und ihm einen Gehalt nebst sonstigen günstigen Anstellungsbedingungen anzubieten, der die Bezüge eines Professors an der Technischen Hochschule erheblich überragte. Rosenstiel kam auch nach Wien, die Berufung schien perfekt zu werden, da griff aber die Pariser Firma Toirriet ein, bot Rosenstiel eine sehr bedeutende Verbesserung seiner bisherigen Stellung an, was die schließliche Ablehnung unserer Berufung zur Folge hatte. Es mußte vom Neuen gesucht werden und die Wahl fiel über Befürwortung eines namhaften Vorarl-

berger Industriellen auf den Schweizer Fabrikdirektor Louis Liechti, der ehemals Assistent am Züricher Polytechnikum gewesen war. Auf Grund kaiserlicher Genehmigung, durch die ihm vertragsmäßig Bezüge und Pension nach Art eines ordentlichen Professors an einer inländischen technischen Hochschule sichergestellt wurden, nahm Liechti an und begann seinen Dienst am 15. Januar 1881. Er war nun wohl ein ausgezeichnete Fachmann, der auch einige wenige Schüler hochschulmäßig herangebildet hat, erwies sich aber dennoch als für die Leitung der II. Sektion völlig ungeeignet. Man mußte darum eine neue Bestellung ins Auge fassen, was auch in dem Momente gelang, als wir den Chemiker Dr. Hugo Ritter von Perger, dessen bisherige Wirksamkeit als chemischer Technologe alle Gewähr für eine gute Wahl bot, unter ähnlichen Bedingungen zu seinem Nachfolger gewannen. Diese Wahl war nun in der Tat eine glückliche, denn Perger hatte nicht nur den Ehrgeiz, für die Tinktorialgewerbe, die seine Spezialität waren, zu sorgen, sondern die Wirksamkeit der II. Sektion auf die gesamten chemischen Gewerbe auszudehnen.

Das Erdgeschoß des Gebäudes des Niederösterreichischen Gewerbevereines und des anstoßenden Wohnhauses am Getreidemarkt waren schon lange für die rasch wachsende I. Sektion zu eng geworden. Die provisorischen Lokalitäten für die II. Sektion in der Marchettigasse wurden verlassen und für die chemische Sektion wurde vom Gewerbeverein ein Trakt in dem inzwischen angekauften Gebäude der Siglschen Maschinenfabrik in der Währingerstraße aufgebaut. Dieser Trakt, der senkrecht zur Währingerstraße gelegen ist, ermöglichte die Eröffnung einer neuen Gasse, die über meinen Antrag von der Gemeinde den Namen Prechtl-Gasse erhielt. Nach Fertigstellung dieses Gebäudeflügels übersiedelte die II. Sektion mit Erweiterung ihres Programmes gleichfalls dorthin. Von dem Momente an, wo eine Sektion entstand, wurden ihr fortlaufend neue Aufgaben gestellt, so z. B. folgten in der I. Sektion der Installation einer modernen Holzbearbeitungswerkstätte und der Veranstaltung von allgemein zugänglichen Abend- und Sonntagskursen über verschiedene Teile der Gewerbe, welche Holz verarbeiten, ein Sonderkurs für die bislang vernachlässigte Schnitzerei und Drechslerei, ferner ein solcher für Korbflechterei, in denen Arbeiter und Werkmeister ausgebildet und weitergebildet werden sollten. Der letztere war umso dringender, als der Korbflechterei in Wien, die nur Großvaters Hausrat zu liefern befähigt war, die Überflügelung durch Korbflechturse in den Königreichen und Ländern drohte. Diese wurden unter der Mitwirkung eines nordbayerischen Korbflechters aus dem Zentrum der dortigen hochentwickelten Industrie, namens I. G. Karg, eingerichtet. Dieser energische Mann wurde von mir nach Wien geholt, und gewann hier auch das Interesse des Professors Dr. Breitenlohner an der Hochschule für Bodenkultur, der die Anlage von Weidenkulturen an geeigneten Orten in Österreich zu begründen beschloß.

Schon wurde auch geplant, eine Fachschule für Möbel- und Bautischlerei zu errichten, da in Wien für dieses in der Hauptstadt so weit

verbreitete Gewerbe noch keine Lehranstalt bestand, während gerade diese Art von Schulen in den Provinzen schon eine große Verbreitung und Bedeutung erlangt hatte. Die I. und II. Sektion wirkten in ihrer Organisation, die sich durchaus bewährt hatte, vorbildlich für die III. Sektion — für Metall verarbeitende Gewerbe —, wobei man in erster Linie an Eisen und Stahl, in zweiter Linie auch an die Nichteisenmetalle dachte. Man war schon kühner geworden und begann sofort in der Währingerstraße mit der Errichtung einer niederen und höheren Fachschule für Bau- und Maschinenschlosserei, deren erstere die sogenannte Meisterlehre zu ersetzen bestimmt war. Die Abend- und Sonntagskurse, die dem Conservatoire des arts et métiers in Paris nachgebildet waren, erfuhren von Jahr zu Jahr eine Bereicherung, nicht nur für technologische und Zeichenfächer aller Art, sondern auch für andere Disziplinen, wie Nationalökonomie, Kalkulationswesen, fremde Sprachen und Stenographie, die den Gewerbetreibenden und auch sonstigen Berufsmenschen von Vorteil sein konnten. Ich muß feststellen, daß diese Speziallehrcurse mit Abend- und Sonntagunterricht einen beispiellosen Zulauf an Hörern erfuhren, von denen sich viele freiwillig zur Ablegung von Prüfungen meldeten. Diese Einrichtung wurde an den Staatsgewerbeschulen unter der Bezeichnung „Abend- und Sonntagskurse für Meister und Gehilfen“ nachgeahmt.

Der Aufbau des Technologischen Gewerbemuseums mit seinen drei Sektionen, die Entstehung von drei Versuchsanstalten — Papierindustrie, Bau- und Maschinenmaterial und Elektrotechnik — riefen bereits die Eifersucht anderer Institute, auch staatlicher Natur, wach und es war die Zeit gekommen, wo der Gewerbeverein eine Stellungnahme der Regierung in ernstester Form für seine Schöpfung anstreben mußte. Das Unterrichtsministerium, in dem damals Sektionschef Dr. Fidler und der berühmte Organisator des gewerblichen Bildungswesens Armand Freiherr von Dumreicher wirkten, ging auf die Ideen des Gewerbevereins nicht etwa zögernd ein, sondern bekannte sich mit einer Denkschrift zu der jungen Institution unter gleichzeitiger Inaussichtstellung von je 15.000 Gulden Jahressubvention aus dem Staatsbudget für jede Sektion. Der programmatische Teil der Denkschrift, für die ich die Unterlagen lieferte, wäre wichtig genug, um hier wiedergegeben zu werden, worauf ich aber verzichten will. Das Technologische Gewerbemuseum sollte für den gesamten gewerblichen Unterricht in den Königreichen und Ländern als Zentralanstalt im Ressort des Unterrichtsministeriums wirken.

Als Vorstand der neuen III. Sektion für Metallindustrie gewann ich 1884 den ehemaligen Maschinenfabrikanten Ingenieur Karl Pfaff, der mit seinem Freunde und Kollegen Hofrat Ritter von Grimmburg im Jahre 1883 die Internationale Elektrotechnische Ausstellung im Prater in Wien geleitet hatte. Diese Ausstellung war die erste internationale ihrer Art, die Vorgängerin der Ausstellung in Frankfurt am Main (1891), wo Oskar von Miller die erste Starkstromleitung nach Lauffen angelegt und in Betrieb gesetzt hatte. Ingenieur Pfaff sollte eine Teilung der III. Sektion, bzw. die Kreierung einer IV. Sektion —

nämlich für Elektrotechnik — in die Wege leiten. Bei der letzteren Aufgabe war Ingenieur Karl Schlenk sein Hauptmitarbeiter und es konnte zunächst auf diesem Wege im Jahre 1886 eine Versuchsanstalt für Elektrotechnik ins Leben gerufen werden, die, vereinigt mit einer Fachschule und Lehrwerkstätte für Elektrotechnik, die erste Organisation dieser Art am Kontinente darstellte. Von Pfaff erwartete ich auch, daß er eine Festigkeitsmaschine konstruieren werde, die alles Bisherige auf diesem Gebiete übertreffen würde. Es kam aber anders. Das Mitglied der Spezialkommission für die Leitung des Museums, der Direktor der Lokomotivfabrik in Floridsdorf, Ingenieur Karl Demmer, machte mich aufmerksam, daß in der eben in Rouen veranstalteten Eisenbahnausstellung von einer amerikanischen Maschinenfabrik eine Festigkeitsmaschine System Emery mit einer Leistungsfähigkeit von 75.000 kg exponiert sei, die an Präzision wohl den besten Maschinen dieser Art an die Seite gestellt werden könne. Mein Entschluß war rasch gefaßt, ich setzte mich mit der Yale & Towne Co. ins Einvernehmen und kaufte die Maschine, ohne für die hohe Summe eine Bedeckung zu haben. Ich verließ mich auf die Spezialkommission und hatte mich nicht verrechnet. Damit war die wichtigste Voraussetzung für eine Versuchsanstalt für Bau- und Maschinenmaterial erfüllt. Der Vertreter der amerikanischen Firma, ein liebenswürdiger junger Ingenieur, kam selbst nach Wien, um die Montierung der Maschine zu überwachen, und Professor Lauboeck begab sich über meinen Auftrag nach Berlin, um einen jungen Ingenieur im Materialprüfungsamt bei meinem Freunde Martens für uns auszuwählen. Auch dies gelang, Ingenieur Bernhard Kirsch wurde als Professor am Technologischen Gewerbemuseum und Leiter der Versuchsanstalt nach Wien verpflichtet.

Die beiden neuen Versuchsanstalten, die ein wirkliches Bedürfnis waren, bestehen heute noch als wesentliche Bestandteile des Institutes, obwohl ihre ersten Vorstände Kirsch und Schlenk nach verhältnismäßig kurzer Zeit den Schauplatz ihrer Tätigkeit verließen, indem der eine als Professor an die Technische Hochschule, der andere in die Normal-eichungskommission als Leiter der Prüfstelle für Wassermesser und Elektrizitätszähler berufen wurde. Auch für Perger mußte, kaum daß er sich eingelebt hatte, Ersatz gesucht werden, denn auch er wurde zum Professor der Chemie an der Wiener Technischen Hochschule ernannt. Ein Schüler des Technologischen Gewerbemuseums unter Professor Liechti, Dr. Suida, wurde gleichfalls Professor, und zwar für chemische Technologie organischer Stoffe an der Wiener Hochschule.

Ich möchte jetzt noch zu meinen beiden Hauptmitarbeitern und Freunden, den Professoren Ingenieur Georg Lauboeck und Karl Pfaff, zurückkehren. Georg Lauboeck war mir schon an meiner Lehrkanzel an der Hochschule für Bodenkultur ein gefälliger und sympathischer Mitarbeiter. Am Technologischen Gewerbemuseum lebte er sich in alle Agenden der Direktion dieses rapid wachsenden Institutes allmählich ein; er war Vorstand der I. Sektion und zugleich Direktionsadjunkt. Aus seinem Vaterlande Bayern brachte

er einen behaglich ruhigen Charakter mit und mußte daher ab und zu durch meinen eigenen Eifer erst ganz mitgerissen werden. Dafür aber war er ein lauterer, unerschütterlich anständiger Mann, auf den man sich in jeder, auch der schwierigsten Lage, verlassen konnte. Gutes repräsentatives Benehmen ließ den Mangel an rednerischer und stilistischer Befähigung weniger fühlbar erscheinen. Nach und nach entwickelte sich zwischen ihm und mir ein inniges Freundschaftsbündnis, das uns zu gegenseitiger Unterstützung, oft auch zur Verteidigung gegen äußere Angriffe verband. Als ich im Jahre 1904 infolge der Verstaatlichung des Technologischen Gewerbemuseums von meiner Stelle als Direktor zurücktrat, setzte ich mich für die Ernennung Lauboecks zu meinem Nachfolger ein und konnte dies um so beruhigter tun, als aus Anlaß der Verstaatlichung an die Stelle der Spezialkommission des Niederösterreichischen Gewerbevereins zur Leitung des Museums ein staatliches Kuratorium trat, zu dessen Präsidenten auf Lebensdauer ich auf Grund kaiserlicher EntschlieÙung ernannt wurde, so daß ich meine Fürsorge dem Institute und der Direktion auch weiterhin zuwenden konnte. Bezüglich der Tätigkeit Lauboecks während meiner Direktion muß ich noch hervorheben, daß er sich bei der Einrichtung der Versuchsanstalt für Papierprüfung und später des ihr angegliederten Spezialkurses für Papierindustrie außerordentlich bewährte. Er war ein geborener Experimentator und Beobachter. Ihm ist auch die Einführung der sogenannten Normalpapiere in Österreich zu danken, bei der uns das Mitglied des Sonderkomitees für die Papierprüfung, der Direktor der Papierfabrik Schlöglmühl Gotthard von Kapellen, zur Seite stand.

Die Vorbereitungen für die Errichtung dieser Versuchsanstalt vollzogen sich jedoch nicht ohne Widerstände. Ich begab mich zum damaligen Präsidenten des Österreichisch-ungarischen Vereines der Papierfabrikanten, E. Musil, und entwickelte ihm gegenüber meinen Plan der Errichtung einer Versuchsanstalt, aus der sich später auch eine Lehranstalt herausbilden könnte, um der vaterländischen Papierindustrie ein der Papiersektion des Großlichterfelder Materialprüfungsamtes mindestens ebenbürtiges Institut zur Verfügung zu stellen. Ich konnte auch darauf hinweisen, daß in den Kreisen der Papierkonsumenten und der Papierindustriellen der Wunsch nach Errichtung einer solchen Anstalt schon wiederholt geäußert worden sei. Musil, der, nach meiner Auffassung, als Lieferant des Papiers für die Staatsnoten, die dann das gemeinsame Finanzministerium in einem eigenen Atelier herstellen ließ, ein besonderes Interesse an dem Bestande einer solchen Versuchsanstalt haben mußte, nahm mich auf das freundlichste auf und sagte mir die Unterstützung des Papierfabrikantenvereines zu. Dennoch mußte ich nach einiger Zeit erfahren, daß Herr Musil in seiner Eigenschaft als Präsident des Österreichisch-ungarischen Papierfabrikantenvereines beim Unterrichtsministerium eine sogenannte „Vorstellung“ gegen meine Absichten eingereicht hatte, die sogar auf meine Enthebung von der Stelle des Direktors des Technologischen Gewerbemuseums abzielte. Gleichzeitig veröffentlichte das Organ des genannten Vereines einen



Wilhelm Exner. Porträtbüste von Viktor Tilgner

Schmähartikel gegen mich. Die Wirkung dieser Campagne war übrigens eine für die projektierte Anstalt ungemein günstige. Eine Anzahl von Freunden und einsichtsvollen Männern vereinigte sich unter dem Vorsitz von Gotthard von Kapellen zu einem Fachkomitee, das mir ratend und helfend zur Seite stand. Der Unterrichtsminister genehmigte auch mit Erlaß vom 2. Jänner 1886 trotz des Musilschen „Protestes“ das von mir vorgelegte Programm der Versuchsanstalt und damit hatte das Technologische Gewerbemuseum einen wichtigen Zweig der Industrie in den Kreis seiner Wirksamkeit erfolgreich einbezogen. Bei allen Installationsangelegenheiten, Einrichtung der Werkstätten und Aufstellung von Sammlungen erwies sich Lauboeck als gewandt und ausdauernd. Der konservative Zug seines Wesens ließ ihn allerdings von vorneherein Neuerungen abgeneigt sein, wenn er sich aber einmal damit abfand, so blieb er standhaft bei der Sache.

Karl Pfaff hatte eine vorzügliche Rednergabe und ein imponierendes Auftreten. Er war in Vorarlberg im Jahre 1831 geboren, studierte in München, praktizierte in der Lokomotivfabrik Maffei und wurde von dort aus mit der Ablieferung von Maschinen an die Kaiser Ferdinands-Nordbahn in Wien gesandt. Er erwarb daselbst eine Fabrik, in der er große Dampfmaschinen baute und begründete in Gemeinschaft mit Richard Fernau in der Ottakringer Maschinenfabrik den Bau von Werkzeugmaschinen; diese Fabrik wurde dann von der Aktiengesellschaft Vulkan übernommen. Seine Begabung zum Lehrfach zeigte sich bereits, als er sich schon bei der Gründung des Technologischen Gewerbemuseums an den Speziallehrcursen beteiligte, die äußerst zahlreich besucht waren. Im Jahre 1890 verließ Ingenieur Pfaff das Technologische Gewerbemuseum zugunsten der einträglicheren Stellung eines Leiters der Maschinenfabrik von Brandt & Lhuiller in Brünn. Es gab für mich ein Wiedersehen mit ihm, als ich ihn zum Chefingenieur der österreichischen Maschinenabteilung auf der Pariser Weltausstellung 1900 ernannte. Diese schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe löste er unter Mitwirkung des Ingenieurs Edmund Weisweiler in höchst befriedigender Weise. Leider raffte ihn im November 1900 eine kurze Krankheit hinweg.

Der Vorstand der II. (chemischen) Sektion Professor Dr. Hugo Ritter von Perger hatte auf die baulichen Vorkehrungen im neuen Trakte in der Prechtlgasse Einfluß zu nehmen gehabt. Nahezu gleichzeitig errichtete der Brauherrnverein ein verwandtes Institut, nämlich die Versuchsstation für Brauerei und Mälzerei, und brachte sie mit unserer II. Sektion organisatorisch und räumlich in Zusammenhang, nachdem schon früher das Unterrichtsministerium dem Professor der chemischen Technologie an der Hochschule für Bodenkultur Franz Schwachhöfer die Erlaubnis zur Annahme der Stelle eines Vorstandes der genannten Station erteilt hatte. Schwachhöfer war ein Mann von schöpferischer Kraft und durchaus auf der Höhe seiner Aufgabe. Damit konnte man über das weitere Schicksal der Sektion für Brauerei und Mälzerei beruhigt sein. Tatsächlich entwickelte sich diese Anstalt unter der obersten Führung Johann Medingers, des Präsidenten des

Wiener Brauherrn-Vereins, so rasch und die Popularität der Anstalt wuchs so sehr, daß der Brauherrn-Verein beschloß, einen eigenen Neubau für die Laboratorien und eine Versuchsbrauerei zu errichten. Das neue Haus in der Michaelergasse im XVIII. Bezirke bot alle Möglichkeiten zur Ausgestaltung und Entwicklung unserer Sektion, weshalb sie nach verhältnismäßig kurzer Beherbergung im Technologischen Gewerbemuseum als Akademie und Versuchsstation für Brauindustrie unter Schwackhöfers Leitung selbständig gemacht wurde.

Nach der formellen Teilung der ehemaligen III. Sektion (1891) in eine Sektion für Metallindustrie und eine solche für Elektrotechnik wurde die Leitung dieser beiden Sektionen provisorisch dem früheren Fachschuldirektor Ferdinand Walla und Professor Karl Schlenk übertragen. Walla zeichnete sich durch ungewöhnliche Intelligenz in der Behandlung theoretischer Fragen, durch eine glänzende Veranlagung zum technischen Zeichnen und durch eine außerordentliche Geschicklichkeit in manuellen Betätigungen aus. Ohne ein Handwerk erlernt zu haben, hantierte er mit Werkzeugen und Maschinen für Holz- und Metallbearbeitung mit erfahrenen Arbeitern um die Wette. Die technischen Fächer an meiner Lehrkanzel in Mariabrunn zogen ihn besonders an und er verstand es, als mein Assistent, die Hörer, die prinzipiell den technischen Disziplinen von Haus aus abgeneigt waren, so zu beeinflussen, daß sie wider Willen an diesen Dingen Geschmack fanden. Ich hatte mich bei seinem Übertritt zum Fachschulwesen sehr ungern von diesem mir freundschaftlich gesinnten jungen Manne getrennt, der mich bei allen meinen Arbeiten, insbesondere bei meinen Studien über das Rotbuchenholz, mit Eifer und Verständnis unterstützte und mir bei der Herausgabe meines Buches über „Werkzeuge und Maschinen zur Holzbearbeitung“ die Tafeln für den I. und II. Band zeichnete. Als Vorstand der III. Sektion beteiligte er sich nicht nur an der Einrichtung und Führung der niederen und höheren Fachschule für Bau- und Maschinenschlosserei und der dazugehörigen Werkstätten, sondern auch bei technischen Gutachten über den Effekt von Kleinmotoren, über die klaglose Lieferung der Briefsammelkästen und andere technische Angelegenheiten der Postverwaltung, als Lehrer an dem Kraftfahrenkerkurse, der am Technologischen Gewerbemuseum eingerichtet worden war, und an vielen anderen Aufgaben, die der III. Sektion erwachsen.

An der Versuchsanstalt für Elektrotechnik mußte für einen Gehilfen und präsumtiven Nachfolger des Professors Schlenk gesorgt werden. Ich lernte in dem jungen Lehramtskandidaten für Physik August Grau einen hoffnungsvollen Mann kennen und erzielte dessen Anstellung als Assistent, worauf er im späteren Verlauf Lehrer und Professor wurde . . .

Trotz vieler angesehener und erfolgreicher Firmen, die in Österreich auf dem Gebiete der Optik und Mechanik wirkten und einen Export an österreichischen Erzeugnissen betrieben, hatten sich Optik und Mechanik in Wien nicht auf ihrer früheren Höhe erhalten und wurden vielfach von Deutschland überflügelt, wo aus kleinen Werkstätten große Eta-

blissements hervorgegangen sind, und wo unter dem Einflusse der Physikalisch-technischen Reichsanstalt in Berlin eine beträchtliche Zahl von Betrieben erwuchs, die ganze Branchen zu monopolisieren drohten. Die Physikalisch-technische Reichsanstalt war mir natürlich genau bekannt und ich würde die Errichtung eines solchen Institutes in Österreich mit größter Genugtuung begrüßt haben. Ich wußte aber, daß man sich bei uns mit bescheidenen Auskunftsmitteln behelfen müsse. Ich wußte auch, daß munifizente Gründer von der Art der Dioskuren Siemens und Helmholtz in Berlin bei uns leider nicht zu finden sind, und ich war daher auch überzeugt, daß der im Parlament vom Abgeordneten Professor Dr. Habermann gestellte Antrag auf Errichtung einer Physikalisch-technischen Reichsanstalt für Österreich ganz aussichtslos sei. Da dachte ich denn an die Gründung einer „höheren Fachschule für angewandte Physik“, aus der später, so wie schon bei einem Zweige derselben, der Elektrotechnik, Versuchsanstalten zur Hilfeleistung für die vom Niedergang bedrohten Gebiete entwickelt werden könnten. Meine Überzeugung von der Möglichkeit undersprießlichkeit einer solchen Organisation fand besondere Nahrung durch einen Besuch, den ich der Pariser Kommunalsschule für angewandte Physik und Chemie abstattete. Professor Hospitalier, der mir die Einrichtungen zeigte, wies mir auch die Fruchtbarkeit der Pariser Schöpfung nach. Der Lehrplan der von mir projektierten höheren Fachschule für angewandte Physik umfaßte drei Jahrgänge, von denen die beiden ersteren gemeinsam waren, während der dritte in drei Parallelabteilungen zerfiel, und zwar Elektrotechnik, Optik und Mechanik, Heizung und Ventilation. Als ich dieses Projekt zur Sprache brachte, und zwar diesmal nicht bloß in der Spezialkommission und im Verwaltungsrate des Niederösterreichischen Gewerbevereins, sondern auch im Finanzausschusse des Abgeordnetenhauses, dem ich damals angehörte, gelang es mir, sofort die Aufmerksamkeit und Teilnahme meiner Zuhörer für dieses Projekt zu gewinnen. Während meiner ganzen Wirksamkeit als Direktor des Museums habe ich niemals so warme Worte der Anerkennung von Seite des Regierungsvertreters, zu jener Zeit war dies Graf Vinzenz Latour, gehört, wie in diesem Falle. Man ging denn im Oktober 1895 frohen Mutes an die Errichtung der höheren Fachschule für angewandte Physik an der IV. Sektion des Technologischen Gewerbemuseums. Wie der weitere Verlauf der Dinge jedoch zeigte, fand nur die Abteilung für Elektrotechnik genügenden Zuspruch und es blieb nach mehrjähriger Beobachtung nichts anderes übrig, als diesen einen Teil der höheren Fachschule für angewandte Physik auf eine höhere Fachschule für Elektrotechnik einzuschränken und an die bestehende Versuchsanstalt anzugliedern. Die weitere Entwicklung dieser Anstalt war eine sehr erfreuliche und gereichte den Fachlehrern, besonders Professor Grau, zur Ehre; sie war aber auch ein Beweis dafür, daß die beiden anderen geplanten Abteilungen der höheren Physikscheule der österreichischen Industrie, namentlich auch dem Wiener Gewerbe, gewiß ebenso vortreffliche Dienste geleistet hätten. Erst viel später hat man sich dann auch

besonnen und hat für Optiker und Mechaniker gewerbliche Fortbildungsschulen für Lehrlinge eingerichtet.

Ich nannte früher den Grafen Vinzenz Latour. Er war damals Referent für das gewerbliche Bildungswesen im Unterrichtsministerium, also der Nachfolger Dumreichers, in dessen Nähe er sich befand, nachdem er aus Dalmatien ins Unterrichtsministerium einberufen worden war. Er schloß sich sehr an Dumreicher an und dieser hatte auch eine gute Meinung von der Begabung des seinem Ressort zugeteilten Beamten. Zu jener Zeit vollzog sich das unerwartete Ereignis, das Verhängnis, dem Dumreicher als Bureaukrat zum Opfer fiel. Dumreicher hatte als Referent des Unterrichtsministeriums sein besonderes Augenmerk dem Österreichischen Museum und der Kunstgewerbeschule zugewendet und war mit den dort herrschenden Zuständen im höchsten Grade unzufrieden. Die Nachfolger Eitelbergers, des ersten Direktors und Begründers des Österreichischen Museums, schienen dem Referenten nicht geeignet, die weitere Entwicklung dieser Anstalt in wünschenswertem Maße zu verbürgen und vor allem machte er ihnen den Vorwurf, die Kunstgewerbeschule nicht in jenen Bahnen zu erhalten, die ihr bei ihrer Gründung vorgezeichnet worden waren. Dumreicher sah sich verpflichtet, über seine Wahrnehmungen einen rückhaltlosen Bericht an den Minister zu erstatten, der in Anträgen gipfeln sollte, um Mißstände abzuschaffen und Fortschritte anzubahnen. Dumreicher wollte diesen Bericht nicht nur an seinen obersten Chef richten, sondern auch einzelnen wenigen, sachlich interessierten Personen zur Kenntniss bringen und ließ ihn in einer Reichenberger Offizin in Druck legen. Diese Druckerei lieferte die gesetzlich vorgeschriebenen Pflichtexemplare — da sie den Akt für eine Publikation hielt — an amtliche Stellen ab und auf diesem Wege kam das Referat Dumreichers auch in die Hände des Professorenkollegiums der Kunstgewerbeschule, ihres Aufsichtsrates und der Museumsdirektion. Daß sie hier eine Revolution hervorrief, kann nicht Wunder nehmen; eine Abordnung ging zum Erzherzog Rainer, dem Protektor des Museums, und stellte die Angelegenheit so dar, daß dieser edelgesinnte Gönner der Anstalt verletzt war und sich verpflichtet fühlte, den Beschwerdeführern eine Genugtuung zu verschaffen. Obwohl Dumreicher den Erzherzog in einer Audienz von der Richtigkeit seiner Auffassung der Sachlage am Stubenring zu überzeugen bestrebt war, hatte sich die Situation nicht wesentlich gebessert, das Ministerium befürchtete die Androhung der Demission des Erzherzog-Protektors und man suchte Dumreicher zum Rückzug zu bewegen. Keine der vorgeschlagenen Modalitäten war nach dem Geschmacke Dumreichers und er nahm schließlich seine Entlassung unter Ablehnung aller bei solchen Anlässen üblichen äußerlichen Beschönigungen. Dumreicher kehrte später im Besitze eines Reichsratsmandates der Kärntner Handels- und Gewerbekammer als deutsch-liberaler Abgeordneter ins öffentliche Leben wieder zurück und wurde dort mit großer Sympathie aufgenommen. Aber für das Gewerbeschulwesen war er unwiederbringlich verloren.

Die Berufung Pergers, des Vorstandes der II. Sektion, an die Technische Hochschule stellte mich wieder vor eine wichtige Personalfrage. Der hervorragendste Mitarbeiter Pergers, der zu einer Autorität auf dem Gebiete der chemisch-technischen Analyse emporgewachsen war, Professor Ferdinand Ulzer, wurde zum fachlich selbständigen und daher nach der wissenschaftlichen Seite hin unabhängigen Leiter der Versuchsanstalt ernannt. Ihm blieben treu zur Seite Professoren der Lehranstalten der II. Sektion, von denen ich ausdrücklich Professor Dr. Fränkel nenne, da er später eine besondere Rolle zu spielen berufen war. Als Nachfolger Pergers in der Funktion eines Vorstandes der II. Sektion gewann ich im Wege der Berufung den außerordentlichen Professor an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, Dr. Paul Friedländer, der in der Farbenindustrie große Geltung erlangt hatte.

Gewerbeförderung

Im Jahre 1891 war ein Ereignis eingetreten, das von außen her eine scheinbar neue Aufgabe in den Aufbau des Technologischen Gewerbemuseums hineintrug. Gelegentlich der im Abgeordnetenhaus des Reichsrates abgehaltenen Budgetdebatte, wobei die schwierige Lage des Kleingewerbes von mehreren Seiten erörtert wurde, hatte nämlich der Reichsratsabgeordnete Dr. Max Menger eine Aktion zur Einführung von Motoren und Arbeitsmaschinen, sowie von neuen Arbeitsmethoden im Kleingewerbe, insbesondere im Schuhmachergewerbe, angeregt. Der Handelsminister Marquis Bacquehem brachte hierauf eine Regierungsvorlage ein, wonach der Kredit im Staatsvoranschlage für das Jahr 1892 zum Zwecke einer besonderen Förderung der bezüglichen Interessen des Kleingewerbes um 10.000 fl. erhöht werden sollte. Nachdem dieser Kredit im Finanzgesetz Aufnahme gefunden hatte, ließ das Handelsministerium zum Zwecke der Schlußfassung über die Verwendung desselben eine kommissionelle Beratung abhalten. Diese Beratung fand am 1. März 1892 statt und es nahmen außer den Vertretern des Handelsministeriums Delegierte des Unterrichtsministeriums, darunter Graf Latour, der Abgeordnete Max Menger, der Präsident der Handelskammer Rudolf Isbary, der Präsident des Gewerbevereins Michael Matscheko und ich in meiner Eigenschaft als Direktor des Technologischen Gewerbemuseums daran teil. Man einigte sich in folgendem Beschlusse: „Die Heranziehung des Technologischen Gewerbemuseums, als einer für das gesamte Staatsgebiet bestimmten Anstalt zur Mitwirkung bei der zu Gunsten des Kleingewerbes geplanten Aktion erscheint empfehlenswert, zumal es den Aufgaben dieser Anstalt entspricht, technische Fortschritte im Gewerbe zu verbreiten.“

Das Technologische Gewerbemuseum mußte hinsichtlich dieser Aktion vom Handelsministerium ressortieren. Die dort einlangenden, die Gewerbeförderung betreffenden Gesuche wurden dem Direktor des Technologischen Gewerbemuseums zur Begutachtung übermittelt und dem Handelsminister blieb es vorbehalten, bei wichtigen Entschei-

dungen das Gutachten eines Beirates einzuholen. Alle Durchführungsmaßregeln wurden jedoch mir überlassen. Durch diesen Verlauf der Dinge wurde mir die Leitung der Agenden anvertraut, die zunächst unter der Bezeichnung „Technischer Dienst zur Förderung des Kleingewerbes“ am 1. Juli 1892 in das System der österreichischen Staatsverwaltung einbezogen wurden. Die Zuweisung dieser Aufgabe erfolgte, was ich ausdrücklich hervorheben will, über Antrag des Grafen Latour. Die Mengersche Idee war für uns alle, die am Gewerbemuseum wirkten, keineswegs eine neue Aufgabe, denn eigentlich betrieben wir schon von der Gründung der I. Sektion angefangen, die Förderung des Kleingewerbes in den in Süddeutschland üblichen Formen, nur mit beschränkten Mitteln, da uns ein besonderer Kredit hiefür fehlte. Trotzdem hielt ich es für meine Pflicht, bevor ich die mir übertragene Aufgabe annahm, auf die Hindernisse aufmerksam zu machen, die einem staatlichen Verwaltungszweig dieser Art in Österreich entgegenstünden, wo gewisse Ideen der mit der Gewerbenovelle vom Jahre 1883 inaugurierten Gewerbepolitik sich in den Köpfen der großen Majorität gerade der Kleingewerbetreibenden als unantastbares Glaubensbekenntnis festgesetzt hatten.

Die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften auf Grund des Gesetzes vom Jahre 1873, also freigebildete Korporationen, hatten sich in ihren für uns zunächst wertvollen Formen als Produktiv-, Werk-, Rohstoff- und Magazinsgenossenschaften noch wenig eingelebt und gerade ihrer bedurfte die Kleingewerbeförderung in erster Linie, da man doch nicht einzelne Individuen mit Mitteln aus dem Staatsschatze fördern, d. h. protegieren konnte. Die Zwangsgenossenschaft aber, wie sie die neue Gewerbeordnung definierte, und diese wurde von der Mehrheit der Wiener Gewerbetreibenden als Errungenschaft aufgefaßt, war keineswegs der Bildung der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften förderlich.

Die Entwicklung der neuen Abteilung des Technologischen Gewerbemuseums, der verhältnismäßig reichliche Mittel vom Staate, den Ländern und aus anderen Quellen zuflossen, war aber so überraschend günstig, daß sich alle österreichischen Volksstämme und auch alle politischen Parteien, die christlichsoziale nicht ausgeschlossen, allmählich mit dem Grundgedanken befreundeten und sich seiner später sogar in ausgedehntem Maße bemächtigten. Das Technologische Gewerbemuseum, als Träger dieser Aktion, gewann an Popularität in Kreisen, die ihm bisher verschlossen schienen, und das Handelsministerium erkannte von Tag zu Tag mehr, daß dieser Dienstzweig in jedem Sinne des Wortes fruchtbar sei und die besondere Fürsorge dieser Zentralstelle verdiene. Diese Fürsorge ging so weit, daß schrittweise der organische Zusammenhang mit dem Technologischen Gewerbemuseum gelockert und daß schließlich, als ich über Ermächtigung des Handelsministers Freiherrn von Dipauli die ehemals Kremenezkysche Glühlampenfabrik für die Gewerbeförderung als Amtsgebäude ankaufte, die räumliche Trennung vom Technologischen Gewerbemuseum vollzogen wurde. Der stark entwickelte Gewerbeförderungsdienst und das Technologische Gewerbemuseum, dem er die erste Phase seiner Entwicklung verdankt, waren

nur mehr durch die Personalunion in meiner Person als dem Direktor beider Anstalten vereinigt.

Freilich gab es noch viele persönliche und sachliche Zusammenhänge, die ich sorgsam pflegte, ich war aber nicht mächtig genug, die in der Natur der Sache gelegene Zusammengehörigkeit gegen ihre Gegner zu behaupten, zu denen insbesondere der Referent im Handelsministerium Dr. Artur Breycha gehörte. Die Gewerbeförderung in Österreich hatte ja, wie schon der ursprüngliche Antrag Mengers zeigt, gewisse Vorbilder im Großherzogtum Baden, im Königreich Württemberg und in der Schweiz. Nachdem ich sah, daß die österreichische Aktion Aussicht auf Erfolg habe, allen Schwierigkeiten zum Trotz, informierte ich mich persönlich auf das Genaueste in den genannten Ländern über die dortige Kleingewerbeförderung, die gegenüber den im österreichischen Großstaat zu unternehmenden Maßregeln nur einen embryonalen Zustand aufwies. Es war übrigens in den Ländern der Gewerbefreiheit, Süddeutschland und der Schweiz, leichter vorwärts zu kommen, als in dem durch eine zünftlerische Hochflut bedrohten Österreich. Ich hatte mir vorgenommen, zunächst die in jenen Ländern beobachteten Methoden der Kleingewerbe- und Handwerksförderung in Österreich anzuwenden, jedoch nach der technischen und kaufmännischen Ertüchtigung der Gewerbetreibenden hin auszubauen und zu ergänzen. Nicht nur die einzelnen Gewerbe, wie die Bekleidungs Gewerbe, Schuhmacherei und Kleidermacherei, die Baugewerbe, die Tischlerei, Zimmerei, Schlosserei, Spenglerei, die Buchbinderei, die Veredlungsarbeiten der Metallindustrie, die Wagnerei usw., wurden durch die Errichtung von Musterbetrieben in Pflege genommen, sondern auch manche Formen der nationalen Hausindustrie und der Heimarbeit schienen mir geeignet, von Staats wegen Hilfe zu erhalten.

In den Königreichen und Ländern wurden Beobachtungsstationen in Form von Exposituren des Gewerbeförderungsdienstes errichtet, der Zentraldienst in Wien und seine Filialen, mit der Zeit über zwanzig in den Provinzen, wurden zu einem selbständigen Amte vereinigt, dessen Gestion vom Handelsministerium ressortierte. Die Gewerbeförderungsaktion gewann dadurch, daß sie aus dem Parlamente hervorgegangen war und viele Abgeordnete sich mit ihr beschäftigten, eine gewisse Popularität, die aber das Bedenkliche an sich hatte, daß sie leicht zu einer Überschätzung des Wertes der Aktion, richtiger gesagt, ihrer überhaupt möglichen Erfolge, führen konnte. Es war erstaunlich, daß die föderalistisch orientierten Volksstämme dem zentralistisch eingerichteten Gewerbeförderungsamte keine Opposition machten, sondern im Gegenteil durch Errichtung von Tochterinstituten den Grundgedanken der Gewerbeförderung technisch, wirtschaftlich und politisch ausnützten. Ja, die Gewerbeförderung fand sogar in Böhmen und Mähren einen sehr aufnahmefähigen, in Galizien und der Bukowina und im Süden Österreichs einen immerhin günstigen Boden. Überall fanden sich einflußreiche Gönner und politische Ausbeuter. Einzelne der Provinz-institute, wie insbesondere die von der tschechischen Handels- und Ge-

werbekammer in Prag errichtete, „Technologisches Gewerbemuseum“ benannte Aktion, gewannen unter der Leitung Wenzel Schusters eine große Ausdehnung und erhebliche Erfolge.

Besonders zu nennen sind aber in den deutschen Gegenden die Anstalten in Reichenberg, Brünn, Innsbruck, Bozen, Graz, denen das italienische Görz, Triest, Rovereto und Trient in erfreulicher Weise folgten. Man fing außerhalb Österreichs an, auf unsere Einrichtungen zur Gewerbeförderung aufmerksam zu werden, und es gereichte uns zur größten Genugtuung, daß man sogar in den Ursprungsländern der Gewerbeförderung den von Österreich gewonnenen Vorsprung anerkannte und verschiedene unserer Maßnahmen einführte. Der Abgeordnete Trimborn stellte im preußischen Landtage den Antrag auf Errichtung einer Zentralstelle für die Zwecke der Gewerbeförderung beim dortigen Ministerium für Handel und Gewerbe, den er auch mit der Schilderung des gegenwärtigen Standes der Gewerbeförderungsaktion in Österreich begründete. Er gab in seiner Rede eine vortreffliche Übersicht, die durch einen österreichischen Verwaltungsbeamten kaum hätte besser gegeben werden können. Ich selbst wurde eingeladen, die Einrichtung einer Gewerbeförderungsanstalt in Köln an der dortigen Gewerbeschule nach einem von mir vorgelegten Plane durchzuführen und bei der Errichtung dieser Anstalt, die für Köln und das ganze Rheinland bestimmt war, persönlich mitzuwirken. Die feierliche Eröffnung der Kölner Anstalt und der Festakt im Gürzenich-Saale sind mir unvergeßlich geblieben.

Unter den nachahmenden Ländern muß ich auch Ungarn, wo der Politiker Dr. Szterényi die Sache aufnahm und zur Industrieförderung ausgestaltete, nennen. Ein ganz besonderes Erlebnis bildete jedoch für mich die Berufung nach Irland durch den Vorstand des Department of Agriculture and Technical Instruction Sir Horace Plunkett in Dublin. Ich weiß nicht, wie es kam, aber eines schönen Tages erschien bei mir ein Delegierter der obengenannten irländischen Behörde, Mr. Macartney-Filgate, und erzählte mir, daß irländische Patrioten die Absicht hätten, anläßlich der irländischen Industrieausstellung in Cork eine Enquête zu veranstalten, die alle Zweige der irländischen Verwaltung öffentlich zu erörtern hätte, um eine Grundlage für eine neuzeitliche Reform der Verwaltung Irlands herbeizuführen oder doch das grundlegende Material dafür zu gewinnen. Sein Chef und er hätten die Vorbereitungen für dieses Unternehmen in die Hand genommen und notable Persönlichkeiten in Irland, England und auch einige am Kontinent hervorragend wirkende Engländer, Spezialisten in ihrem Fache, als Experten zu gewinnen gesucht. Man wünsche, daß auch ich an dieser Enquête teilnehme — ich war der einzige Nichtengländer — und über Staatshilfe für die Industrie und Heimarbeit, einschließlich der Museen, meine Erfahrungen und Ansichten zur Verfügung stelle. Jeder Experte wurde ab London verköstigt und dann in Irland an diejenigen Punkte geführt, in denen er Material über die bestehenden Einrichtungen und Zustände seines Referates finden könnte.

Ich hatte nach dem Programm Belfast und Dublin zu besuchen.

Da aber die erstere Stadt ein Industriezentrum im Norden und der Ort der Enquête Cork im Süden gelegen ist, konnte ich das ganze Land seiner Länge nach durchreisen (1902). Ich benützte meinen Aufenthalt in Irland zu eingehenden Studien über die dortigen technischen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Die Konferenz nahm drei volle Tage — mit einem Auditorium von vielen Hunderten Staatsbürgern — in Anspruch. Ich wurde von Sir Plunkett und seinen Mitarbeitern während des ganzen irländischen Aufenthaltes mit ausgesuchter Gastfreundschaft behandelt, an der auch meine Begleitpersonen, meine Tochter Marianne und der Sekretär des Gewerbeförderungsdienstes Dr. Adolf Vetter, Anteil hatten. Von den Mitgliedern der Enquête interessierten mich besonders der Referent F. J. Dick, der gleich am ersten Tag über die Verwertung der Wasserkräfte in Irland sprach, ferner ein Vertreter der Firma Brown-Boveri & Co. in Baden in der Schweiz namens Murialt, der die Verteilung von Kraft auf elektrischem Wege erörterte, und der ehemalige Präsident der Handelskammer in Belfast, Lloyd Patterson, der eine Skizze der Flachs- und Leinenindustrie Irlands entwarf, die die relativ bedeutendste Industrie des Landes darstellt und nur von der Schiffbauindustrie in Belfast überragt wird. An meinen eigenen Vortrag schloß sich eine Debatte an, in der ein Priester gegen meinen Vorschlag, die hausindustrielle Schnitzerei zu pflegen, wenn nötig durch einen aus der Schweiz oder Tirol bezogenen Lehrer, polemisierte und meinte, er würde lieber Holzschnitzereien und Heiligenbilder im Ausland kaufen und importieren, als fremde Werkmeister ins Land zu lassen. Ein Herr von der Enquêteleitung verteidigte dagegen meine Anschauung. Im allgemeinen hatte die Enquête ein hohes, von Sachkenntnis und Interesse für die Entwicklung Irlands zeugendes Niveau. Und hätte die englische Regierung die in dieser Enquête vorgebrachten und begründeten Anträge, die allerdings einen ziemlich hohen Kostenaufwand erfordert haben würden, ins Werk gesetzt, so wäre die in späteren Jahren gegen England gerichtete irische Bewegung vielleicht in minder schrecklichen Formen aufgetreten. Das Department, seine hervorragenden Führer und einige dem Hochadel angehörige Persönlichkeiten, wie der Graf und die Gräfin Aberdeen, trachteten nur, die traurigen wirtschaftlichen Verhältnisse der in verschiedenen Lagern zersplitterten Bevölkerung zu bessern, die Unzufriedenheit zu mildern und die Auswanderung, die einen enormen Prozentsatz der Bevölkerung ausmachte, zu bekämpfen. Ich fand im allgemeinen eine große Ähnlichkeit zwischen den irischen Verhältnissen und jenen in Galizien und es reizte mich, in einem öffentlichen Vortrage diesen Parallelismus zu erörtern.

Gewiß unter dem Einfluß der österreichischen Gewerbeförderung, jedenfalls aber auch gemäß dem Bedürfnisse der Zeit, waren die technischen Abteilungen an den früher bloß dem Kunstgewerbe gewidmeten Musealeinrichtungen, so beispielsweise in Winterthur, in Stuttgart, in Darmstadt, entstanden. Die Landesgewerbehalle in Karlsruhe hatte von jeher und besonders seit der Leitung durch meinen Freund, Hofrat Dr. H. Meidinger, einen überwiegend technischen und wenig

kunstgewerblichen Charakter gehabt. Das königlich bayerische Gewerbemuseum in Nürnberg, eine Schöpfung der in Nürnberg und dem umliegenden Bayern emporgewachsenen Industriellen, war das moderne Gegenstück zum Germanischen Museum in derselben Stadt, das die altdeutsche Kunst in einer grandiosen Sammlung zur Anschauung bringt. Es sei hier beiläufig bemerkt, daß das Germanische Museum, das von keiner kunsthistorischen Kollektion, was Architektur und Plastik anbelangt bis zur Kleinkunst der Spielwaren, Apotheker-einrichtungen u. dgl., überragt wird und auch in einem mittelalterlichen Gebäude in der gefälligsten Weise untergebracht ist, ein Werk eines österreichischen Forschers darstellt, des Baukünstlers und Historikers Essenwein aus Graz. In dem modernen Gegenstück des Germanischen Museums, dem Bayerischen Gewerbemuseum, das ursprünglich eine ausschließlich zur Pflege des Kunstgewerbes bestimmte Anstalt war, regte sich schon bald nach ihrer Gründung der Gedanke, das Bedürfnis nach technischer Fortbildung im Bayerischen Gewerbefleiß zu befriedigen, und schon zur Zeit des Direktors Stegmann, der die ausschließlich künstlerische Richtung vertrat, plante man die Errichtung einer technischen Abteilung mit einer besonderen selbständigen Leitung, wobei man zunächst an meine Berufung aus Wien dachte. In einem viel späteren Zeitpunkte nahm die mir zuge dachte Stelle, zu deren Übernahme ich mich nicht entschließen konnte, der Ing. Ludwig Erhard ein, und es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß ich bei der Vermehrung des Beamtenkörpers des Gewerbeförderungsdienstes in Wien die Berufung Erhards veranlaßte. Dr. Vetter, der juristisch-administrative Beamte, der vom Jahre 1893 angefangen dem Kleingewerbeförderungsdienste angehörte, hatte durch seine schriftstellerische und rednerische Begabung, durch seine Sprachkenntnisse und durch eine allgemeine Bildung, die in naturwissenschaftlicher Richtung über das Durchschnittsmaß hinausragte, eine ansehnliche Stellung als Sekretärs des Dienstes erlangt. Er hatte viele Beziehungen zum rechten Flügel der christlichsozialen Partei, die er in der sich entwickelnden Mittelstandspolitik sehr auszunützen verstand, was natürlich auch dem Amte zugute kam. Erhard wurde ein sehr wertvoller Mitarbeiter durch seine hervorragende technische Bildung und durch sein gefälliges Auftreten. Von ihm stammt die Idee der Maschinengenossenschaften, die sich als ein vorzügliches Requisite der Gewerbeförderung erwies. Noch eines der bedeutendsten Mitarbeiter, der leider vorzeitig aus dem Amte scheid, muß ich gedenken, es ist dies der emeritierte Professor des Zeichnens, Robert Apitsch, der sich bei der Einrichtung der Musterbetriebe, deren es schließlich 18 gab, und bei den mit ihnen verbundenen Fach- und Wanderkursen außerordentlich bewährte. Die vom Referenten des Handelsministeriums aus Nürnberg importierten Lehrlingsarbeitenausstellungen mit Prämienzuerkennung gewannen bald große Verbreitung und Beliebtheit bei den autonomen Faktoren. Die buchhalterische Ausbildung und das spezialisierte Kalkulationswesen für einzelne Gewerberichtungen fanden eine gute Pflege und so kam es,

daß der Gewerbeförderungsdienst zu einem selbständigen Amt erhoben werden konnte, zu dessen Präsidenten ich mit kaiserlicher Entschliebung ernannt worden bin.

Der unausgesetzte Verkehr, den ich mit Bayern überhaupt, ganz besonders aber mit München und Nürnberg pflegte, zeitigte ein auch für die österreichische Gewerbeförderung erfreuliches Ergebnis. Unter der Direktion des Oberbaurates von Kramer, eines vornehmen Künstlers, der als Direktor des Nürnberger Gewerbemuseums an der Wiener Gewerbeförderungszentrale Interesse gewann, verwandelte sich das Bayerische Kunstgewerbemuseum in die Bayerische Landesgewerbeanstalt Nürnberg, die alle Elemente der künstlerischen, technischen und wirtschaftlichen Pflege in sich vereinigt. Auch diese Anstalt hat Zweigstellen — Augsburg, Landshut, Regensburg, Würzburg, Bayreuth und Hof sowie für die landwirtschaftliche Bauberatung München — und entwickelte sich vom Jahre 1916 ununterbrochen bis heute zu einer großartigen Zentralbildungsanstalt, mit der mich meine Ehrenmitgliedschaft dauernd verknüpft.

Wenn ich einige Beispiele von ernstgemeinter und auch erfolgreicher Gewerbeförderung jenseits der österreichischen Grenzen hervorgehoben habe, muß ich doch gerechterweise auch einige erfreuliche Wirkungen meiner in diesem Belange entwickelten Tätigkeit innerhalb Österreichs anführen, die mir lieb geworden sind, und von denen ich instinktiv — wie sich jetzt herausstellt, mit Recht — erhoffte, daß sie über das politische Interesse des Tages hinaus dauernden Wert bewahren werden. Besondere Freude machte mir die Gründung des Gewerbeförderungsinstitutes in Salzburg, dieser lieblichsten aller österreichischen Städte, wo ich gemeinschaftlich mit meinem politischen Kollegen und Freunde Dr. Artur Stölzel und seinen Anhängern, darunter den Abgeordneten Anton Hueber, und unter Mitwirkung des Landeshauptmannes Dr. Albert Schuhmacher im August 1907 zur Konstituierung schreiten konnte, in der ich ein erweitertes Gewerbeförderungsprogramm entwickelte. Die Anstalt wuchs auf Grund meines Programms freudig empor. Freilich hatten auch nicht nur der Leiter des Institutes, Anton Hueber, sondern alle autonomen Faktoren der Stadt Salzburg ehrlich mitgewirkt. Der Nachfolger Schuhmachers, Landeshauptmann Prälat Alois Winkler, muß als einer der Stifter des Institutes betrachtet werden, da unter seiner Führung der Ankauf des Parkhotels für das Institut bewerkstelligt wurde. Bei der Eröffnungsfeier wurden „als Zeichen sichtbarer und dauernder Dankbarkeit“ Reliefbilder aus Marmor, ausgeführt von Prof. Hubert Spannring, enthüllt. Diese Reliefbilder sind die wohl gelungenen Porträts des Prälaten Winkler und das meine. Der Direktor der Fachschule für Holz- und Steinbearbeitung in Hallein, eine jener Schulen, die schon von Eitelberger geplant, aber erst in späteren Jahren von mir und meinen Kollegen in der Gewerbeschulinspektion zu solcher Entwicklung gebracht wurde, daß sie den blühendsten Anstalten Österreichs beigezählt werden muß, war damals Direktor Spannring, ein ausgezeichnete Fachmann. Ich bin als

Ehrenpräsident seither in bleibender Verbindung mit der Salzburger Gewerbeförderungsanstalt.

Nicht nur meine beruflichen Zusammenhänge mit Salzburg, dem Sitze der Staatsgewerbeschule, des Gewerbeförderungsinstitutes, des kulturhistorischen reizvollen Museums und dessen Ergänzung, den naturwissenschaftlichen Sammlungen, führten mich sehr häufig in dieses zaubervolle Kleinod unter den österreichischen Städten, sondern auch mannigfache persönliche Beziehungen. Der ehemalige Statthalter von Oberösterreich, mein Herrenhauskollege Baron Puthon, wohnte im I. Stockwerk des Mirabellschlusses, dieses schönen Denkmals österreichischer Barockkunst; schon das Stiegenhaus, in dem die Raffael Donnerschen Puttis die Geländer der Treppe beleben, bildet einen Anziehungspunkt für Kunstfreunde und erfreute mich immer, wenn ich Baron Puthon besuchte. Ebenso regelmäßig fand ich mich bei Stölzel in seiner Villa ein, die in einem verträumten Mathissonschen Garten liegt. Mit gleicher freundschaftlicher Gesinnung wanderte ich hinaus zum Wohnsitze meines Kollegen, des Grafen Gandolf Kuenburg, der sich nach seiner Ministerschaft in sein Stammhaus zurückgezogen hatte. Man erinnert sich vielleicht noch heute, daß Graf Taaffe, als sein Regime schon brüchig wurde, unter den verschiedenen Zuflüchten und Auskunftsmitgliedern, die der findige Politiker ersann, auch die Berufung eines Mitgliedes der deutsch-liberalen Partei zum Minister ohne Portefeuille ins Auge faßte und mit der Ernennung des von uns vorgeschlagenen Grafen Kuenburg realisierte. Kuenburg setzte in seinem Tusculum seine Liebhaberei, die Sammlung von Thalern, die seine Vorfahren, die Fürstbischöfe von Salzburg, prägen ließen, fort. Für diese Sammlung bestellte er im Wiener Gewerbeförderungsamt nach seinen Angaben einen Kasten, der seine besondere Zufriedenheit fand. — Vom Kleinen zum Großen genügt oft ein Schritt — ein Gedanke: Die ganze Innenausstattung und Einrichtung des neuen Salzburger Bahnhofes wurde unter der Führung des Gewerbeförderungsamtes in Wien vom Salzburger Gewerbeförderungsinstitut mit einheimischen Kräften besorgt.

Die verwitwete Fürstin Pauline Metternich wählte mit ihrem auserlesenen Geschmack Salzburg sehr häufig zum Sommeraufenthalt. Ich war stets sehr glücklich, sie dort besuchen zu können und mit ihr die Politik des Tages zu besprechen. Es war ja immer ein Genuß, ihre geistsprühenden Urteile zu hören, wenn man auch ihre Auffassung nicht immer teilen konnte. Vom Balkon ihrer Wohnung aus hatte man einen herrlichen Ausblick.

Ein Moment von besonderem Anreiz, nicht nur für mich, sondern für die ganze gebildete Bevölkerung der Stadt war jene außerordentliche Tagung des Vorstandsrates des Münchener Deutschen Museums, die dort unter der Teilnahme des bayerischen Prinzen Ludwig, nachmaligem König Ludwig III., und des Grafen Zeppelin stattfand. Die beiden Persönlichkeiten waren der Gegenstand herzlicher Ovationen. In der reichen Geschichte der Veranstaltungen des Deutschen Museums

unter seinem Begründer Oskar von Miller bildete doch der Salzburger Tag einen besonderen Glanzpunkt.

Eine der Salzburger freundschaftlichen Gesinnung für mich ähnliche Anhänglichkeit ist mir zu meiner Freude übrigens noch an manchen anderen Schauplätzen meiner früheren Amtstätigkeit bewahrt worden, die inzwischen nicht mehr zu Österreich gehören, sondern im erweiterten Königreich Italien liegen. Die gegenwärtige italienische Regierung pflegt mit besonderem Interesse und mit Erfolg die von mir eingerichteten Institute, die auch heute noch (in Triest und Görz) durch die noch von mir bestellten Leiter Coretti und Penso sehr gut geführt werden. Manches Zeugnis treuer Anhänglichkeit und dankbarer Anerkennung kommt mir von dort zu.

Verschiedene größere Unternehmungen des Gewerbeförderungsdienstes, die in mannigfacher Beziehung geeignet waren, die Aufmerksamkeit von Technikern und Wirtschaftspolitikern auf sich zu lenken, können als beweiskräftige Beispiele für die Richtigkeit des Grundgedankens der staatlichen Gewerbeförderung in Österreich angeführt werden. Von vornherein sei gesagt, daß es sich bei diesen Beispielen nicht um die Erhaltung von Bestehendem, sondern um eine gründliche Reform der technischen Arbeit, vor allem um die Modernisierung der Betriebsführung, um die Zusammenfassung aller vorhandenen Arbeitskräfte (Handwerksmeister) zu Teilnehmern an einer großen Werksgenossenschaft, um die Fortbildung dieser Arbeiter und um die Erziehung des Nachwuchses durch eine besondere Fachschule, durch Einrichtung eines gesunden kaufmännischen Dienstes mit genügendem Betriebskapital und ausreichendem Kredit zu dem Zwecke handelt, eine auf freier genossenschaftlicher Grundlage zu schaffende Industrie ins Leben zu rufen, um den Übergang vom mittelalterlichen Handwerk im Hausbetriebe (Heimarbeit) zu einem konkurrenzfähigen industriellen Großbetriebe anzubahnen. Daß dabei die Schönheit des Ortes in unseren Alpen, das ehrwürdige alte Herkommen und die Eigenart der Bevölkerung anziehende und wichtige Umstände bilden, soll nicht unerwähnt bleiben. Ich nenne die Kleineisenindustrie des Stubaitales mit dem Hauptorte Fulpmes in Tirol und die sogenannte Kaiser Franz Josef-Stiftung zur Hebung der niederösterreichischen Kleineisenindustrie in Waidhofen an der Ybbs und Umgebung, letztere eine Gründung der Kammer für Handel, Industrie und Gewerbe in Wien. Zur Mitwirkung berufen, kam mir dabei besonders zustatten, daß ich mich viel früher, angeregt durch die Klagen über die mangelhafte Qualität der Holzbearbeitungswerkzeuge, nach Sheffield in England begeben hatte, um mich dort in der weltberühmten Fabrik der Gebrüder Ward über das Arbeitsverfahren bei Herstellung der Bildhauereisen eingehend zu informieren, besonders über die Härtung der Stechbetl. Man verwendete dort auch steirischen Edelstahl von Böhler. Das Beispiel Fulpmes hat meines Erachtens besonderen Wert und ich führe deshalb den „Beitrag zur Geschichte der Gewerbeförderung in Österreich“ an, „Die Kleineisenindustrie des Stubaitales“, den Professor Hugo Scherbaum im II. Jahrgang der vom Gewerbeförderungsdienste herausgegebenen An-

nalen im Jahre 1907 veröffentlicht hat. Diese Annalen ließen sich in glänzender Aufmachung und mit vorzüglichem Inhalt großartig an, hörten aber nach meinem Austritte aus dem Gewerbeförderungsamte leider zu erscheinen auf. Die beiden Bände I und II verdienen aber heute noch die Beachtung der Fachkreise.

Ermutigt durch mancherlei Erfolge beim alten sogenannten bodenständigen und rückständigen Handwerk und der ihm verwandten Heimarbeit folgten wir einem Appell der in einer Notlage befindlichen Nagelschmiede in Kropf in Krain. Es waren etwa hundert kleine Unternehmer in diesem verlassenem Erdenwinkel, denen es an Absatz für ihre Erzeugnisse fehlte. Man verbesserte ihre Verfahrensweisen und stattete sie mit Werkzeugmaschinen aus, so daß sie in der Lage waren, größere Aufträge, namentlich für Schiffsnägel, zu übernehmen. Dies erregte die Aufmerksamkeit des Neunkirchner Industriellenverbandes und er sah sich veranlaßt, beim Handelsministerium über das Gewerbeförderungsamt Beschwerde zu führen, das durch seine Aktion der Industrie eine „unerträgliche Konkurrenz“ geschaffen habe. Der Protest wurde mir vom Handelsministerium zur Äußerung und zur Rechtfertigung unseres Vorgehens überwiesen, ich gab darauf eine umständliche Darstellung und habe dann weiter nichts mehr von der Sache gehört, allerdings nach vielen Jahren noch Anzeichen der Verstimmung im Palais am Schwarzenbergplatz wahrgenommen.

Die Gewerbeförderung ist in ihren ursprünglichen um die Jahrhundertwende noch völlig berechtigten Zielen heute eigentlich durch die Entwicklung der Produktionsformen einigermaßen überholt und was die Industrieemporien anbelangt, veraltet. Ist es heute noch notwendig, von staatswegen oder unter der Ägide von Landesverwaltungen und Handelskammern die Einführung von guten Werkzeugen und Werkzeugmaschinen zu empfehlen und zu fördern? Ist es noch am Platze, die Führung von Geschäftsbüchern, die vernünftige Preiserrechnung, die richtige Beschaffung des Rohstoffes und die qualitätsmäßige Erzeugung des Endproduktes auch dem kleinsten Gewerbetreibenden zu predigen, nachdem er ja durch die Entwicklung aller Verhältnisse zum Bekenner dieser Lehren gezwungen wurde?

Ich möchte hiebei feststellen, daß weder die Konsortien, die innerhalb der nach der Gewerbenovelle vom Jahre 1883 gesetzlich geschaffenen Gewerbe-genossenschaften mit unserer Hilfe gebildet wurden, noch die auf Grund des Gesetzes für Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften gegründeten Rohstoff-, Werk- und Magazingenossenschaften in der Mehrzahl der Fälle für die Erhaltung jener wirtschaftlichen Existenzen sichere Gewähr boten, die in diesen Konsortien oder Genossenschaften sich vereinigt hatten. Manche von den Genossenschaften haben sich bereits, obwohl man ihnen eine günstige Aussicht zu stellen berechtigt war, wieder aufgelöst oder sind gar insolvent geworden, und diese mißglückten Versuche wirkten natürlich keineswegs günstig auf die betreffenden Kreise, ja die Zustände können möglicherweise nach dem Mißglücken des Versuches noch peinlicher sein, als bevor er unternommen

wurde. Aber auch manche der aufrechten Genossenschaften waren in der Erstattung der Rückzahlungsraten säumig, in der Verwaltung der Bücher nachlässig und das sanierende Eingreifen des Gewerbeförderungsdienstes wurde immer unzulänglicher, je größer die Zahl der Neugründungen war, zu denen der Dienst veranlaßt wurde. Endlich wäre selbst bei jenen genossenschaftlichen Vereinigungen, deren Buchführung in Ordnung war, und die in der Abstattung der Rückzahlungsraten pünktlich waren, ein abschließendes günstiges Urteil verfrüht gewesen. In sehr seltenen Fällen war das gegenseitige Mißtrauen unter den Genossenschaftlern ausgeschaltet und durchaus nicht häufig war die unerläßliche Vorbedingung erfüllt, die darin bestand, daß eine führende Persönlichkeit vorhanden sein soll, die die richtige Kombination jener Eigenschaften besitzt, die für eine derartige Aufgabe gefordert werden müssen. Gar oft wird Geschäftigkeit für geschäftliche Tüchtigkeit gehalten, agitatorische Veranlagung, die bis zur Gründung des Unternehmens vielleicht notwendig war, verwechselt mit der Eignung zur pflichttreuen konsequenten Verwaltung eines Unternehmens. Oft scheinen alle Bedingungen erfüllt zu sein, der technische Betrieb ist vorzüglich eingerichtet, die Bücher sind in Ordnung, die Genossenschaftler vertragen sich untereinander und suchen nicht Sondervorteile herauszuschlagen, es fehlt aber schließlich an der kaufmännischen Begabung für die Schaffung eines regelmäßigen Absatzes der Produkte; und damit berühre ich eine heikle Frage, an der auch der Praktiker nicht ohne einige übergeordnete Erwägungen vorbei kann.

Als ein besonderes Reizmittel für die Genossenschaften wirkten die ihnen zugewiesenen Heereslieferungsaufträge in den Bekleidungsbranchen, zuerst wieder bei den Schuhwarenerzeugern. Diese Heereslieferungen nahmen infolge der guten, durch die Aufsichtsbehörde gewährleisteten Qualität an Umfang zu, besonders durch meine eigene Tätigkeit in den für die Heereslieferungen ressortmäßig zuständigen Beratungen der österreichischen Delegation des Reichsrates, der ich eine Reihe von Jahren hindurch als Referent für diese Angelegenheit angehörte.

Ende 1910 zog ich mich von der Stellung eines Präsidenten des staatlichen Gewerbeförderungsamtes zurück, nachdem ich entschlossen war, das auf Grund der „lex Exner“ zu organisierende technische Versuchswesen als Präsident des neugebildeten Technischen Versuchsamtes selbst in die Hand zu nehmen. Ich verließ das Gewerbeförderungsamt zu einer Zeit, wo es sich noch in einem glänzenden Zustande befand, einen europäischen Ruf genoß und bei den internationalen Mittelstandskongressen als führender Faktor auftrat. Das durch meine Intervention im Auftrage des Handelsministers Baron Dipauli erworbene große Gebäude in der Severingasse war voll besetzt durch die Musterbetriebe der Meisterkurse. Ich trennte mich wirklich sehr ungerne von der mir anvertrauten Mission, als hätte ich vorgeahnt, daß diese Institution gar bald einem bedauerlichen Abstieg zueilen werde, wozu der Weltkrieg das Übrige beigetragen hat.

Die Gewerbeförderung war genau genommen ein Bestandteil der

sogenannten Mittelstandspolitik, die darauf abzielte, nicht nur den Mittelstand zu erhalten, sondern ihm auch neue Quellen der Wohlfahrt zu erschließen. Der Gedanke, die Fragen der Mittelstandspolitik in Kongressen zu behandeln und auch dadurch die Lage des Mittelstandes zu bessern, ging von der konservativen Partei Belgiens aus und führte zur ersten solennen Bekräftigung in einem internationalen Kongresse in Lüttich im August 1905. Der Kongreß nahm einen bemerkenswerten Verlauf und sein Erfolg zog Fäden nach Wien, die im Gewerbeförderungsamte zu dem Beschlusse führten, zur Unterstützung der Gewerbeförderungsaktion auch hier einen Mittelstandskongreß abzuhalten. Er fand auch wirklich vom 4. bis 8. Oktober 1908 im Wiener Parlamentsgebäude statt. Ich fungierte als Präsident und die mich dabei leitenden Gedanken kamen in meiner Ansprache in der Eröffnungssitzung zum Ausdruck. Ich sagte: „Es gibt keine politische Partei, die bürgerliche Elemente in sich vereinigt, welche auf das Studium der mittelständischen Probleme und auf die Beachtung der Ergebnisse der einschlägigen Forschung verzichten könnte... Die Einbeziehung nationaler, konfessioneller und parteipolitischer Fragen hat schon das Programm als ganz unzulässig bezeichnet.

Die Mittelstandspolitik ist ein Zweig der angewandten Sozialwissenschaft. Einzelne Requisite der Fürsorge für die Interessen des Mittelstandes sind viel älter als die zusammenfassende Bezeichnung ‚Mittelstandspolitik‘, die heute einen umfangreichen und in sich vielfach verzweigten Komplex von Beobachtungen, Erfahrungen und Verwaltungsmaßnahmen sowie gesetzgeberischen Verfügungen darstellt.

Der politische Geist, der das künstlerische und gewerbliche Erziehungs- und Bildungswesen in Westeuropa geschaffen hat und beherrscht, erwies sich schon in den wichtigsten Epochen der Entwicklung Frankreichs als schöpferisch, ein Geist, erfüllt von dem Glauben an die Mission des Staates.

Aber auch in anderen absolutistisch regierten Staaten waren es fortschrittliche Monarchen oder ihre weitausblickenden Vertrauensmänner, die mittelstandspolitische Aufgaben mit Eifer und Begeisterung betrieben.

Es ist für uns und vielleicht auch für die weitere Ausbildung der internationalen Behandlung des Mittelstandsproblems eine glückliche Fügung, daß schon der zweite Kongreß in Wien tagt.

Wenn wir uns auf diesem Kongresse ausschließlich mit Angelegenheiten der Mittelstandsfürsorge befassen, in der Forschung analytisch, in der Verwertung der Forschungsergebnisse synthetisch vorzugehen gedenken, so wäre doch eine scharfe Abgrenzung des Mittelstandsproblems gegenüber den anderen Gebieten der Wirtschafts- und Sozialpolitik zu vermeiden. Die Technik, die Allumstalterin, und auch die Wirtschaft in ihren heutigen Formen, die der Gegenwart ihre Signatur gegeben haben, kennen solche Grenzen nicht. Die technischen Wissenschaften und die wissenschaftliche

Technik haben das ganze Gebiet der menschlichen Arbeit revolutioniert und kümmern sich nicht um Grenzen von Bevölkerungsschichten.“

Die Verhandlungen des Wiener Kongresses stellten nach Umfang und Tiefe einen Fortschritt gegenüber Lüttich dar und es war daher berechtigt, sie in Druck zu legen und eine ständige Kommission zum Studium der Mittelstandsfragen einzusetzen, der ja auch die Aufgabe zufiel, die Ergebnisse der Beratungen zu verwirklichen und weitere Kongresse vorzubereiten. Die Kommission entwickelte eine pflichttreue Tätigkeit und bereitete tatsächlich einen weiteren internationalen Kongreß vor, der im September 1911 in München stattfand. Mein Nachfolger als Präsident der Kommission und des Kongresses war der Unterstaatssekretär Dr. Georg von Mayr, der sich nach seiner Pensionierung in München niedergelassen und eine Lehrkanzel an der dortigen Universität übernommen hatte. Auch die Verhandlungen des Münchner Kongresses enthielten wertvolles Material, das durch einen sorgfältig redigierten Bericht vor der Vergessenheit bewahrt wurde. Der Eindruck, den die Münchner Verhandlungen machten, war ein so günstiger, daß man einige Jahre nach Beendigung des Weltkrieges von der Schweiz aus den Versuch unternahm, die Aktion zugunsten des Mittelstandes fortzusetzen. Bisher ist es aber zu einem greifbaren Ergebnis dieser Bestrebungen nicht gekommen.

Technisches Museum für Industrie und Gewerbe

Im Jahre 1889 unterbreitete ich dem Verwaltungsrate des Niederösterreichischen Gewerbevereins den Antrag, man solle die Errichtung eines Museums der Geschichte der österreichischen Arbeit in Erwägung ziehen. Ich verfaßte eine eingehende Begründung dieses Antrages im Hinblick auf die Bedeutung der Geschichte der Technik und der Industrie. Der Verein entschloß sich zunächst, eine fachmännische Enquête in dieser Sache zu veranstalten und berief dafür ein Aktionskomitee, das wirklich ganz glänzend zusammengesetzt war. Dieses Komitee schritt nun tatsächlich an die Durchführung einer im großen Stil angelegten Expertise, die sich auf zwölf Gruppen der Industrie erstreckte. Das Ergebnis dieser Expertise war für das Projekt ausnahmslos günstig. Nicht nur, daß von keiner Seite ein Bedenken gegen die Absicht des Niederösterreichischen Gewerbevereins erhoben worden wäre, im Gegenteil, alle Experten begrüßten mit lebhafter Zustimmung den Gedanken der Errichtung eines derartigen Museums und vielfach wurde dem Bedauern Ausdruck gegeben, daß nicht schon in einem früheren Zeitpunkt ein solches Unternehmen vorbereitet worden sei. Ich ersuchte den Obmann des Aktionskomitees Freiherrn von Banhans namens des Verwaltungsrates in der Festversammlung des Gewerbevereins, die aus Anlaß der Feier des fünfzigjährigen Bestandes des Vereines am 28. Februar 1890 im großen Musikvereinsaaale abgehalten wurde, das von mir verfaßte Referat zu erstatten. Der Bericht hub folgendermaßen an: „Ein Ausblick auf die Staaten, in welchen die

Bedeutung der angewandten Wissenschaften und der technischen Arbeit für die kulturelle Entwicklung sowohl wie für die Förderung der Volkswohlfahrt anerkannt wird, zeigt uns, daß der geistigen Arbeit auf dem Gebiete der Technik auch in historischer Richtung die größte Aufmerksamkeit zugewendet wird. Wir sehen in Frankreich, England und Deutschland Museen teils in voller Blüte, teils in kräftiger Entwicklung, mit der Aufgabe, den fortschreitenden Prozeß des Aufbaues seiner Industrie zur Darstellung zu bringen.“ Unter Hinweis auf die additionalle Ausstellung „Beiträge zur Geschichte der Gewerbe und Erfindungen Österreichs“ auf der Wiener Weltausstellung 1873 und auf das damals herausgegebene Werk gleichen Namens beantragte Banhans, der Niederösterreichische Gewerbeverein solle den Beschluß fassen, in Wien ein Museum der Geschichte der österreichischen Arbeit zu schaffen, ein Museum, das den Entwicklungsgang der Technik in Gewerbe und Industrie zur Darstellung bringt und zeigt, welchen Anteil Österreich an der Entwicklung der verschiedenen industriellen und gewerblichen Arbeitsprozesse für sich mit Recht in Anspruch nehmen darf. Der Plan dieses Unternehmens wurde in der Plenarversammlung des Vereines mit lebhaftem Beifall angenommen und man schritt sofort an seine Verwirklichung. Man begann mit einer Geldsammlung, für die der Niederösterreichische Gewerbeverein 10.000 fl., der Gemeinderat von Wien und der Besitzer der Schwechater Brauerei Anton Dreher je 5000 fl. und auch der Erzherzog-Protector einen erheblichen Beitrag widmeten. Eine mächtige Förderung erhielt das Unternehmen durch einen Erlaß des Unterrichtsministers Freiherrn von Gautsch, in dem er dem geplanten Museum seine volle Unterstützung zusagte, und in dieser Richtung gleichzeitig die entsprechenden Verfügungen traf. Die zur Durchführung des Planes eingesetzte Kommission bestand aus den ersten Persönlichkeiten auf den Gebieten der angewandten technischen Wissenschaften und auf den industriellen Gebieten, die in dem Museum zur Darstellung gelangen sollten. Die Zusammensetzung einer derartigen Kommission von geistigen Kapazitäten und industriellen Größen wäre in dem heutigen Wien kaum erreichbar. Übrigens möchte ich hier noch ausdrücklich darauf aufmerksam machen, daß dieser Beschluß des Niederösterreichischen Gewerbevereines und die Konstituierung dieser Kommission sowie die Zusage kräftiger Mitwirkung der Regierung im Jahre 1890 dem Gewerbeverein und mir mit ihm die Priorität des Gedankens eines historischen technischen Museums in Deutschland und Österreich sichert. Die tatsächliche Inangriffnahme der Durchführung dieses Gedankens fand in Deutschland durch Oskar von Miller erst im Jahre 1905 und in Wien erst im Jahre 1908, hier von regierungswegen, statt.

Um das Projekt des Museums der Geschichte der österreichischen Arbeit zunächst sicherzustellen, beantragte ich im Gewerbeverein, daß dieses neue Museum historischer Richtung nicht nur organisatorisch, sondern auch räumlich mit dem Technologischen Gewerbemuseum zu verbinden sei. Unser Traum, für dieses neue Institut und für die bereits bestehenden Sammlungen des Technologischen Gewerbemuseums ein

eigenes Gebäude zu errichten, ging nicht in Erfüllung und der Plan zur Gewinnung eines Baufonds für die Erwerbung einer benachbarten Realität konnte nicht verwirklicht werden. Von der einstmaligen Sigl'schen Fabriksanlage war noch ein Komplex geräumiger Bauten vorhanden, die der Steyrer Waffenfabriks-Aktiengesellschaft gehörten. Diese bot mir ihre Baulichkeiten zu einem Spottpreis an. Ich versuchte alles Mögliche, um den Gewerbeverein oder die Regierung zum Ankauf dieser Realität zu bewegen; der Käufer hätte, wie ich es voraussah, ein glänzendes Geschäft gemacht, denn die Grundfläche allein war damals schon mehr wert als der Kaufpreis des ganzen Objektes. Glücklicherweise gelang es mir, den Chef der Firma Isaak Mautner & Co., Herrn Isidor Mautner, von der großen Rentabilität dieses Kaufes zu überzeugen, den ich selbst vollzogen hätte, wenn mir dies durch meine Stellung nicht versagt gewesen wäre. Der Ankauf der Realität durch Herrn Isidor Mautner wurde nunmehr binnen 24 Stunden perfekt, wobei ich mir die Zusicherung erbat, daß die für Musealzwecke geeigneten Lokalitäten dem Gewerbeverein mietweise überlassen werden sollen. In der Tat gewannen wir dadurch ausgedehnte Räume, die Mautner mit großem Kostenaufwand ganz nach den von mir geäußerten Wünschen instandsetzte, und die er mir in einem für das Museum außerordentlich vorteilhaften Mietvertrage überließ. Die so aussichtvoll begonnene Aktion führte leider auch zu manchen bitteren Enttäuschungen.

Mein Vorschlag der Errichtung eines Museums der Geschichte der österreichischen Arbeit hat eigentlich noch zwei andere historische Museen gezeugt. Die Sektion für das Post- und Telegraphenwesen im Handelsministerium förderte nämlich mit ungewöhnlichem Eifer die Idee der Errichtung eines Post- und Telegraphenmuseums und brachte in fabelhaft kurzer Zeit einen sehr respektablen Anfang eines solchen Museums zustande. Natürlich und wohlverständlich wäre es gewesen, wenn das Handelsministerium, das den Vorschlag der Errichtung eines Museums der österreichischen Arbeit in wohlwollendster Weise begrüßt hatte, als Morgengabe für dieses nationale Institut die eigenen Schätze unter Wahrung seines Eigentumsrechtes zur Verfügung gestellt hätte. Das durfte aber beileibe nicht geschehen, denn das Museum der Geschichte der österreichischen Arbeit war aus der Privatinitiative hervorgegangen und daher auch ein Privatunternehmen, und wie konnten die kaiserlich-königlichen Inventarstücke in einen solchen Rahmen eingefügt werden! Das k. k. Postmuseum mußte also isoliert und wegen der damit unabänderlich gegebenen sehr beschränkten Dimensionen kleinlich gestaltet und irgendwo, wo gerade Platz war, untergebracht werden, z. B. im Arkadengebäude, das die Rotunde im Prater umschließt. Dort wurde dieses kleine Museum zwar sehr nett installiert, aber wer sollte die weite Fahrt unternehmen, um das Postmuseum zu besuchen! Es hat ein Stilleben geführt und in seiner Isoliertheit den seltenen Besuchern einen zwerghaften Eindruck gemacht.

Aber nicht genug daran! Die Verwaltung der Staatsbahnen verfiel ebenso darauf, ein historisches Museum des Eisenbahnwesens zu errichten

und hat hiefür Objekte gesammelt. Die interessantesten Belege für die Geschichte des Eisenbahnwesens, wie z. B. die der Nordbahn gehörige Sammlung, waren bereits über Empfehlung des Handelsministeriums dem Museum der Geschichte der österreichischen Arbeit zugewiesen worden. Kaum hatte die Staatseisenbahnverwaltung von dieser Widmung der Nordbahn gehört, so suchte sie dieselbe rückgängig zu machen, was ihr auch gelang, und es kam dann wirklich zur Gründung eines weiteren selbständigen historischen Museums, das in dem Kopfgebäude des Elisabeth-Westbahnhofes, später im Verwaltungsgebäude untergebracht wurde.

Schon früher hatte sich der Zentralgewerbeinspektor Hofrat Dr. Franz Migerka mit dem Gedanken der Errichtung eines Gewerbehygienischen Museums getragen, dessen Inhalt infolge der Fortschritte der Technik sich von selbst in ein historisches Museum verwandelte. Die Schutzvorrichtungen an Werkzeugmaschinen, die Migerka gesammelt hatte, waren bereits provisorisch in unseren Sammlungen aufgestellt; nach heißem Bemühen gelang es Hofrat Migerka durch einen von ihm gegründeten Verein ein privates Gewerbehygienisches Museum zustandezubringen, während derartige Anstalten im Auslande, so z. B. in Berlin-Charlottenburg, als Staatsinstitute errichtet wurden — bilden sie ja einen Teil der sozialpolitischen Aufgaben der Staatsverwaltung. Das Migerka-Museum wurde dann in einem Wohnhause in der Eben-dorferstraße eingemietet.

Es bedarf wahrlich keiner umständlichen Beweisführung dafür, daß das Technologische Gewerbemuseum mit seinem Museum der Geschichte der österreichischen Arbeit mit dem Post- und Telegraphenmuseum, mit dem Eisenbahnmuseum und mit dem Gewerbehygienischen Museum hätte vereinigt sein müssen, daß diese vier Museen von vorneherein, in einem Institute verschmolzen, eine großartige vaterländische Schöpfung mit einer nachhaltigen Wirkung auf das Publikum dargestellt hätten. Man sollte glauben, daß es dazu nicht eines Bismarck, also eines Organisatorien bedurfte hätte, ich, der vereinzelt Hofrat, war allerdings nicht stark genug, die drei anderen Hofräte mit den sie deckenden Ressortkompetenzen zu besiegen. Das ist die Geschichte, die in Technikerkreisen unter dem Spottnamen „Die Geschichte der vier Hofräte“ bekannt war. Ich habe in dieser Sache schon im Jahre 1892 eine Monographie erscheinen lassen unter dem Titel „Wiener Musealfragen, ein Beitrag zur Hebung der wirtschaftlichen Kraft Wiens“; sie hatte damals freilich keinen Erfolg.

Diesem köstlichen Schauspiel gegenüber mußte der Verlauf der Vorbereitungen des vom Baurate Dr. Oskar von Miller für München proponierten „Deutschen Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik“ für uns beschämend wirken. Dort in München kümmerte man sich nicht um Landesgrenzen und nicht um Ministerial-Ressortenteilungen und trotz Beamten- und Professoreneifersucht, die es ja auch in Deutschland geben soll, folgte das ganze deutsche Volk mit nationaler Begeisterung dem Rufe Oskar von Millers. Miller, der Sohn des berühmten Kunsterzgießers in München, stellte als Vorsitzender des bayerischen Bezirksvereines deutscher Ingenieure am

1. Mai 1903 den Antrag, in München ein historisches Museum zu errichten, das die Zeugnisse für die Errungenschaften der deutschen Technik, soweit sie noch erhalten sind, zu vereinigen hätte. Kein anderer war so berufen wie Oskar von Miller, diesen großen Gedanken zu verwirklichen. Miller ist ein gewaltiger Mann, der den Erzguß persönlich versinnbildlicht; ein immenses vielseitiges Wissen, eine gigantische Tatkraft, die nie erlahmt, ein beneidenswerter Reichtum an Ideen zeichnen ihn aus, er hat eine sieghafte Art, den einmal gefaßten Vorsatz durchzuführen. Mit diesen Eigenschaften hat er sich eine überragende Stellung errungen. Seine Liebe umfängt ganz Deutschland, aber auch die deutsche Schweiz und Österreich, er teilt sie zwischen München und Wien. Nach dem Organisationsstatut des Deutschen Museums ist die Leitung in den Händen des dreigliederigen Vorstandes, eines vielköpfigen Ausschusses und eines Vorstandsrates, deren glänzende Zusammensetzung und stete Erneuerung Miller mit Virtuosität betreibt. Es kommt wohl selten vor, daß er irgendeinen in den angewandten Wissenschaften oder in verschiedenen Industriezweigen führenden Mann seinem Unternehmen beizugesellen nicht verstünde. Der erste Vorstand bestand aus ihm, dem Ästheten Professor Dr. von Dyck und Professor Dr. Karl von Linde. Als der letztere wegen hohen Alters zurücktrat, gewann Miller den Unterrichtspolitiker Professor Kerschensteiner. Von den in der ersten gründenden Versammlung anwesenden Notabilitäten möchte ich folgende nennen, die einen Weltruf besitzen: Theodor Freiherr von Cramer-Klett, Rudolf Diesel, von Fraundorfer, von Hoyer, G. Krauß, H. von Maffei, Ferdinand von Miller, von Röntgen, M. Schröter, R. Steinheil und Wilhelm von Siemens. Die konstituierende Sitzung fand unter dem Vorsitze des Prinzen Ludwig am 28. Juni 1903 statt, der von diesem Tage an bis zu seinem Lebensende mit begeisterter Anhänglichkeit der großen deutschen Schöpfung treu blieb. Miller berief in den Ausschuß des Museums einige Österreicher, unter anderen auch mich, wodurch ich in die Lage versetzt wurde, den Aufbau des Deutschen Museums von Anfang an bis heute genau zu verfolgen; die dortigen alljährlichen Veranstaltungen gehören zu meinen schönsten Erlebnissen. Auch gewann ich die Freundschaft Millers und mancher seiner Mitarbeiter. Diese Männer haben gearbeitet, wie es wohl nur Deutsche können. Freilich waren sie auch von Licht und Wärme begleitet und sie begegneten auf ihrem Wege weder dem Zweifel, noch dem Neide, noch der Mißgunst; ihre Wirksamkeit war populär im höchsten Maße, denn auch Deutschland will endlich für seine technische Arbeit sein Pantheon haben. Trotz der Gunst der Umstände und trotz des ernstesten Eintretens berufener Männer muß ich doch den bisher erzielten Erfolg als einen ganz fabelhaften, in unseren Verhältnissen befangen, kaum verständlichen bezeichnen. Wir haben ja, wie gezeigt wurde, in Wien dasselbe gewollt, wir haben denselben Weg eingeschlagen, dieselbe Methode bis in die Details befolgt, und das Ergebnis war bei uns nach jahrzehntelanger Arbeit durch die Zersplitterung der Kräfte ein nur ganz unscheinbares.

Im Jahre 1911 habe ich in der Reihe der Festvorträge des Deutschen Museums im Wittelsbacher Palast, unter dem Vorsitz des Prinzen Ludwig über die „Internationale Gemeinschaftsarbeit auf technischen Gebieten“ gesprochen. Dieser Vortrag hat manche Wirkungen ausgelöst.

Miller ist aus den verschiedensten Anlässen zu unserer Freude ein häufiger Gast in Wien, besonders im Niederösterreichischen Gewerbeverein und in unserem Technischen Museum für Industrie und Gewerbe, dessen Geschichte zu erzählen ich mich nunmehr anschicken will.

Das Technologische Gewerbemuseum erhielt durch die Munifizenz des Gewerbevereines einen großen neuen Trakt in der Severingasse, der dazu bestimmt war, die Werkstätten für Modelltischlerei, Maschinenbau, Elektrotechnik usw., aber auch die technologischen Sammlungen und die Kollektion der Geschichte des Museums der österreichischen Arbeit aufzunehmen. Der vom Architekten Ingenieur Berehinak entworfene und durchgeführte Bau gehört zu den bemerkenswertesten Schulbauten im Charakter eines Fabriksgebäudes in Wien. Der Neubau, der unter der besonderen Sorgfalt des Bauführers und Lauboecks entstand, bewährte sich glänzend und bot herrliche Räume auch für die Sammlungen, deren Aufstellung wieder Lauboeck zufiel, während die Werkstätten von den einzelnen Sektionsvorständen eingerichtet wurden. Die Sammlung des Museums der Geschichte der österreichischen Arbeit erhielt eine außerordentliche Vermehrung durch das Entgegenkommen des Regierungsrates Kick, der sich aus meinem früheren Widersacher in einen Anhänger verwandelt hatte. Er überließ uns ganze Suiten von geschichtlich interessanten und wichtigen Objekten aus den ihm unterstehenden technologischen Kabinetten, die die Unterrichtsverwaltung unter Wahrung des Eigentums zur Verfügung stellte. Diese Gegenstände, die zum Teil schon aus den Sammlungen Stephan von Keeß', des Fabriksinspektors, herrührten, bilden überaus wichtige Zeugnisse für die Leistungsfähigkeit des österreichischen und insbesondere des Wiener Gewerbefleißes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es gibt kaum eine Sammlung aus der Biedermeierzeit, die die Serien von Gegenständen übertreffen würde, die uns Kick auswählte, da sie für seine Vorlesungen keinen bestimmten Lehrwert hatten. Durch diese Bereicherung gewann unsere Sammlung, die jetzt gegen 80.000 Objekte zählte, erhöhte Bedeutung. Ich nahm im neuen Musealsaale mit dem Weberschen Photometer Helligkeitsmessungen vor, desgleichen in den anderen Wiener Museen und diese Untersuchungen ergaben, daß die Belichtungsverhältnisse in unserem Museum um ein erhebliches jene selbst in den besten Sälen der anderen Museen überragten und den weitestgehenden Anforderungen entsprachen. Diese glänzende Lösung der Belichtungsfrage in unserem neuen Musealsaale in der Severingasse ist eines der wichtigsten Erfordernisse für jede Schausammlung. Ich brachte von der Pariser Weltausstellung das gesamte Installationsmaterial der dortigen Gruppe VI, Ingenieurwesen, bestehend in Wandbekleidungen, Draperien mit Applikationen, Fußbodenbelag, Passementerien usw. nach Wien mit, da der Obmann des Ausstellungskomitees

des Ingenieurvereines, Stadtbaudirektor Oberbaurat Berger, diese Schenkung an das Technologische Gewerbemuseum beantragt und durchgesetzt hatte. Diese Dekorationsbehelfe rührten von dem Oberbaurat Otto Wagner her und ich konnte damit unsere Räume mit einem Luxus ausstatten, der uns sonst sicher versagt geblieben wäre. Mein Freund, der Bildhauer Johannes Benk, stellte mir mehrere plastische Kunstwerke zur Ausschmückung unserer Musealräume zur Verfügung. Die ganze Anlage bot ein wirklich sehr schönes einheitliches Bild, das — freilich nicht nach den Abmessungen — aber nach seinem Inhalte als eine wichtige Vorarbeit für ein größeres Unternehmen derselben Richtung aufgefaßt werden durfte.

Im Dezember 1905 hielt ich im Niederösterreichischen Gewerbeverein einen Vortrag über das Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik in München und die sich daraus für Österreich ergebenden Folgerungen, d. h. ich wiederholte meinen Antrag, den ich schon früher öffentlich begründet hatte, nämlich das von den Sektionschefs Doktor Viktor Röhl und Alfred von Buschmann geschaffene historische Museum der österreichischen Staatsbahnen, das Post- und Telegraphenmuseum und das von Migerka gegründete Gewerbehygienische Museum mit unserem Museum des Technologischen Gewerbemuseums zu vereinigen und diese Objekte durch eine Gesamtorganisation aus ihrer Dornröschensexistenz zu befreien. Dem großen Publikum, das Belehrung und Anregung durch eine solche Anstalt empfangen sollte, würde diese Schöpfung bleibend zugute kommen. Ich regte dabei an, das elend untergebrachte Patentamt mit dem zu errichtenden großen historisch-technischen Museum in einen Neubau zu vereinigen, der von staatswegen um so eher errichtet werden könnte, als die Patentverwaltung einen jährlich steigenden Überschuß liefert. Das Patentamt, dem ich viele Jahre meiner parlamentarischen Tätigkeit gewidmet hatte, würde auf diese Art ein Hilfsinstitut von großem Wert für die „Vorprüfung“ auf Neuheit und industrielle Verwertbarkeit erlangen können. Dies wäre also einer der Wege gewesen, um so wie in München auch in Wien ein großes historisch-technisches Museum zu ermöglichen, wobei die Kooperation der beteiligten Ministerien, des Landes Niederösterreich und der Stadt Wien als selbstverständliche Bedingung vorausgesetzt werden durfte.

Ich hatte bereits am 22. November 1905 in dem nach der Verstaatlichung des Technologischen Gewerbemuseums errichteten Kuratorium dieser Anstalt einen Initiativantrag gestellt, „es sei die Regierung mit einer ausführlichen Denkschrift zu begrüßen und bei ihr die Begründung eines großen technisch-historischen Museums anzuregen und zu motivieren“. Dieser Antrag fand die einhellige Zustimmung der genannten Körperschaft und wurde von mir auch durchgeführt, indem die Denkschrift an die verschiedenen Zentralstellen, so auch an das Handelsministerium gerichtet wurde.

Im Jahre 1908 sollte das sechzigjährige Jubiläum der Regierungszeit des Kaisers Franz Josef I. durch eine Ausstellung in Wien gefeiert

werden. Der Niederösterreichische Gewerbeverein hatte ja schon in den Jahren 1880, 1888 und 1898 Jubiläumsausstellungen veranstaltet und rüstete nun auch mit dem bereits eingelebten und bewährten Vorbereitungsapparat zu der festlichen Veranstaltung. Er hatte auch diesmal die Führung übernommen. Aber auch in Böhmen entstand der Plan, durch eine Ausstellung in Prag das Regierungsjubiläum des Kaisers festlich zu begehen und die Wiener Regierung hoffte damit — wie man sich damals ausdrückte — die patriotisch gesinnten Kreise zu sammeln und dadurch für den Staatsgedanken und für die Anhänglichkeit an die Dynastie Zeugnis abzulegen. Der Ministerpräsident Max Vladimír von Beck war der Ansicht, daß man diese Prager Demonstration in jeder Beziehung fördern und ihr daher auch jede Konkurrenz fernhalten müsse. Er berief den Ministerialrat Dr. Siegmund Brosche des Handelsministeriums, in dessen Wirkungskreis diese Angelegenheit fiel, zu sich und übertrug ihm die Aufgabe, jene Industriellen, die sich bereit erklärt hatten, sich an der Wiener Ausstellung zu beteiligen, zur Rücknahme dieser Anmeldung zu bewegen und damit das Wiener Unternehmen zu unterbinden. Um diese schwierige Mission durchzuführen, bedurfte es eines Vorschlages, der zugleich zugkräftig für die Industrie und nach außen hin einleuchtend war. Zu diesem Zwecke eignete sich wohl in hohem Grade die Errichtung eines bleibenden Werkes, man konnte sagen eines Denkmals zur Ehrung der Regierungszeit des Kaisers an Stelle einer vorübergehenden Veranstaltung, wie es eine Ausstellung ist. Brosche brauchte nur auf den bereits in der Öffentlichkeit ventilierten und im Kuratorium des Technologischen Gewerbemuseums empfohlenen Plan eines technischen Museums für Industrie und Gewerbe zurückzugreifen und den Gewerbeverein zum Verzicht auf die Durchführung der Jubiläumsausstellung zu bewegen. Ministerialrat Brosche entledigte sich in überaus geschickter Weise der ihm gestellten Aufgabe. Er konnte ja auch auf die Zusage bedeutender Summen aus dem Staatsschatze für das zu errichtende Institut hinweisen und sein Einfluß war groß genug, die Einsetzung eines vorbereitenden Komitees herbeizuführen, dem außer ihm die Großindustriellen Artur Krupp, Hugo von Noot und Paul Ritter von Schoeller angehörten. Ich selbst kam nur dadurch in dieses Komitee, daß der Präsident des Gewerbevereines August Denk, dem Vereine vorschlug, außer ihm auch mich in das Komitee zu entsenden. Im elektrotechnischen Verein wurde durch den Direktor der Akkumulatorenfabrik Gebhard angeregt, die Beteiligung der elektrotechnischen Industrie an der projektierten Ausstellung des Gewerbevereines so zu gestalten, daß dadurch eine ständige Sammlung geschaffen würde, die dann wohl dem Technologischen Gewerbemuseum zugefallen wäre, wie mir der Antragsteller persönlich versicherte. Infolgedessen wurde der Elektrotechnische Verein aufgefordert, in das vorbereitende Komitee zwei Vertreter zu entsenden. Die Wahl fiel auf Professor Schlenk, der zu dieser Zeit Obmann des genannten Vereines war, und der in allen Phasen der Entwicklung des geplanten Unternehmens und auch später bei der Durch-

führung mir treu zur Seite stand, und auf den Generaldirektor Georg Günther. Artur Krupp war Vorsitzender und Siegmund Brosche eine Art von ständigem Referenten, der auch die Schriftführer aus dem Ministerium beistellte. Das vorbereitende Komitee verwandelte sich in einen „Arbeitsausschuß“, der sich wieder in eine Anzahl von Komitees gliederte. Ich hatte von Anfang an das Gefühl, in diesem Ausschuß die Rolle des „distinguished foreigner“ zu spielen; so wurde z. B. beantragt, sich an das Münchner Deutsche Museum mit dem Ersuchen zu wenden, es möge eine Persönlichkeit bezeichnen, die geeignet wäre, unter Hinweis auf die Münchner Schöpfung, einen Werbevortrag für unser technisches Museum zu halten. Man bezeichnete den Ingenieur Matschoß als die hierfür geeignete Persönlichkeit und er wurde auch eingeladen, einen Vortrag in Wien zu halten. Es berührte mich natürlich sehr eigentümlich, daß man sich einen Fachmann von auswärts verschrieb, der bei aller meiner Wertschätzung für ihn doch nicht zur Lösung dieser Aufgabe berufener war als ich, der ich nur meine eigene Idee neuerdings zu vertreten gehabt hätte.

Es kam aber noch schlimmer. In meiner Gegenwart beantragte und beschloß man, eine Druckschrift herauszugeben, die zur Anwerbung von Freunden und Gönnern des zu gründenden Museums unter dem Hinweis auf verwandte Schöpfungen die Bedeutung und Wichtigkeit eines solchen Institutes darlegen sollte, und lud den Professor für Elektrotechnik an der Technischen Hochschule in Wien Karl Hochenegg ein, eine solche Werbeschrift zu verfassen. Man ging also wieder absichtlich an mir vorüber. Ich aber schrieb ein reich illustriertes Werk von 172 Großoktavseiten, das alle bestehenden wichtigeren technischen Museen und auch das Münchner Deutsche Museum umfaßte und legte das fertig gedruckte Buch im August 1908 dem Arbeitsausschuß vor, ehe noch Professor Hochenegg sich bereit erklärt hatte, der an ihn gerichteten Aufforderung Folge zu leisten. Ich konnte diese prompte Arbeit nur darum mit Leichtigkeit durchführen, weil ich im Besitze von so vielem reichen Material über diesen Gegenstand war wie sicherlich niemand anderer in Österreich. Das Buch wurde bei Otto Maass Söhne gedruckt und erschien im Selbstverlage des Technischen Museums für Industrie und Gewerbe; es enthielt alle bis zu seinem Erscheinen getroffenen Gründungsmaßnahmen und die Listen der Spenden, die der Obmann des Finanzkomitees Hugo von Noot in bewunderungswürdiger Weise zustande gebracht hatte.

In einem späteren Zeitpunkte erzwang ich die Ernennung eines „technischen Direktors“, des heute noch in dieser Stellung wirkenden Hofrates Ingenieur Ludwig Erhard, der sich vom ersten Augenblicke an als ein eifriger, zielbewußter, erfahrener und kenntnisreicher Fachmann erwiesen hat. Ich konnte die Kandidatur Erhards aus voller Überzeugung aufstellen, da er ja bereits in Nürnberg Verdienstliches geleistet hatte und seit seiner Berufung in den Gewerbeförderungsdienst Österreichs mein hervorragendster Mitarbeiter gewesen ist. Es klingt kaum glaublich, daß ich seine Ernennung im Arbeitsaus-

schuß nur mit einer Stimme Majorität gegenüber einem bei uns gänzlich unbekanntem, von anderer Seite vorgeschlagenen Kandidaten durchsetzen konnte. Bei den Verhandlungen mit dem für die Projektierung des Neubaues des Technischen Museums in Aussicht genommenen Architekten, Ministerialrat Ritter von Förster, konnte sich Erhard bereits bewähren und ging auf meine Idee der Grundrißeinteilung des Gebäudes verständnisvoll ein. Ich beantragte nämlich das wunderschöne System der Raumeinteilung, das Le Play im Jahre 1867 bei der Pariser Weltausstellung angewendete, und von dem bereits früher die Rede war, auch für unseren Neubau. Dieser schöne Gedanke Le Plays wurde auch vom Organisationskomitee des Museums, dessen Obmann ich war, gebilligt und im Exekutivausschuß dieses Komitees arbeiteten nebst Erhard meine Freunde Artur von Boschan und Artur Ehrenfest-Egger wacker mit. Zum Obmann des Baukomitees wurde der Generaldirektor Georg Günther gewählt, der sich in dieser Funktion über alles Lob bewährte. Nach dem tief betraurten Hinscheiden des Ministerialrates von Förster, dessen Bauprojekt für das Museum schon feststand, wurde, um der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen, eine Preisausschreibung für Entwürfe zum Bau des Museums veranlaßt, an der sich die Architekten zahlreich beteiligten. Auch Oberbaurat Otto Wagner lieferte ein seiner künstlerischen Eigenart entsprechendes herrliches Projekt, das aber den Bedingungen der Ausschreibung in räumlicher Beziehung nicht Rechnung trug. Das Preisgericht sprach sich für das von Baurat Schneider gelieferte Elaborat aus, das unter allen Plänen die meiste Ähnlichkeit mit dem Försterschen Entwurf hatte, und uns daher auch zur Durchführung geeignet erschien. Dabei wurde der Vorteil erreicht, daß der Bürgermeister Dr. Lueger für den Fall der Annahme des Schneiderschen Projektes dem Museum die weitestgehenden Vorteile in Aussicht stellte, was auch bei der Bewilligung des bevorzugten Baugrundes gegenüber dem Lustschlosse Schönbrunn und bei der Subvention der Gemeinde Wien zum Ausdruck kam.

Nachdem ich mit der Führung der Geschäfte durch den Arbeitsausschuß, der ja nur einen provisorischen Charakter hatte, höchst unzufrieden war, gab ich dem Obmann Artur Krupp meine Demission und nahm sie erst dann zurück, als ich die Zusicherung erhielt, daß eine auf Grund des Vereinsgesetzes gebildete juristische Person kreiert werden solle. Dieser Fortschritt in der Organisation hatte auch Einfluß auf meinen Wirkungskreis im Museum, in dem ich weiterhin als Vorsitzender des Direktoriums fungierte. Es gab auch eine feierliche Grundsteinlegung durch den Kaiser Franz Josef, der Bau wurde an die Österreichische Baugesellschaft vergeben, näherte sich rasch der Vollendung und fand bei Fachleuten und im großen Publikum allgemeinen Beifall. Die Installation der Sammlungen ist im großen und ganzen das Werk Erhards.

Nun trat die Frage der Eröffnung des Museums an uns heran. Wir standen noch im Krieg, als diese Frage entschieden werden sollte. Natürlich war die Installation des Museums mit seinen zahlreichen Abteilungen noch lange nicht vollendet, das Museum noch lange nicht

fertig. Dies ist aber bei einer solchen Institution nie der Fall, wenn sie den zeitgenössischen Errungenschaften Rechnung tragen soll. Ich setzte mich mit großer Entschiedenheit dafür ein, daß man mit der Eröffnung so rasch als möglich vorgehe. Es galt jedoch zunächst den Widerstand Erhards zu überwinden, der ein entschiedener Gegner der Eröffnung zu jener Zeit war. Die nachfolgende Entwicklung der Ereignisse gab mir recht und ich glaube, daß auch meine Haltung in diesem Falle ein Verdienst um die Anstalt darstellt. Ich muß aber mit Dankbarkeit anerkennen, daß meine Kollegen in der Hauptleitung des Vereines fast einstimmig auf meiner Seite standen und möchte im besonderen den Vertreter der Gemeinde Wien, den damaligen Stadtbaudirektor Goldemund, rühmend hervorheben. Die Eröffnung des Museums fand ohne jeglichen Festakt am 18. Mai 1918 statt, was allerdings in den Kreisen der Spender und der Fachkonsulenten, die sich um die Installation der einzelnen Gruppen hohe Verdienste erworben hatten, sehr verstimmt. Man hielt aber den Zeitpunkt für irgendeine Festlichkeit mit Recht für durchaus ungeeignet.

Der unglückliche Ausgang des Weltkrieges warf seine Schatten begreiflicherweise auch auf das Schicksal des Technischen Museums. Personalangelegenheiten sehr unangenehmer Art blieben der Anstalt gleichfalls nicht erspart, denn auch dort drang die politische Parteiung ein und gewann die Oberhand über die Arbeitsleistung, die ohne Begeisterung einen geringen Wert hat. Auch der Enthusiasmus in den Kreisen der industriellen Produktion, die als die Begründerin der Schöpfung angesehen werden muß, litt unter der Schwere der auf der Industrie ruhenden Lasten, viele Zweige der bürgerlichen Arbeit sahen sich in ihrem Bestande bedroht; aber ein entscheidendes, erfreuliches Moment bildete die Teilnahme der Bevölkerung und das Interesse der industriellen Arbeiter aller Stufen und Altersklassen. Mit großer Sorge mußte man trotzdem der weiteren Entwicklung des Museums entgegensehen, besonders wenn man die Zukunft des Personals, so spärlich die Zahl der Angestellten auch war, ins Auge faßte. Man gelangte in der Leitung des Museums zu dem Entschlusse, die Verstaatlichung der Anstalt und ihre Gleichstellung mit den anderen Museen anzustreben. Auch ich sah keinen anderen Ausweg, obwohl ich auf Grund meiner Erfahrungen ein prinzipieller Gegner der Verstaatlichung von Privatunternehmungen bin.

Nach Überwindung unbeschreiblicher Schwierigkeiten, die dem Kuratorium auf dem Wege zur Verstaatlichung begegneten, kam es am 1. Januar 1921 endlich zu dieser unvermeidlichen Notstandsmaßnahme und man muß noch den Männern dankbar sein, die sich in dieser Richtung erfolgreich bemüht hatten. Es waren dies die Herren Sektionschef Dr. Brosche, Präsident der Bundesbahnen Dr. Georg Günther und die Finanzminister Dr. Reisch und Dr. Kienböck. Neben dem verstaatlichten Institut wurde ein „Verein zur Förderung des Technischen Museums“ gegründet, zu dessen Obmann ich gewählt wurde.

Der Besuch des Museums und die Vervollständigung der Samm-

lungen, besonders aber die Vortragsprogramme an den Sonntagen sind bei aller Beengtheit der finanziellen Verwaltung äußerst befriedigend.

Trotz des großen Erfolges, den selbst übelwollende Beurteiler dem Technischen Museum zugestehen müssen, ein Erfolg, den der Wettstreit neuer Unternehmungen derselben Richtung nicht zu schmälern vermag, sind doch zwei von mir stets betonte Forderungen bis zur Stunde unerfüllt geblieben, und zwar die publizistische Verwertung der Schätze, die das Museum besitzt, und die wissenschaftliche Bearbeitung einer Reihe von Bestandteilen der Sammlungen, die verdienen würden, als wertvolle Beiträge für die Geschichtsforschung der Technik und der angewandten Wissenschaften nutzbar gemacht zu werden. Solange diese Forderungen nicht erfüllt werden können oder nicht erfüllt werden wollen, bleibt das Museum mehr ein Behelf für den Anschauungsunterricht, als eine vom wissenschaftlichen Geiste durchdrungene und diesem dienstbare Anstalt. Für mich persönlich war die Gründung des Wiener Technischen Museums für Industrie und Gewerbe wohl das wertvolle Ergebnis Jahrzehnte hindurch dauernder Bemühungen, aber auch die Quelle ständiger Sorgen und Mühen um das Gedeihen der neuen Anstalt. Reichlicher Lohn für die von mir gebrachten Opfer wurde mir aber durch die endliche Besiegung aller am Beginne aufgetretenen persönlichen Widerstände und durch die pragmatische Verbindung des Wiener Technischen Museums historischer Richtung mit dem größeren, gewaltigeren Pionnier, dem Deutschen Museum in München. Es wurde nämlich vereinbart, daß eine dauernde Wechselbeziehung zwischen beiden Museen einzuleiten sei und zu diesem Zweck Oskar von Miller in unserem Kuratorium und ich im Vorstandsrat des Deutschen Museums je eine Virilstimme erhalten sollen.

Das Technische Museum wird, so hoffe ich, dem von mir herrührenden Wahlspruch für alle Zukunft entsprechen:

„Den Vorfahren zur Ehre, der Jugend zur Lehre!“

Das Technologische Gewerbemuseum nach seiner Verstaatlichung

Aus den vorangehenden Darstellungen ist zu ersehen, daß sowohl die Gewerbeförderung in Österreich als auch das Technische Museum für Industrie und Gewerbe aus dem Technologischen Gewerbemuseum hervorgegangen sind und dieses daher als die Mutteranstalt dieser Institutionen gelten kann. Es erübrigt nun, die weiteren Schicksale des Technologischen Gewerbemuseums kurz zu besprechen. Die Anstalt hatte sich eines stetig anhaltenden Aufschwunges zu erfreuen, sie gewann von Jahr zu Jahr mit der steigenden Frequenz an Ansehen und die Leistungen des Lehrkörpers und der nach Absolvierung der Fachschulen ins praktische Leben getretenen jungen Männer mehrten seinen Ruf im In- und Auslande. Denn viele Absolventen fanden auch außerhalb der Grenzen Österreichs lohnende Stellungen. Auch bedürftige und

würdige Schüler konnten dank der Tätigkeit der „Gesellschaft zur Förderung des Technologischen Gewerbemuseums“ trotz des relativ hohen Schulgeldes ihre Studien an der Anstalt absolvieren.

Die Speziallehrcurse für Papierindustrie, für Dampfkesselheizer und Maschinenwärter, für Kraftwagenlenker und die stetig an Bedeutung gewinnenden zahlreichen Speziallehrcurse mit Abend- und Sonntagsunterricht ließen die Raumbedürfnisse des Technologischen Gewerbemuseums ständig wachsen. Es nahm bis zum Jahre 1904 so sehr an Inhalt aber auch an budgetären Anforderungen zu, die Sorge um das spätere Schicksal der nicht in den Staatsdienst übernommenen Professoren, Werkmeister, Vorarbeiter und Verwaltungsbediensteten wuchs in einem solchen Maße, daß auch der Gewerbeverein wider Willen die Übernahme seines Institutes in die Staatsverwaltung in ernstliche Erwägung ziehen mußte.

Ich sagte „wider Willen“, denn es ist, wie ich immer betone, meine feste Überzeugung, daß schöpferisches und begeisterungsfähiges Vortwärtsschreiten in der Verwaltung von Staatsanstalten nur selten vorkommt, jedenfalls zu den Ausnahmserscheinungen gehört. Der Gewerbeverein hat mit seiner aus trefflichen Fachleuten zusammengesetzten Spezialkommission das Technologische Gewerbemuseum in der kurzen Spanne von 25 Jahren zu ansehnlicher Höhe gebracht, die Männer, die an dem Ausbau des Institutes mitwirkten, waren immer bereit, opferwillig nicht nur ihre fachlichen Erfahrungen zur Verfügung zu stellen, sondern jeder Appell, sei er auch materieller Art, fand im Gewerbeverein dank dessen Traditionen vollste und rasche Erfüllung. Der Gewerbeverein war Herr in seinem Hause und die Regierung mit den bestdisponierten Beamten nur der Genosse seiner Bestrebungen. Vom Momente der Übernahme einer Privatinstitution in die Staatsverwaltung aber verwandelt sich dieses Verhältnis in das Gegenteil, die Regierung wird Herr im Hause und der Begründer wird bestenfalls als Gehilfe und Ratgeber geduldet. Die individuelle Fürsorge für Lehrer, Forscher, Werkleute usw. hört auf, die Professoren und sonstigen Angestellten werden in Rangsklassen und Beförderungsvorschriften eingekleidet und ein besonderes Streben nach Nivellierung verwandter Einrichtungen macht sich unfehlbar schon aus Bequemlichkeitsrücksichten geltend. Was man für die Gewerbeschule als nützliche Maßregel erkannt hat, wird der bürokratische Geist sofort auch auf Spezialfachschulen und auf Zentrallehranstalten anzuwenden geneigt sein.

Die Verstaatlichung des Technologischen Gewerbemuseums, die sich auf Grund von Verhandlungen des Gewerbevereines mit der Staatsverwaltung (Unterrichtsministerium) vollzog, und die auf das Jahr 1904 folgende Geschichte des Technologischen Gewerbemuseums kann als ein sprechender Beleg dieser Auffassung gewertet werden. Die Staatsverwaltung machte mit der Übernahme des Technologischen Gewerbemuseums ein glänzendes Geschäft, indem sie eine hochwertige Realität, bestehend aus zum Teil ganz neuen Gebäuden, betriebsfähig eingerichteten Werkstätten, Versuchsanstalten und Lehrräumen, eine große techno-

logische Sammlung und eine ansehnliche Spezialbibliothek erhielt und diese Zentrallehranstalt dem staatlichen gewerblichen Bildungswesen mit außerordentlich geringen Opfern einfügen konnte. Da nach dem Kaufvertrag die Raten auf vieljährige Fristen verteilt, in Kronen an den Gewerbeverein auszubezahlen waren und nicht valorisiert wurden, war auch das Kaufgeschäft, das auf Grundlage der Rückzahlung der vom Gewerbeverein bestrittenen Barauslagen aufgebaut war, für den Staat außerordentlich günstig. Nur ein privater Faktor, der von der Hingebung hervorragender Industrieller und Gewerbetreibender getragen war, konnte so viele Widmungen und fortlaufende Sachleistungen aufbringen, die in ihrer Gesamtheit einen hohen Kapitalwert darstellten und dann wie ein Geschenk dem Staatsschatze zufielen.

Die staatliche Verwaltung des Technologischen Gewerbemuseums wurde durch die Übernahme sämtlicher Professoren, Lehrkräfte, Beamten und Angestellten, in den Staatsdienst bewerkstelligt; eine Ausnahme bildete ich als Direktor. Ich erhielt einen aktiven Staatsbeamten als Nachfolger und wurde, wie schon erwähnt, Präsident des Kuratoriums. Weiters war vorgesehen, daß bei einer numerisch sehr starken Vertretung des Gewerbevereines der jeweilige Gewerbevereinspräsident als mein Stellvertreter zu fungieren habe. Dies waren der Reihe nach die Herren August Denk, Emil Bressler, Adolf Schiel, Ernst Krause, Friedrich Wagenmann und Dr. Otto Böhler. Der erste Direktor nach der Verstaatlichung war mein Schüler und Freund Georg Lauboeck, dann folgte der ehemalige Direktor der Staatsgewerbeschule im X. Bezirke, August Grau, der bei uns seine Laufbahn begonnen hatte, und nach dessen vielbeklagtem Hinscheiden Ingenieur Wilhelm Hönig. Ich will nun, da mir als Präsident des Kuratoriums jetzt doch nur mehr ein bescheidener Einfluß auf die Geschicke der Anstalt zusteht, in gedrängter Kürze die weiteren Schicksale des Technologischen Gewerbemuseums erzählen und mich dabei möglichst jeder Kritik enthalten.

Überaus dankenswert gestaltete sich die Betätigung einzelner Mitglieder des Kuratoriums, das nach dem Kriege den verfassungsmäßigen Veränderungen des Staates in seinen Satzungen Rechnung tragen mußte, in der Beschaffung von Behelfen für den Unterricht und für das Versuchswesen. Niemals versagte z. B. ein Appell bei unserem Freunde Johann Kremenezky und als besonders erfreuliche Erscheinung muß berichtet werden, daß das Kuratoriumsmitglied Artur Neumann, Obmann des Gießereiverbandes, das uns leider zu früh durch den Tod entrissen wurde, aus eigenem Antrieb die komplette Einrichtung einer Lehrgießerei beistellte und sich zur Deckung des fortlaufenden Aufwandes für sie verpflichtete.

Von großer Tragweite und Bedeutung zeigte sich die Haltung des Kuratoriums in der Pflege der neu errichteten Versuchsanstalten, insbesondere bei der radiotechnischen Versuchsanstalt, die durch verschiedene Umstände eine zeitlang stillgelegt werden mußte, trotz des glänzenden Aufstieges, den sie vom Anbeginn unter ihren Leitern Dr.

Leopold Kann, Dr. Ettenreich und Dr. Schwaiger genommen hatte. Seit der Berufung des letztgenannten in die Radio-Verkehrs-A. G. „Ravag“ konnte bislang ein geeigneter Ersatz nicht gefunden werden. Auch war inzwischen das Inventar der Versuchsanstalt einigermaßen veraltet. Da griff die Ravag in dankbarer Erinnerung des Umstandes, daß dort der Rundfunkverkehr Wiens seinen Anfang nahm, mit einem Jahresbeitrag von 5000 S ein, Schwaiger wurde Mitglied des Kuratoriums und bemühte sich um die Interessen dieser Versuchsanstalt, die nun mit Hilfe eines neu gewonnenen Fachmannes Dr. Benz zu neuem Leben erweckt werden konnte. Außer dieser wurden noch zwei andere Versuchsanstalten gegründet, und zwar eine für „Werkzeuge und Werkzeugmaschinen“, deren Aufgabe es ist, dem Laboratorium des Korrespondenten des Technologischen Gewerbemuseums Professor Schlesinger an der Charlottenburger Technischen Hochschule nachzustreben, und die Versuchsanstalt für „Wärmeschutz“, die einen Zweig der physikalischen Technik für die Praxis nutzbar zu machen bestimmt ist.

Das Lehrgebäude des Technologischen Gewerbemuseums erfuhr tiefgreifende Veränderungen. Die Fachschulen für Bau- und Möbeltischlerei, die einen ausgezeichneten Ruf errungen hatten und insbesondere bei der Ausbildung von Werkmeistern für die Industrie, aber auch von Lehrkräften für die Fachschulen für Holzbearbeitung vorzügliche Erfolge aufwiesen, wurden über dringenden Wunsch des Ministerialreferenten Dr. Adolf Müller unter dem Hinweis auf die scheinbar geringe Schülerfrequenz und den Raummangel im Musealgebäude aufgelassen. Damit verschwand die I. Sektion für Holzindustrie aus dem ursprünglichen Organisationsplan des Institutes. Ich tröstete mich damit, daß am Gewerbeförderungsamt unter meiner besonderen Fürsorge ein modern eingerichteter großangelegter Musterbetrieb für die gesamte Tischlerei erstellt wurde und dort Gelegenheiten geboten war, berufstätige junge Meister und Gehilfen in besonderen Kursen weiterzubilden. Es war ein Ersatz für die I. Sektion des Technologischen Gewerbemuseums, allerdings nur ein Ersatz, dem freilich Lokalitäten und Geldmittel reichlicher zur Verfügung standen, als dem Technologischen Gewerbemuseum in seiner I. Sektion.

Von grundstürzender Bedeutung aber war eine zweite Änderung in der Organisation, nämlich die Überführung der II. Sektion für die chemische Industrie in eine neu zu errichtende Staatsgewerbeschule chemisch-technischer Richtung in den westlichen Vororten, durch die angeblich eine alte Zusage an die Gemeinde Wien eingelöst werden sollte. Tatsächlich erbot sich die Gemeindeverwaltung zur Errichtung des Schulgebäudes in Hernals, wo die gesamte II. Sektion des Technologischen Gewerbemuseums, die Fachschulen und die mächtig entwickelte allgemeine chemische Versuchsanstalt sowie die ältere Lehr- und Versuchsanstalt für Lederindustrie untergebracht wurden. Unsere Lehrkräfte und Versuchstechniker verließen den Trakt in der Prechtlgasse, um an der neuen Heimstätte weiter zu wirken. Professor Ferdinand Ulzer und Professor Dr. Fränkel, der eine Abteilung für Azetylenforschung

leitete, Professor Baderle u. a. m. schieden aus dem Verbands unserer Anstalt. Auch hier war die Begründung der Raummangel, der durch die Erweiterung der III. und IV. Sektion innerhalb der Grenzen unseres Gebäudes eingetreten war.

Die Fachschulen für Bau- und Maschinenschlosserei wurden dem Zeitbedürfnisse entsprechend in eine höhere Fachschule für Maschinenbau umgewandelt, die höhere Fachschule für Elektrotechnik und die ihr angegliederte Versuchsanstalt entwickelten sich mächtig und übten eine große Anziehungskraft aus. Professor und Direktor August Grau hat sich darum besondere Verdienste erworben. Die Versuchsanstalt für Bau- und Maschinenmaterial, die nach dem Abgang des Professors Kirsch unter der Leitung des Oberbaurates August Hanisch nach der Richtung der Baumaterialien Fortschritte machte, wurde zufolge der gewonnenen Erfahrungen in eine Versuchsanstalt für Baumaterialien und eine solche für Maschinenmaterialien geteilt.

Eine neue Sektion entstand durch die Einrichtung einer höheren Fachschule für „Betriebstechnik“.

Der gegenwärtige Direktor des Museums Ingenieur Wilhelm Hönig, wurde im Hinblick auf das Vertrauen, das er sich bei seinen Kollegen und dem Kuratorium erworben hatte, nach einem kurzen Provisorium zum definitiven Direktor ernannt.

Nach der Gründung des Technischen Museums verließen unsere technologischen Sammlungen einschließlich des Museums der Geschichte der österreichischen Arbeit ihre vor nicht langer Zeit geschaffenen Sammlungsräume in der Severingasse und wurden in den Neubau des Technischen Museums überführt. Die dadurch freigewordenen Räume wurden für Lehrzwecke verwendet.

Eine Angelegenheit, die mir von besonderer Bedeutung schien und die ich darum zum Gegenstand einer Antragstellung im Kuratorium ausersah, betraf die Neugestaltung des Bibliothekswesens in Wien, soweit Bibliotheken technischer Natur in Frage kamen. Ich hielt es für die zweckmäßigste Lösung, daß die bestehenden Bibliotheken des Technologischen Gewerbemuseums, des Technischen Versuchsamtes, der Versuchsanstalt für Kraftfahrzeuge, des Österreichischen Verbandes des Vereines Deutscher Ingenieure und etwaige andere da und dort vorhandene technische Bibliotheksbestände mit der Bücherei des Gewerbeförderungsamtes, die über einen eigenen Verwaltungsapparat und insbesondere auch über entsprechende erweiterungsfähige Räume verfügte, vereinigt werden. Es leitete mich hiebei die Überzeugung, daß die Zusammenfassung dieser vereinzelter kleinen Bibliotheken zu einer ansehnlichen Bücherei technischer Richtung inmitten einer Gruppe von technischen Instituten, bei den Studierenden und sonstigen Frequentanten eine erhöhte Anziehungskraft schaffen und darum größeren Nutzen stiften würde als die bisherige Zersplitterung. Ich begegnete zuerst einer ablehnenden Haltung, dann aber entstand doch die sogenannte Gewerbliche Zentralbibliothek und sie erfreute sich in der Folge tatsächlich — wie ich es schon damals vorausgesehen habe — eines sehr lebhaften Zuspruches.

Mein Vereinsleben

Von meinem Eintritt in den Gewerbeverein im Jahre 1860 und dessen unmittelbarer Wirkung der Entsendung als Stipendist dieses Vereines und Berichterstatte im Jahre 1862 nach London angefangen, blieb ich mein ganzes Leben diesem Vereine ein treuer Anhänger und Mitarbeiter. Ich beschränkte mich jedoch niemals auf die Verfolgung meiner fachlichen Interessen, deren Förderung ich dem Gewerbeverein verdankte, sondern war auch für ihn ein stets warmer und überzeugter Partisan.

Bekanntlich gingen ja aus dem Gewerbeverein die Handelskammern, der Ingenieur- und Architektenverein sowie zahlreiche andere Fachvereine, endlich auch wirtschaftliche Korporationen, die Handel, mittlere und Großindustrie und das Verkehrsleben zu ihrer besonderen programmatischen Aufgabe machten, hervor. Diese Sprößlinge des ältesten Verbandes von Bürgern Wiens zeigten sich in Verfolgung ihrer Sonderaufgaben nicht immer freundlich oder gar dankbar gegenüber dem Vereine, aus dessen Schoße sie hervorgegangen waren. Hunderte von Mitgliedern des Gewerbevereines machten in jüngeren Körperschaften Karriere und bevorzugten oft die neue Stätte ihrer Tätigkeit. Nicht selten entwickelten sie eine dem Gewerbeverein abträgliche, sogar feindselige Haltung. Ich selbst blieb unentwegt beharrlich und den Gewerbeverein stets energisch vertretend, ihm allezeit getreu. Man belohnte meine konsequente Anhänglichkeit überreich, nicht nur durch die Verleihung der großen goldenen Vereinsmedaille und der Ehrenmitgliedschaft, sondern auch durch die Ernennung zum Ehrenpräsidenten des Vereines als Nachfolger meines großen Lehrers Adam Freiherrn von Burg. Als solcher hatte ich auch eine Virilstimme im Verwaltungsrat und in dem später gegründeten Präsidialkomitee. Als die bedeutungsvollste der mir zuteil gewordenen Ehrungen darf ich aber wohl die Stiftung der Wilhelm Exner-Medaille einschätzen, die aus Anlaß meiner sechzigjährigen Mitgliedschaft beschlossen worden ist.

Die für die Verleihung dieser Medaille aufgestellten Grundsätze sollen meine Beziehung zu dem Vereine dauernd in Erinnerung halten. Nach den Richtlinien für diese Stiftung kann die Medaille nur an Männer verliehen werden, die mit Erfolg bestrebt waren, ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse und Leistungen zugunsten der Volkswirtschaft zu verwerten, oder solchen Personen, die sich um den Niederösterreichischen Gewerbeverein selbst besonders hervorragende Verdienste erworben haben. Die Medaille wurde von dem angesehenen Künstler Professor Stephan Schwarz geschaffen und wird jedes Jahr nach dem von ihm hergestellten Modell in so vielen Exemplaren geprägt, als Männer für diese Auszeichnung vom Verein ausgewählt werden. Bisnun ist die Wilhelm Exner-Medaille den nachfolgend verzeichneten Persönlichkeiten verliehen worden: Wilhelm Exner, Dr. Carl Auer-Welsbach, Dr. Ingenieur Oskar von Miller, Dr. Carl Ritter von Linde, Ingenieur Alfred Collmann, Dr. Josef Maria Eder, Dr. Ingenieur Hubert Heinrich Engels, Dr. Wilhelm Ostwald, Dr. Rudolf

Wegscheider, Ingenieur Rudolf Halter, Dr. Ingenieur C. von Bach, Georg Graf von Arco, Dr. Michael Hainisch, Ernst Krause, Dr. Heinrich Mache, Dr. Hugo Junkers, Dr. M. Roß, Dr. Fritz Gebers.

Ich habe im Gewerbeverein weit über hundertmal in den Vollversammlungen das Wort ergriffen, und viel öfter noch an internen Beratungen teilgenommen, ich fungierte in zahllosen Fällen als Referent und genoß die Auszeichnung, wiederholt als Redner bei besonders festlichen Anlässen designiert zu werden, so bei der Festversammlung aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestandes des Vereines, die im großen Musikvereinssaal unter Beteiligung von ganz Wien stattfand. Eine besonders ehrenvolle Aufgabe wurde mir durch die Aufforderung zuteil, die Gedenkrede auf Adam Burg zu halten. Herzliche und treue Freundschaft verband mich fast mit allen Präsidenten des Vereines, besonders mit jenen, die wiederholt oder längere Zeit an seiner Spitze standen, so Zimmermann-Göllheim, Dr. Anton Freiherr von Banhans, Michael von Matscheko, Anton von Harpke, Alfred Bressler, Adolf Schiel, Ernst Krause und Dr. Otto Böhler, den jetzigen Präsidenten. Auch zu jenen Präsidenten, die nur kürzere Zeit fungierten, wie Franz Freiherr von Wertheim, der Weltreisende Dr. Karl Scherzer, Sektionschef Edler von Czedik, August Denk und Friedrich Wagenmann hatte ich gute Beziehungen.

Es wäre ungerecht, wenn ich es unterließe hervorzuheben, daß mich in der Verfolgung der von mir gehegten Pläne die Präsidenten Matscheko, Banhans und Harpke unentwegt unterstützten und mir mit dem ganzen Aufgebot ihrer großen Fähigkeiten zur Seite standen, Matscheko gewissenhaft, Banhans temperamentvoll, ja enthusiastisch, und Harpke klug abwägend. Mit besonderer Sympathie war und ist mir Adolf Schiel zugetan, den ich als Typus eines Wiener Industriellen hochschätze. Architekt Emil Bressler, der den Druckereibesitzer August Denk ablöste, zeichnete sich besonders durch seine liebenswürdige Kunstbetätigung und sein korrektes freundschaftliches Verhalten mir gegenüber aus. Bressler gehörte nicht zu den großen Architekten der Wiener Stadterweiterungs-Bauperiode, seine Wirksamkeit hatte ein kleineres Format, war aber doch sehr verdienstlich.

In allen Vereinen und Instituten ist das Kräfteverhältnis zwischen Präsidium oder Direktion und dem Sekretariat von der größten Bedeutung. Ist der Vorsteher schwach und der Sekretär stark, so beherrscht dieser die Situation und trachtet seine Stellung auch unter einem stärkeren Nachfolger seines Vorgesetzten zu verteidigen. Es ist ganz dasselbe Bild, wie im Verhältnis von Minister und Präsidialchef. Wehe denen, die dieses Verhältnis verkennen oder unbeachtet lassen. In den Vereinen ist das Übergewicht des Sekretariats manchenmal ein Glück, zuweilen aber auch eine Gefahr. Von den Sekretären des Gewerbevereines sind als markante und besonders hervorragende Persönlichkeiten nur zu nennen der einstige Kommissär der Londoner Weltausstellung 1862 und durch Volksstimme ernannte Generaldirektor der Wiener Weltausstellung

Dr. Wilhelm Freiherr von Schwarz-Senborn, der als österreichischer Kommerzkanzleidirektor des Generalkonsulats in Paris eine bedeutsame Rolle spielte und nach der Wiener Weltausstellung österreichisch-ungarischer Gesandter in Washington wurde. In der Geschichte der Technik jedoch ist Jakob Reuter, der als Professor der mechanischen Technologie am Polytechnikum wirkte und der auch Sekretär des Gewerbevereines war, mindestens ebenso bedeutend gewesen.

Besonders günstige Umstände brachten mich in durch nichts getrübt freundschaftlichen Verkehr mit dem Dombaumeister Oberbaurat Friedrich von Schmid und mit seinen gothischen Rivalen, Professor Freiherr von Ferstel, dem Erbauer des Parlamentspalastes und des Heinrichshofes, Theophil Freiherr von Hansen, der atheniensische Kunst nach Wien verpflanzte, und mit dem Oberbaurat Freiherr von Hasenauer, dem Schöpfer des Burgtheaters, der Architektur des Wiener Weltausstellungspalastes, der beiden Hofmuseen und der neuen Hofburg. Ich stand also mitten unter den Koryphäen der Glanzperiode der Wiener Baukunst und eine der nie versiegbaren Freuden meines Lebens bildet die Erinnerung an die Entstehung und Vollendung der neuzeitlichen Wiener Monumentalbauten, die allen späteren Wandlungen des Geschmacks zum Trotz von unbeschreiblicher Wirkung sind. Alle architektonischen Werke, von denen hier die Rede ist, besichtigte ich schon während ihres Entstehens, wiederholt bestieg ich dabei die Gerüste; eine dieser „Inspektionen“ ist mir dadurch in besonderer Erinnerung, daß ich die wunderschöne junge Tochter Ilona des Ministers Grafen Andrassy auf den Bauplatz der Votivkirche mitnahm, wo uns Ferstel führte, der einen so großen Eindruck auf die junge Gräfin machte, daß ihre Mama, die bekannte Gräfin Kathi Andrassy mir halb im Scherz, halb im Ernst darüber Vorwürfe machte. „Das geht nicht, daß Sie die Ilona mit Menschen bekannt machen, in die sie sich sofort hellauf verliebt. Man muß mit einem solchen Kind vorsichtiger sein. Sie denkt und spricht nur von dem herrlichen Manne, der ihr sein großes Werk gezeigt hat.“ Ich nahm die Sache jedoch nicht so tragisch und das junge Mädchen begleitete mich über seine Bitte doch wieder in die Ateliers von Professor Kundmann und Zumbusch, wo sie noch öfter in die Gefahr kam, sich zu verlieben.

Österr. Ingenieur- und Architekten-Verein

Da ich einen Großteil meiner Zeit, die mir meine Professur und meine sonstigen Berufsaufgaben freiließen, dem Gewerbeverein widmete, konnte ich nicht auch dem benachbarten Ingenieur- und Architektenverein so viel Aufmerksamkeit zuwenden, als es vielfach mein Wunsch gewesen wäre.

Der hauptsächlichste Nährboden für meine Ideen und Belehrungen war und blieb stets der Gewerbeverein, während der Ingenieur- und Architektenverein mich nur fallweise anzog. Tonart und Stimmung meiner engeren technischen Kollegen waren nicht immer darnach, mich in

ihrem Kreise festzuhalten. Trotzdem war ich viele Dezentennien Mitglied dieser Körperschaft und trat hie und da als Vortragender, Antragsteller und Festredner auf.

So stellte ich z. B. dort einen Antrag auf Errichtung eines „Zentralstudienbureaus“ bei der Staatseisenbahnverwaltung, mit dem ich jedoch infolge der vom Eisenbahnministerium bestellten Opposition nicht durchdrang.

Die Annahme meines Antrages, die Errichtung eines Zentralstudienbureaus für das Eisenbahnwesen, hätte trotz Weltkrieg und Reduktion des Eisenbahnnetzes auf etwa ein Fünftel seines früheren Umfanges für das Budget der Staatsbahnen und indirekt für das technische Versuchswesen überhaupt immensen Nutzen gebracht. Bis zum Jahre 1914 wäre das Studienbureau längst eingerichtet und seine Verwaltung aktiv geworden. Und dieses Bureau hätte ebenso den Krieg überdauert, wie die kleinen Konzessionen, die die Eisenbahnverwaltung dem neuzeitlichen Lieferungs- wesen durch die Errichtung von zwei nicht autorisierten Versuchsanstalten am Wiener Nordbahnhofe und in Innsbruck gemacht hat. Mein unvergeßlicher Freund, der Ingenieur Hofrat Artur von Boschan, war mein geheimer Mitarbeiter in diesen Fragen; er durfte es wagen, denn er war ein unabhängiger Mann, sonst wäre ihm wohl seine Mitarbeit ziemlich übelbekommen. Er war damals technischer Referent bei der Nordbahndirektion in Wien. Die Fachzeitschriften für das Eisenbahnwesen in Belgien und England würdigten die Bedeutung meines Antrages, besonders die ersteren, wo die von mir für Österreich angestrebten Einrichtungen seit Dezentennien mit größtem Erfolge bestehen.

Abgesehen von einzelnen Kommissionsberatungen, denen ich hie und da zugezogen wurde, kam ich nicht in die Lage, dem Ingenieur- und Architektenverein wesentliche Dienste zu leisten. Erwähnenswert jedoch scheint mir, daß ich die Beteiligung des genannten Vereines an der Pariser Weltausstellung 1900 nach jeder Richtung hin zu fördern trachtete, was mir die erwünschte Gelegenheit zu einem näheren Verkehr mit dem künstlerischen Leiter dieser Abteilung, Oberbaurat Otto Wagner, bot.

Auch wurde ich eingeladen, die Herausgabe des großen illustrierten Werkes „Wien am Anfang des XX. Jahrhunderts“, 2 Bände, 1904 bis 1906, zu leiten, was ich, unterstützt durch eine ausgezeichnete Kommission und einen vorzüglichen Redakteur, Stadtbaurat Ingenieur Paul Kortz, mit dem Erfolge durchführte, daß die große Auflage rasch und restlos aufgebraucht wurde und dem Verein aus diesem Unternehmen kein finanzielles Opfer erwuchs.

Ich hatte ja wohl auch im Hause Eschenbachgasse 9 so manchen lieben Freund; ausdrücklich nennen möchte ich die Vereinspräsidenten Friedrich Freiherr von Schmidt, Hofrat Ritter von Grimburg, Hofrat Professor von Hauffe, Stadtbaudirektor Franz Berger, Sektionschef Ernst Lauda und Sektionschef Bruno von Enderes. Neben diesen darf ich vielleicht noch den ehemaligen Stadtbaudirektor von Wien, Ingenieur Dr. techn. h. c. Heinrich Goldemund hervorheben.

Mit Enderes und Goldemund habe ich auch jetzt noch mannigfaltige Berührungspunkte. Enderes steht mir insofern besonders nahe, als ich schon mit seinen Eltern befreundet war und seine Mutter, Aglaja von Enderes, mich durch ihre schriftstellerische Tätigkeit außerordentlich anzog. Sie schrieb für die alte Presse und später auch für die Neue Freie Presse anmutige Essays über Blumen und Blüten, über Vögel u. a.; ihre Bücher wurden rasch vergriffen sind, aber heute, wohl unverdientermaßen, in Vergessenheit geraten.

In jüngster Zeit hat die Leitung des Ingenieur- und Architekten-Vereines mir vielfach eindrucksvolle Beweise ihrer freundschaftlichen Gesinnung gegeben, so im Jahre 1928 durch die Verleihung der von ihr gegründeten goldenen Denkmünze.

Die Handels- und Gewerbekammern

Auf Grund eines im Gewerbeverein im Jahre 1849 gestellten Antrages wurden die Handels- und Gewerbekammern geschaffen, die die erste auf gesetzlicher Grundlage beruhende Interessentenorganisation in Österreich darstellten. Sie wurden in ziemlich beträchtlicher Zahl in den Hauptstädten der Königreiche und Länder und an Emporien des industriellen und Handelsbetriebes errichtet. Das Organisationsstatut dieser Körperschaften enthielt zu meiner Zeit die Einrichtung der korrespondierenden Mitglieder, denen ein gewisser bescheidener Wirkungskreis eingeräumt war. Mancher der Korrespondenten machte hievon auch wirklich entsprechenden Gebrauch. Die Mehrzahl der Korrespondenten faßte ihre Ernennung jedoch nur als Auszeichnung auf, ohne an sie irgendeine Verpflichtung zur Mitwirkung an den Aufgaben der Kammer zu knüpfen. Ich gehörte natürlich zu der ersteren Kategorie und beteiligte mich fallweise, hiezu aufgefordert oder aus eigener Initiative, an der einen oder anderen Aufgabe, die sich die Kammer stellte oder die ihr gestellt wurde. Ich war noch nicht korrespondierendes Mitglied der Wiener Handels- und Gewerbekammer, als ich im Jahre 1867 Studien über die in Paris damals schon bestehenden zahlreichen Zeichenschulen für das Volk anstellte und einen umfassenden Bericht darüber an die Kammer richtete, wie schon an anderer Stelle erwähnt worden ist. Dieser ersten Annäherung an die Kammer folgten nach meiner Ernennung zum Korrespondenten andere Anlässe zu einem Verkehr, so z. B. berief mich die Kammer in das Kuratorium des von ihr gepflegten Institutes für die Kleisenindustrie in Waidhofen a. d. Ybbs. Ich lernte in dieser Funktion Manches, was ich bei meinen eigenen Schöpfungen mit Nutzen anwenden oder auch vermeiden konnte.

Hatte es sich in der Kammer um Angelegenheiten gehandelt, die mich interessierten, oder wollte ich dort Hilfe oder Gefolgschaft erreichen, so machte ich von meiner Stellung als Korrespondent den nötigen Gebrauch, nicht selten mit erfreulichem Erfolg. Ich kann auch sagen, daß ich mit Präsidenten und Mitgliedern der Wiener Kammer auch in ihrer jetzigen gesetzlichen Grundlage vielfache für mich fruchtbare Berührungen hatte

und noch heute habe und mit einer Anzahl prominenter Persönlichkeiten zu mehr oder minder intensiven freundschaftlichen Verkehr gelangte. Besondersnahestandich demPräsidenten Max Freiherr von Mauthner, der später auch mein parlamentarischer Kollege war, da ihn die Kammer in das Abgeordnetenhaus gewählt hatte. Er war ein besonders kluger Mann und ein guter Redner. Eine nach meinen Beobachtungen markante Persönlichkeit war der Kammersekretär Hofrat Dr. Rudolf Maresch, dessen von Schmutzer radiertes Porträt noch heute mein Bureau zierte.

Mehrere Kammern in den Provinzen ernannten mich aus verschiedenen Anlässen zu ihrem korrespondierenden Mitglied, so die Kammer von Reichenberg, die ein Gewerbeförderungsinstitut unterhielt, die Kammer von Pilsen im Hinblick auf meine Tätigkeit im Böhmerwaldgebiete, die Kammer in Czernowitz in Anbetracht meines Wirkens in der Bukowina. Diese Kammer bot mir sogar einmal ihr Reichsratsmandat an, das mich jedoch nicht sonderlich lockte.

Anderweitige Tätigkeiten

Von Wichtigkeit für einzelne Zweige der Staatsverwaltung waren die im Jahre 1882 errichtete Zentralkommission für das gewerbliche Bildungswesen, die unter der glänzenden Führung Armand von Dumreichers und dem unvergeßlichen Vorsitzenden Sektionschef Fidler wahrhaft bedeutungsvolle Erfolge aufweisen konnte, und der Staatseisenbahnrat, in dessen Sektion „für allgemeine Angelegenheiten“ ich — namentlich zur Zeit der Obmannschaft des Abgeordneten Dr. Viktor von Ruß — über technische und organisatorische Fragen referierte. Die Zentralkommission für das gewerbliche Bildungswesen fand ihr vorzeitiges Ende mit der Errichtung des Ministeriums für öffentliche Arbeiten und der souveränen Auffassung, die die zuständige Sektion dieses Ministeriums von der Überflüssigkeit der Zentralkommission hatte. Auch das Zentralorgan, das die Regierung für die Angelegenheiten des gewerblichen Bildungswesens durch Dumreicher geschaffen hatte, hörte dann zu erscheinen auf.

Im Niederösterreichischen Gewerbeverein kam man auf den Gedanken, die deutschen Gewerbevereine in den Königreichen und Ländern von Wien aus zu befruchten und in eine engere organisatorische Verbindung zu bringen. Ich ging auf den Gedanken ein und befaßte mich mit Erfolg mit dieser Angelegenheit; es kam tatsächlich ein Verband der deutschen Gewerbevereine in Österreich, über 70 an der Zahl, zustande, an dessen Spitze ich einige Jahre als Präsident waltete. Mein Nachfolger war Architekt Bernhard Ludwig. Diese politisch und wirtschaftlich wichtige Institution fand eine nachhaltige Förderung in Mähren und Schlesien durch den Brünnner Gewerbeverein, dessen führende Männer zentralistischer Gesinnung waren.

Der Staatseisenbahnrat hatte leider ebenso wie der später eingesetzte Beirat für die staatliche Gewerbeförderung eine viel zu große Mitgliederzahl aus politischen Kreisen, durch die die Fachmänner zeit-

weilig zur Ohnmacht verurteilt wurden. In diesem Überwiegen der Politik über das Fachwissen lag ein Gebrechen, das den Untergang dieser Körperschaften trotz mancher verdienstlicher Leistung herbeiführen mußte. Ich blicke mit Befriedigung auf meine Tätigkeit in diesen Korporationen zurück; gewiß gewann ich in ihnen durch meine stete Aufmerksamkeit vielfache Erfahrungen und Kenntnisse, die auf meine eigentlichen Berufsaufgaben günstig zurückwirkten...

Wenn ich jetzt in der Zeit zurückgreife, so geschieht dies, um Ergebnisse zu schildern, die sich in meiner Erzählung früher nicht leicht einfügen ließen und die doch mit meinen Lebensaufgaben in innigem Zusammenhange stehen.

Industriellenball

Vor allem möchte ich hier den Industriellenball anführen.

Die Geschichte des Industriellenballes kann als ein Stück Chronik der Wiener Gesellschaft aus der zweiten Hälfte des vorigen, sowie des ersten Dezenniums des zwanzigsten Jahrhunderts gelten. Dieses im Laufe des Karnevals alljährlich abgehaltene Fest trug unter der Maske der Lebensfreude und der Tanzlust ein ernsteres, bedeutungsvolleres Antlitz.

Es war von drei Gesichtspunkten aus betrachtet von nicht geringer Bedeutung: vom sozialen, vom charitativen und vom wirtschaftlichen. Es baute wenigstens einmal im Jahre eine Brücke vom Hof und Adel zur Bürgerschaft, es diente — was natürlich viel gewichtiger in die Wag-schale fällt — mit seinem stets beträchtlichen Reingewinn einer namhaften Anzahl von gemeinnützigen und wohltätigen Zwecken und brachte endlich vielen, dem Luxus und der Mode dienenden Zweigen von Gewerbe und Handel reiche Beschäftigung und damit reichen Gewinn.

Im Jahre 1861 fand diese Veranstaltung zum ersten Mal unter dem Namen „Vereinsball der industriellen Gesellschaften“ im Dianasaale statt.

Im Jahre 1863 wurde Claudius Ritter von Klaudy, eine bei Hofe sehr beliebte Persönlichkeit, Obmann des Ballkomitees. Seinen Bemühungen gelang es, die wundervollen Redoutensäle der Hofburg für das Fest zu gewinnen. Am 21. Jänner 1863 fand dort der Ball in Gegenwart des Kaisers Franz Josef und des Hofstaates auf glanzvolle Weise statt. Damit trat er das Erbe des „Bürgerballes der Stadt Wien“ an, der bis dahin der erste „Eliteball“ der bürgerlichen Kreise Wiens gewesen war und gleichfalls den Redoutensaal als Schauplatz gehabt hatte.

Im Jahre 1867 übernahm die Fürstin Maria von Kinsky-Liechtenstein das Protektorat über die Patronessen, als Nachfolgerin der Fürstin Pauline Metternich, die in diesem Jahre als Botschafterin nach Paris übersiedelte, wo sie sofort bei der Weltausstellung den Mittelpunkt der Pariser Gesellschaft bildete.

Im Jahre 1872 entwickelte sich zwischen dem Obersthofmeisteramt und der Balleitung eine Meinungsverschiedenheit bezüglich der Zu-

lässigkeit der Verwendung von Räumen der Hofburg für nichthöfische Zwecke. Als Ergebnis dieser Kontroverse stellte sich für die Balleitung der Zwang heraus, das Fest an einem anderen Orte abzuhalten. Die Säle des inzwischen neuerbauten Musikvereinsgebäudes wurden hiefür am geeignetsten befunden. Trotz dieser Veränderung des Schauplatzes waren die Majestäten, der Hof sowie alle Würdenträger des Staates am Ballabend erschienen, so daß dieser fast nichts von seinem Glanz einbüßte und abermals einen ansehnlichen Reingewinn erzielte. Im Jahre 1877 trat ich dem Industriellenballkomitee bei, das bereits mehrere alte Freunde von mir zu seinen Mitgliedern zählte, wie Wilhelm von Thoman, Michael Matscheko und andere. Besonders wertvoll für mich und sehr zuträglich für den Ball war aber die Gönnerschaft der Fürstin Pauline Metternich, die damals bereits für Wien wiedergewonnen war. Über besonderen Wunsch der Kaiserin wurde im Winter 1880 dem Komitee für die Abhaltung des Balles wieder der Redoutensaal mit seinen Nebenräumen zur Verfügung gestellt. Hofrat Klaudy, der als Hofreiseleiter einen großen Einfluß und die besondere Gunst der Kaiserin genoß, war wohl jener Faktor, der dies zustande gebracht hatte. Der Obersthofmeister Fürst Konstantin Hohenlohe mußte seine Abneigung gegen die Überlassung der feudalen Räume in der Hofburg für bürgerliche Zwecke wohl oder übel verwinden. Das Ballfest aber gewann dadurch um so mehr an Popularität. Ich möchte hier anmerken, daß man es liebte, schon lange vor der für das Erscheinen des Hofes angesetzten Stunde zu kommen, weil das Entzünden der vielen Hunderte von Kerzen auf den Empirelustern mit Zuhilfenahme von Schießbaumwollfäden, die wie ein Spinnengewebe alle Kerzenspitzen miteinander verbanden, ein sonst wohl nirgends zu beobachtendes technisches Schauspiel darbot. Mannschaftspersonen der Artillerietechnischen Truppe wurden stets hiefür zur Verfügung gestellt.

Im Jahre 1890 wurde ich zum Präsidenten des Industriellenballkomitees gewählt und ich entschloß mich, diese Wahl aus einem Gefühl der Dankbarkeit dafür anzunehmen, daß der erste bedeutendere Fonds für die Errichtung des Technologischen Gewerbemuseums (1879) aus dem Ballertragnisse stammte. Der Präsident des Gewerbevereines Matscheko war es gewesen, der das Komitee von der Zweckmäßigkeit dieser Widmung überzeugt hatte.

Im Jahre 1893 gab ich im Hinblick auf meine Überbürdung mit Berufsaufgaben meine Demission. An meine Stelle wurde der damalige Präsident der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer Julius Ritter von Kink gewählt. Mir selbst machte man die Freude mich zum Ehrenpräsidenten zu ernennen, der ich bis zum Ende des Ballunternehmens im Jahre 1914 geblieben bin.

Die besondere Eigenart des Industriellenballes, die in Wien wohl nie vorher, sicher aber nie mehr nachher bei einem Ball erreicht wurde, bestand in der schon angedeuteten Verschmelzung zwischen der sonst so exklusiven Hofgesellschaft und den bürgerlichen Kreisen. Es war ein Hofball mit Hinzufügung einer Majorität von Ballgästen, die für

den Hofball nicht hätten zugelassen werden können. Diese Eigenart des Balles spiegelte sich an der Stirnseite der Säle ab, wo die Estrade errichtet war, auf der die „Patronessen“ der Reihe nach von der Obersthofmeisterin der Kaiserin oder anderen Mitgliedern des Hofes vorgestellt wurden. Kaiserin Elisabeth war bei aller vornehmen Zurückhaltung von einer Liebenswürdigkeit, die uns alle bezauberte — ganz abgesehen von ihrer märchenhaften Schönheit, die nur in einem ihrer Bildnisse, jenem von Schrotzberg, vollkommen festgehalten erscheint.

Beim Einzug des Hofes in den Saal bildeten die Patronessen in unmittelbarer Gefolgschaft des Hofes eine Polonaise, für die sie ihre Kavaliere zu wählen oder zu akzeptieren hatten. Der glanzvolle Eindruck dieses Aufzuges, an dem mit Ausnahme der diensthabenden Hofwürdenträger die Mitglieder der Regierung, das diplomatische Chor, Dignitäre von Militär und Zivil, Parlamentarier, Schriftsteller und Künstler teilnahmen, wird wohl für viele Besucher aus jener Zeit eine schöne Erinnerung geblieben sein — ein Bild aus der Vorzeit. Nach Verlassen des Balles durch den Hof begann der Tanz mit der sogenannten Patronessenquadrille, die nach dem Cercle den Höhepunkt des Festes darstellte. Ich möchte in angenehmem Gedenken an diese schönen Stunden hier nur noch die beiden Doyennes Fürstin Pauline Metternich und Fürstin Montenuovo erwähnen, welchen sich die Fürstinnen Kinsky, Fürstenberg und Esterházy, die Gräfinnen Auersperg, Czernin, Schönborn, Wilczek, die Baroninnen Bourgoing, Haas-Wächter anreiheten. Die Quadrille war auch die Belohnung für die Mitglieder des Komitees, deren Ehrenpräses und Präses mit den Damen Metternich und Montenuovo die ersten Paare bildeten.

Diese Feste endeten nie mit einem Mißton, sondern immer mit einem vollen Erfolg, sie bildeten die Vollversammlung der Wiener Gesellschaft aller Ränge, einberufen durch das Komitee, dem anzugehören den Ehrgeiz vieler angesehenen Männer des Bürgertums bildete. Zu diesen gehörte auch der älteste meiner Freunde aus diesem Kreise, Franz Josef Stiebitz, der mir seine Anhänglichkeit bis zum heutigen Tage bewahrt hat.

Die Technik für die Kriegsinvaliden

Es ist aus der Schilderung meiner Teilnahme an der Veranstaltung des Industriellenballes wohl einigermaßen deutlich geworden, daß ich dort für meine Mußstunden, die ja in meinem ganzen Leben nicht allzu reichlich bemessen waren, eine angenehme und zugleich nützliche Beschäftigung gefunden habe. Es kann nun wohl keinen größeren Gegensatz in der Lebensgeschichte eines Mannes geben, als die Art und Weise der Verwendung solcher Mußstunden, die mit Kriegsausbruch zur Gründung der Aktion „Die Technik für die Kriegsinvaliden“ führte, die mein ganzes Dichten und Trachten in jenen schweren Zeiten beherrschte, und die mich heute noch, wo uns ein langer Zeitraum vom Beginne des Weltkrieges trennt, mit sehr großer Befriedigung erfüllt. Und dieses Hochgefühl der Befriedigung ist wohl um so berechtigter, als es sich hier um die Be-

tätigung eines Gedankens gehandelt hat, der mein ausschließliches geistiges Eigentum gewesen ist.

Vorerst muß ich jedoch ein wenig erzählen, welche äußeren Umstände es mir zur Pflicht machten, mich mit dieser Aktion zu befassen. Gleich nach Beginn des Weltkrieges, als die ersten Kranken und Verwundetentransporte in Wien einlangten und die vorhandenen Spitäler bald füllten, wurde von vielen Seiten die Errichtung von Notspitälern ins Auge gefaßt. Es wurde dabei keineswegs systematisch oder planmäßig vorgegangen, sondern berufene und unberufene Fachleute und Laien wetteiferten darin, menschenfreundliche Einrichtungen zu schaffen, um die furchtbaren Folgen des Krieges, dessen Ausbruch das Reich und seine Völker so plötzlich überfallen hatte, zu mildern. Die Universität, die Technische Hochschule, ja sogar die Verwaltung des Parlamentspalastes gingen daran, in Gebäuden, die für Spitalzwecke völlig ungeeignet waren, Spitäler zu errichten. Es war eine Art Wettrennen. Die am Krieg nicht unmittelbar beteiligte Bevölkerung ließ sich vom patriotischen Eifer verleiten, auch durchaus unzweckmäßige Schöpfungen ins Leben zu rufen. Da geschah es, daß ein Mitglied des Kuratoriums des Technischen Museums für Industrie und Gewerbe, dessen Bau ja noch nicht einmal völlig fertiggestellt war, wohl aber schon zur Adaptierung der Innenräume und Aufnahme der Sammlungen bereitstand, beim Obersthofmeister Fürsten Montenuovo vorsprach und ihm, ohne ein Mandat dazu zu haben, das Gebäude des Museums für die Einrichtung eines Kriegsspitals anbot. Der Obersthofmeister erkundigte sich beim Kaiser, ob die Errichtung eines Spitales gegenüber dem Lustschloß Schönbrunn genehm wäre. Der Kaiser erwiderte, daß er gegen die Ausführung dieses Planes nichts einzuwenden hätte. Mit dieser Vorerhebung ausgerüstet, erschien jenes Kuratoriumsmitglied in einer Sitzung und machte die überraschende Mitteilung von seinen Schritten, die jedoch zu seinem Erstaunen eine sehr widerspruchsvolle Stimmung im Kuratorium auslösten. Man wendete gleich im ersten Moment ein, daß das Gebäude als Hallenbau an sich schon für ein Spital völlig ungeeignet sei und nur durch sehr kostspielige und dem späteren Musealzweck vollkommen zuwiderlaufende Einbauten notdürftig für die Unterbringung von Kriegsgesopfern hergerichtet werden könnte. Ein Mitglied des Kuratoriums, Stadtbaudirektor Ing. Goldemund, wurde ersucht, die nötigen technischen Unterlagen und einen Kostenvoranschlag hierfür auszuarbeiten, welcher Aufgabe er sich mit der größten Bereitwilligkeit unterzog. Als er aber in der nächsten Sitzung diese Arbeit vorlegte und die enormen Summen, die hierfür benötigt würden, ziffernmäßig nachwies, und dann die Frage aufgeworfen wurde, auf welche Weise diese Kapitalien herbeigeschafft werden sollten, wurde es um die gegebene „Anregung“ recht still und für das Kuratorium war damit die Sache erledigt. Man überließ es dem Antragsteller, sowohl der Hofbehörde, als auch durch sie dem Kaiser von der Undurchführbarkeit des Gedankens Mitteilung zu machen. Da ich selbst diesem unmöglichen Projekte vor allen Mitgliedern des Kuratoriums die allerschärfste Oppo-

sition gemacht hatte, kündigte ich nunmehr an, daß ich zeigen wolle, wo und wie man ein allen berechtigten Anforderungen entsprechendes Notspital wirklich schaffen könnte. Ich dachte dabei an das Gebäude für die gewerblichen Fortbildungsschulen in der Mollardgasse, das nach den Plänen eines von mir sehr geschätzten Technikers, des Ministerialrates und nachmaligen Sektionschefs Ernst Pliwa erbaut worden war, und das ich ganz genau kannte. Nach der Durchführung der nötigen Verhandlungen, die durchaus rasch und glatt verliefen, gelang es mir, einen großen Teil des Gebäudes für die Einrichtung eines chirurgischen Spitales zu gewinnen. Meine Freunde, der Professor der Chirurgie Dr. Oskar Föderl, Hofrat Ingenieur Artur Ritter von Boschan und der Oberdirektor der Fortbildungsschule Eduard Schiffer, aber auch die Baronin Emilie Buschmann, die auf verschiedenen Wohlfahrtsgebieten schon einen großen Ruf erlangt hatte, standen mir beratend und opferwillig zur Seite. In der kürzesten Zeit wurde eine mit allen notwendigen Einrichtungen ausgestattete und in den Operationssälen, Bade- und Kücheneinrichtungen mustergültige Installation mit 700 Betten zustandegebracht, die den Beifall aller Sachkundigen fand. Die erforderlichen Geldmittel wurden unter Hinweis auf den Zweck und durch die Befürwortung der öffentlichen Meinung mit Leichtigkeit aus allen Kreisen der Bevölkerung aufgebracht und die Österreichische Gesellschaft vom Roten Kreuze übernahm bereitwilligst die Verwaltung dieses Institutes. Zum Direktor des Spitales wurde Hofrat Dr. Karl Illing, ein ganz ausgezeichneter Fachmann und ein mir stets sehr treuer Freund, designiert. Damit wäre meine Aufgabe mit der Gründung und Eröffnung des Spitales eigentlich beendet gewesen, wenn nicht durch die Schaffung der Aktion und des Vereines „Die Technik für die Kriegsinvaliden“ dem Spitalbetrieb selbst neue Aufgaben erwachsen wären.

Zur Darstellung der Entwicklungsgeschichte dieser Aktion benütze ich einen Vortrag, den ich im Jahre 1915 im Kursaal in Karlsbad vor einem großen Publikum gehalten habe. Schon im November 1914 hat man in einer Anzahl von Spitälern Amputierte gehabt, die im Felde ein Bein verloren oder im Etappengebiet oder in den Spitälern amputiert werden mußten. Als mir der erste Invalide solcher Art in dem von mir errichteten Spital vorgeführt wurde, stellte der chirurgische Chefarzt an mich die Frage: „Also was geschieht jetzt?“ Diese Frage konnte nicht sofort beantwortet werden, die Fürsorge für die Krüppel war bei uns noch nicht so wie in Deutschland klargelegt und organisiert. Dort hatte sie sich schon seit 82 Jahren entwickelt. Ich wollte nicht, daß nach dem Vorbilde der Unfallversicherung bloß die verminderte Erwerbsfähigkeit eingeschätzt und durch eine Rente ausgeglichen werde. Das genügt keineswegs. Und wir haben auch viele Beispiele dafür, daß diese Rentenzuerkennung zu der sogenannten Rentenpsychose, einem krankhaften Zustande führt, der nur das Streben zeitigt, diesen Rentenbezug soviel als möglich zu erhöhen und solange als möglich zu genießen. Das ist aber keineswegs dasjenige, was ich anstrebte. Ich will durchaus nicht bestreiten, daß der Staat die Pflicht hat, eine im Kriege, in der

Verteidigung des Vaterlandes oder des Volkes erworbene Minderwertigkeit in der Berufsbefähigung durch eine Rente tunlichst auszugleichen. Ich bin also natürlich nicht dagegen, daß man überhaupt Renten zuerkennt. Aber ich bin ein Gegner der Auffassung, daß mit dieser Rente der Aufgabe, der Pflicht der Gesellschaft schon Genüge getan sein darf. Ich bin vielmehr der Ansicht, daß die Gesamtheit die Pflicht hat, jeden Kriegsverletzten wieder in die frühere Arbeitsfähigkeit zurückzusetzen oder ihm, wenn dies unerreichbar erscheint, die Wege zu einem neuen Berufe zu eröffnen. Eine Vorbedingung für dieses Prinzip ist natürlich die Qualität der Ersatzglieder. Ich warf die Frage auf, ob die Herstellung künstlicher Gliedmaßen in dem bisherigen Betriebe der Orthopädie und der Handwerke in technisch befriedigender Weise und in einem dem durch den Krieg gesteigerten Bedarf entsprechenden Umfang gewährleistet sei. Die Frage mußte leider verneint werden. Ich regte daher zunächst in einer bescheidenen Zeitungsnotiz anfangs November 1914 eine Kooperation der Ärzte mit den Ingenieuren und den Gewerbetreibenden zu dem Zwecke an, um zur besten Lösung des maschinentechnischen Problems, das die Prothesen darstellen, zu gelangen. Ich hatte die Genugtuung, daß hervorragende Vertreter der medizinischen Wissenschaften, Anatomen, Chirurgen und Orthopäden, die Idee lebhaft begrüßten und ihre Mitwirkung bei einer in dieser Richtung abzielenden Aktion in Aussicht stellten. Geldspenden, die die „Neue Freie Presse“ auswies, flossen uns unaufgefordert und reichlich zu.

Um für die Idee entsprechend Propaganda zu machen, war auch eine Reihe von Vorträgen in der Urania in Aussicht genommen, deren Erträgnis dem genannten Zwecke zufließen sollte. Ich stellte das ganze Programm zusammen, in dem sich auch einige militärische Fachmänner als Vortragende befanden, nachdem ich zuvor die Zustimmung des damals „Gewaltigen“, des Chefs des Kriegsüberwachungsamtes F. M. L. Schleyer, eingeholt hatte. Die Vorträge wurden angekündigt, die Programme gedruckt, aber wer beschreibt unser Erstaunen, als ich am Tage des ersten Vortrages die Nachricht erhielt, der Chef der Militärkanzlei des Kaisers, Baron Bolfras, habe es verboten, daß militärische Funktionäre sich an den Vorträgen beteiligen. Ein Versuch, ihn umzustimmen war vergeblich. Die Absage kam so plötzlich, daß ich selbst für einen derartigen angekündigten Vortrag einspringen mußte. Was Baron Bolfras zu dem Verbote veranlaßte, blieb uns Allen unergründlich.

Um der Angelegenheit eine geordnete Verwaltung zu sichern, begründete ich mit meinen Freunden den Verein „Die Technik für die Kriegsinvaliden“, der am 21. Februar 1915 seine konstituierende Versammlung im Niederösterreichischen Gewerbeverein in Anwesenheit des Erzherzogs Carl Stephan, des späteren Protektors des Vereines, abhielt. Das auf Grund der Statuten gebildete Kuratorium bestand unter meinem Präsidium aus den Universitätsprofessoren Eiselsberg, Förderl, Hochenegg, Ranzi, Spitzky, aus Dr. Aberle, Dr. Mann, aus den

Ingenieuren Artur von Boschan, Ehrenfest-Egger, Pazzani und Walla. Außerdem gehörten dem Kuratorium an: die Industriellen und Gewerbetreibenden Ganser, Leiter, Scheichenberger und Arthur und Friedrich Schmidl. Neben diesen Fachleuten betätigte sich eine Reihe behördlicher Funktionäre. Dem Kuratorium stand ein „Fachkonsulentenkollegium“ zur Seite, dem unter anderen angehörten: der Orthopäde Professor Lorenz, der Fabrikant und nachmalige, seither verstorbene Nationalrat Reiner, die Professoren Dimmer und Knoller, der Anatom Professor Tandler, die Professoren der Zahnheilkunde Weiser und Wunschheim, die Ingenieure Spängler und Zoller, der Patentanwalt Ingenieur Neutra, der die Patentangelegenheiten uneigennützig besorgte und der Rechtsanwalt Dr. Eugen von Boschan, der ebenso uneigennützig den Verein in allen juristischen Aufgaben mit Eifer vertrat. Das Kuratorium beschloß „Mitteilungen“ herauszugeben, in denen die literarisch verwertbaren Arbeiten des Vereines veröffentlicht werden sollten. Die überaus rasche und erfreuliche Entwicklung des Vereines wird am besten durch den Bericht über die Vollversammlung illustriert, die am 16. April 1917, in Anwesenheit der Kaiserin Zita und des Erzherzogs Carl Stephan und einer großen Anzahl von Gästen aus dem In- und Auslande stattgefunden hat. Mit dieser Versammlung, deren meritorische Verhandlungen mehrere Tage in Anspruch nahmen, war eine Sonderausstellung von Leistungen der vom Vereine errichteten „Lehr- und Versuchswerkstätte für Prothesen“ verbunden. Ich darf wohl behaupten, daß das Zusammenwirken unserer berühmtesten Chirurgen und Orthopäden mit Ingenieuren, die für die neue Aufgabe gewonnen wurden, nicht minder mit jenen Industriellen und Gewerbetreibenden, die, wohl in geringer Zahl, aber durch großen Ruf beglaubigt, an den Arbeiten mit Eifer teilnahmen, einen ausgezeichneten Erfolg zeitigte.

Die zuerst im Spital in der Mollardgasse untergebrachte Werkstätte wurde in der Folge in einem dem Vereine zur Gänze gewidmeten Hause in der Borschkegasse Nr. 10 bleibend eingerichtet. Mein Freund Bernhard Wetzler, ein großzügiger, für neue Ideen leicht zu gewinnender Mann, kaufte das früher der Lupusheilstätte gehörige Haus mit einem angrenzenden Grundstück für eine eventuelle spätere bauliche Ausgestaltung und überließ es dem Vereine für immerwährende Zeiten, ins solange er seinen statutenmäßigen Wirkungskreis der Invalidenfürsorge erfüllen würde. Im Kuratorium war man für die Demolierung des Hauses und für einen Neubau; ich beharrte jedoch auf meiner Überzeugung, daß das bestehende Gebäude den Anforderungen vollkommen genügen werde, wenn es für die Zwecke des Institutes entsprechend adaptiert wird. Oberbaurat Helmer, der bekannte Theaterbauer und geniale Architekt, unterzog sich der ihm anvertrauten Aufgabe mit großem Geschick und schenkte uns überdies ein von ihm verfaßtes Projekt für den etwaigen späteren Zubau. Nach seinem Ableben übernahm Baurat Max Kaiser die Fürsorge für die Bauenden des Vereines. Wie ich richtig vorgesehen habe, entsprach das Haus

nach seiner baulichen Erneuerung vollkommen seinem Zwecke, es erhielt eine geräumige Werkstätte, eine Anlage und Einrichtung für Versuchszwecke, Ordinations- und Verwaltungsräume und alles was sonst nötig ist. Es waren nun technologisch genommen, zunächst folgende wichtige Aufgaben zu lösen: vor allem das geeignetste Material für die Schienen der Ober- und Unterschenkelprothesen zu erzeugen, und die Frage der Festigkeitsgrenze und der Dehnung des Stahls, der sich doch als der beste Rohstoff bewährte, zu beantworten. Nach langwierigen Erprobungen in der Materialprüfungsanstalt des Technologischen Gewerbemuseums wurden die besten Verhältnisse für die Eigenschaften des Materials festgestellt und mit Hilfe des Generaldirektors Pazzani in der Poldihütte in Kladno der erforderliche Edelstahl erzeugt. Weiters handelte es sich darum, das Profil und die Länge der Schienen, des Hauptbestandteiles der Traggerüste, theoretisch und praktisch richtig zu ermitteln und aus dem gewonnenen Material in normalisierten Größen herzustellen. Die Lieferungen an unsere Werkstätte und für andere Orthopädiemechaniker wurden in unserer Versuchswerkstätte kontrolliert und zu den Gesteungskosten abgegeben, und zwar für jeden Konsumenten, der sich meldete. — Ganz besondere Aufgaben erwuchsen uns sodann bei der Konstruktion der Gelenke. Ich hatte das Vergnügen, die Vorlesungen des Professors Tandler über die Gelenke am menschlichen Bein zu hören. Wir glaubten an die herkömmliche Bauart der Prothesengelenke nicht gebunden zu sein und uns den bei Bewegungsmechanismen üblichen Einrichtungen so weit als möglich nähern zu dürfen. In ebenso hohem Grade schwierig war die Ermittlung der Konstruktionen für die funktionellen Armprothesen und Hände. Die Ingenieure Boschan, Ehrenfest-Egger und Machan bewährten sich bei diesen Aufgaben durch ihre Kenntnisse und Erfahrungen. Wir konnten auch daran gehen, für unsere Werkstätte einen Ingenieur als Leiter anzustellen. Ing. Silvestri versah diese Stelle mit einem technischen Gehilfen durch eine Reihe von Jahren. Die ärztliche Kontrolle der Werkstättenarbeiten wurde in selbstloser Weise von Dr. Robert Grünbaum besorgt. Von besonderer Wichtigkeit war die Gewinnung hervorragend qualifizierter Arbeiter, denn für die Aufgaben dieser Werkstätte sind die besten, wenn auch teuersten Arbeiter gerade gut genug. Die Kuratoriumsmitglieder Scheichenberger und Schmid gingen uns dabei als Ratgeber an die Hand und wir gewannen schon im Jahre 1915 zwei Meister in ihrem Fache, den Bandagisten Josef Wurmbrand und den Orthopädiemechaniker Friedrich Swoboda, die auch als Lehrer bei den Kursen, die wir zur Weiterbildung von Arbeitern dieser Branchen veranstalteten, mitwirkten und die heute noch die ersten Arbeiter in der Anstaltswerkstätte sind. Diese Kurse wurden nach einem systematischen Lehrplan für bereits im Berufe stehende Arbeiter eingerichtet und aus allen Königreichen und Ländern der Monarchie, aber selbst aus Bulgarien und aus der Türkei kamen zahlreiche Schüler. Wir beschränkten uns nicht auf die Fuß- und Armprothesen, sondern gingen auch andere Arbeitsgebiete an,

wofür wir prominente Augenärzte, Zahnärzte, Moulagenerzeuger gewannen. Den Verkehr mit Deutschland und Ungarn leiteten wir durch die Ernennung von Kuratoriumsmitgliedern und Fachkonsulenten aus Deutschland und Ungarn ein, und zwar in so ausgiebiger Weise, daß fast alle einen berühmten Namen tragenden Chirurgen und Orthopäden sich bald unseren Arbeiten anschlossen. Ich nenne aus der Reihe dieser Kapazitäten, mit denen ich in vielfachen Verkehr gelangte: Hofrat Dr. Julius Dollinger-Budapest, Professor Dr. Biesalski-Berlin/Zehlendorf, Hofrat Dr. Emanuel von Groß-Budapest, Präsident Professor Dr. Ing. Konrad Hartmann-Charlottenburg, Professor Dr. Hoefftmann-Königsberg, Generalstabsarzt Professor Dr. Lange-München, Professor Dr. Ludloff-Frankfurt am Main, Professor Dr. Sauerbruch, damals in Zürich, Sanitätsrat Dr. Schanz-Dresden, Professor Dr. Wullstein-Bochum. Entscheidend für den Sieg meiner Idee war der Beitritt des Technologen und Professors der Werkzeugmaschinenkunde Schlesinger-Charlottenburg, der gemeinschaftlich mit Biesalski und Gocht eine Vereinsbildung nach dem Muster unseres Vereines in Berlin-Charlottenburg ins Werk setzte, dem auch Mitglieder unseres Kuratoriums als ständige Mitarbeiter beigezogen wurden, während andererseits eine Vertretung des Berliner Vereines unserem Kuratorium angehörte. Dem Beispiele Berlins folgten noch vier andere deutsche Städte mit ähnlichen Gründungen. In Österreich entstanden in Prag, Reichenberg und Karlsbad derartige Institutionen.

Dieses sich rasch ausbreitende Unternehmen einer technisch-medizinischen Hilfe für die Kriegsverletzten erregte nicht nur die Aufmerksamkeit des Internationalen Komitees vom Roten Kreuze in Genf, sondern durch die Vermittlung dieser vom Völkerstreite unabhängigen Institution fanden unsere Einrichtungen und unsere Erzeugnisse bald nach dem Kriege auch in Frankreich Eingang. Es durfte mich mit Genugtuung erfüllen, daß im Jahre 1921 in Paris ein Institut ähnlicher Art nach dem Vorbilde des österreichischen errichtet worden ist: das „Institut technique et scientifique de Prothèse et d'appareillage“; es ist seither von Paris nach Brüssel verlegt und dort ist ihm eine permanente Studienkommission beigegeben worden. Wir waren in der Lage, dieser Anstalt eine Fülle von Materialien und Unterlagen, wie insbesondere auch eine Sammlung von Modellen jener Prothesentypen, die sich nach den hier gemachten Erfahrungen am besten bewährt haben, zur Verfügung zu stellen.

Im Juni 1915 erschien das erste Heft der „Mitteilungen“ des Vereines, dem noch zehn weitere Hefte folgten. Mit dem zweiten Hefte war die Anerkennung für diese publizistische Unternehmung dadurch gewonnen, daß Ing. Ehrenfest-Egger den von Professor Eiselsberg zur Verfügung gestellten amerikanischen Carnes-Arm zum erstenmale in konstruktiv vollendeter Weise zur Darstellung brachte.

Der Wiener Verein, beziehungsweise seine Vorstandsmitglieder hatten gemeinschaftliche Beratungen mit den führenden Männern in den auswärtigen Instituten der gleichen Art und so kam es, daß ich unter

die Herausgeber des im Verlage Julius Springer in Berlin erscheinenden „Archiv für Orthopädische und Unfallchirurgie“ eingereicht wurde.

In den ersten Jahren flossen uns die notwendigen pekuniären Mittel sehr reichlich zu. Viele Persönlichkeiten aus der Wiener Gesellschaft spendeten freiwillig große Beiträge, so der Minister des Äußern Graf Berchthold, Frau Sektionsrat Salzer-Wittgenstein, die zweimal 50.000 K widmete und andere mehr. Von Jahr zu Jahr gewannen wir neue Kräfte, die sich in den Dienst der Sache stellten, so z. B. Oberstabsarzt Professor Spitzzy, Dr. Max Herz, der eine Klangschrift für Blinde erfunden hatte usw. Von besonderer Wichtigkeit war unter diesen Umständen die Anwerbung von Personen, die sich mit den Verwaltungsaufgaben befaßten. Kommerzialrat Ing. Arthur Ehrenfest-Egger, später Baurat und Oberbaurat, war der Obmann des Komitees für die Leitung der Werkstätte, in welcher er durch Oberbaurat Artur von Boschan und den Oberdirektor der Gewerblichen Fortbildungsschule Schiffer in hingebungsvoller Weise unterstützt wurde. Die Verwaltung der Vereinsangelegenheiten, ein von Tag zu Tag umfangreicher werdendes Geschäft, besorgte mit aufopferungsvollem Eifer und ehrenamtlich Frau Rosa Kryspin. In der Zeit der Vorbereitung des großen Kongresses für Kriegsbeschädigtenfürsorge in Wien waren diese Agenden dermaßen gewachsen, daß sie nicht mehr nebenher besorgt werden konnten. Es war darum eine glückliche Fügung, daß ich nunmehr Dr. Ernst Weißenstein hierfür berufen konnte, der sich bereit erklärte, die ehrenamtliche administrative Leitung der Agenden des Vereines und seiner Werkstätten zu übernehmen. Dr. Weißenstein war mir von seiner vielseitigen Tätigkeit als Sekretär des Gewerbevereines, wo er durch seine ungewöhnliche Begabung Vorzügliches leistete, genau bekannt. Er verstand es unser Unternehmen schon bei diesem Kongreß glänzend in Szene zu setzen.

In der darauf folgenden schwierigen Nachkriegszeit, da die Quellen der materiellen Hilfe für den Verein allmählich zu versiegen drohten, war er bemüht, durch die Leistungen der Werkstätte deren Selbsterhaltung zu ermöglichen und sie den Kriegsinvaliden fortdauernd dienstbar zu machen, sowie auch in dem erforderlichen Umfang neue Geldquellen zu erschließen. Fünf Jahre nach Kriegsende hatten wir jedoch den im Hinblick auf die damaligen schwierigen Verhältnisse begreiflichen Wunsch, die Einrichtungen des Vereines durch Übergabe an andere tragfähigere Schultern als es die eines privaten Vereines sein können für alle Zukunft sicherzustellen. In dieser Erwägung ist das Kuratorium zu dem Entschlusse gelangt, an die Gemeindeverwaltung der Bundeshauptstadt Wien mit dem Antrage heranzutreten, die Institutionen des Vereins zu übernehmen, um dieselben als Wohlfahrtsinstitut der Gemeinde Wien fortzuführen und zu entwickeln. Der amtsführende Stadtrat und Referent für das Wohlfahrtswesen der Gemeinde Wien, Professor Dr. Tandler, der seit der Vereinsgründung als unermüdlicher Beirat mir und meinen Freunden zur Seite stand und daher mit der Idee und der Wirksamkeit des Vereines wohlvertraut war,

hat diese Anregung sogleich mit großer Sympathie aufgenommen und seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, das Institut in den Kranz der Fürsorgeeinrichtungen der Gemeinde Wien aufzunehmen. Professor Tandler mußte namens der Gemeinde Wien zwei Bedingungen für die Übernahme stellen, das Verbleiben des bisherigen Leiters Dr. Weißenstein in seinen Funktionen im Dienste der Gemeinde und die Überweisung der Realität in der Borschkegasse an die Gemeinde Wien unter der Aufrechterhaltung des Verwendungszweckes. Daraufhin hat der Gemeinderat in seiner Sitzung vom 30. November 1923 nachfolgenden Beschluß gefaßt: „Die Gemeinde Wien übernimmt auf Grund des vom Vereine „Die Technik für die Kriegsinvaliden“ in der Generalversammlung vom 17. Oktober 1923 gefaßten Beschlusses die von diesem Vereine geschaffenen und in dem Hause IX., Borschkegasse 10 (von Bernhard Wetzler, beziehungsweise seiner Tochter Mathilde Fleischmann für Zwecke der Krüppelfürsorge gewidmet) betriebenen Einrichtungen, Ambulatorium für Prothesenbedürftige, Werkstätte für Prothesen, orthopädische Apparate und Bandagen, und Prüfstelle für Prothesen und Apparate mit dem gesamten beweglichen Vermögen des Vereines nebst allen Rechten und Pflichten und führt diese Einrichtungen als ‚Institut für Krüppelfürsorge der Stadt Wien‘ weiter.“

Mit diesen Beschlüssen ist ein Werk, dessen Plan vor beinahe einem Jahrzehnt aus der Kriegsnot entsprungen war, als Friedenseinrichtung dauerndem Bestande zugeführt worden.

Friedensfreunde

Da ich während des Krieges aus beruflichen Gründen wiederholt Fahrten nach Deutschland unternehmen mußte, hatte ich mir vom Chef des Kriegsüberwachungsamtes F. M. L. Schleyer eine Empfehlung an die Grenzbehörden in Bodenbach verschafft, damit ich dort eine rasche Abfertigung erfahre. Zu meinem Erstaunen mußte ich es aber erleben, daß ich trotz dieser Empfehlung mindestens ebenso schlecht, wenn nicht schlechter als die übrigen Reisenden behandelt wurde. Ich konnte mir das nicht erklären, bis ich endlich erfuhr, daß ich bei den Grenzbehörden auf einer schwarzen Liste stehe. Ich war nämlich Mitglied der kleinen Gruppe der parlamentarischen Friedensfreunde, der übrigens auch Plener angehörte. Wir traten im Kriege in keiner Weise hervor, wir hatten aber einmal vor dem Kriege einen Friedenskongreß abgehalten und deshalb waren wir mit einem leisen Verdacht belastet.

Ähnliches erzählte mir übrigens auch Baronin Suttner. Die Gesellschaft der Friedensfreunde, an deren Spitze sie stand, hatte schon vor dem Kriege einen Ministerial-Rechnungsrat namens Schuster als Sekretär bestellt. Dieser Rechnungsrat wurde eines Tages zu seinem Chef gerufen, der ihm eröffnete, daß er diese Stelle niederlegen müsse. Der Rechnungsrat erwiderte, er sehe das nicht ein, denn es gebe ja in anderen Staaten auch solche Gesellschaften. „Ja“, sagte ihm der Chef, „man kann ein Friedensfreund sein vor dem Kriege, man kann ein Friedens-

freund sein nach dem Kriege, aber während des Krieges darf man kein Friedensfreund sein.“ Und der Rechnungsrat mußte parieren!

Kaiser Ferdinands-Nordbahn

Ich bin durch meine Geburt am Gänserndorfer Bahnhofe für mein ganzes Leben der Kaiser Ferdinands-Nordbahn anheimgefallen. Solange mein Vater im Dienste der Nordbahn stand, war der Zusammenhang zwischen ihr und mir ein sehr einfacher, wenn auch nicht sehr erfreulicher, da nach meiner Überzeugung die von meinem Vater verlangten Dienstleistungen weit davon entfernt waren, die außerordentlichen Fähigkeiten und Kenntnisse dieses Mannes und seine allgemeine Bildung auszunützen und entsprechend zu entlohnen. Aber auch nach seiner Pensionierung in den ersten Fünfzigerjahren des vorigen Jahrhunderts erlosch mein Interesse an dem Institute keineswegs, es wurde neuerdings angefacht, als ich zwei Jahre hindurch Schüler des o. ö. Professors, Regierungsrat Josef Ritter von Stummer-Traunfels war und durch ihn mit den verschiedenen Disziplinen des Bauwesens vertraut gemacht wurde. Sein Vortrag war plastisch; man merkte ihm den vielerfahrenen Praktiker an. Auch als Mensch war er überaus sympathisch und ich war stolz darauf, durch seinen Sohn, der auch Technik studierte, in den Familienkreis aufgenommen zu werden. Ich tanzte auf den Hausbällen der Stummers, die einen nicht geringen Ruf in der Residenz besaßen. Ich war auch Mitarrangeur beim Kotillon dieser Bälle, der in der damaligen Zeit den Höhepunkt der Unterhaltung darstellte. Warum ich all' das an dieser Stelle erzähle? Weil Regierungsrat Stummer Präsident des Verwaltungsrates der Kaiser Ferdinands-Nordbahn war, welche Stellung ihm fast noch mehr Ansehen brachte als seine Professur. Ich erinnere mich, daß Professor Stummer eine farbig illustrierte graphische Darstellung der Entwicklung der Nordbahn ersann und zum großen Teile selbst entwarf, die in vorzüglicher Ausführung den Aufbau aller Verwaltungszweige versinnbildlichte. Im Parlament und im Ingenieurverein machte ich die Bekanntschaft des Abgeordneten Alfred Lenz, der bei der Nordbahn eine große Rolle spielte und der sich für meine Herkunft interessierte. Meine an anderer Stelle geschilderte parlamentarische Tätigkeit in Beziehung auf die Verwaltung der Staatseisenbahnen, mein Antrag auf Errichtung eines Verkehrs- oder Eisenbahnministeriums usw. lenkten wiederholt seine Aufmerksamkeit auf mich. Ich machte auch gelegentlich der Errichtung des Technologischen Gewerbemuseums und des Museums für die Geschichte der österreichischen Arbeit die Bekanntschaft des Generaldirektors der Nordbahn Wilhelm Freiherrn von Eichler-Eichhorn und des Generaldirektors Jeitteles. Ich weiß nicht mehr genau, wie es zugeing, aber ich wurde bei einer Appertur, und zwar bei der Generalversammlung der Kaiser Ferdinands-Nordbahn am 31. Mai 1902 in den Verwaltungsrat gewählt. Die damaligen Machthaber der Nordbahn und der an erster Stelle stehende Präsident Alexander Markgraf von Pallavicini nahmen mich überaus liebens-

würdig auf, so daß ich mich sofort in diesem Kreise von ausgezeichneten Männern sehr wohl fühlte. Zu besonderen Leistungen war für mich bei den Verwaltungsratsitzungen wenig Gelegenheit gegeben; Jeitteles beherrschte in großartiger Weise das gesamte Feld seiner Tätigkeit und verfügte überdies über eine Reihe von vorzüglichen Abteilungsvorständen. Daß Jeitteles ein Autokrat war, kann sein bester Freund nicht bestreiten, eine erleuchtete Autokratie hat aber bei einem Verkehrsunternehmen ihren besonderen Wert und es kann nicht überraschen, daß die Kaiser Ferdinands-Nordbahn in vieler Beziehung zu den bestverwalteten Privatbahnen in Österreich gehörte. Dieses Urteil wird dadurch nicht beeinträchtigt, wenn ich sage, daß Jeitteles auch seine Schrullen hatte und sich z. B. für den dreiachsigen Personenwaggon mit unerschütterlicher Überzeugung einsetzte, auch noch zu einer Zeit, wo bereits die langen vierachsigen Personenwaggons, bei denen je zwei Achsen zu einem Drehgestelle vereinigt waren, allgemein Eingang gefunden hatten. Eine interessante Periode entstand, als die Verstaatlichung der Nordbahn von den Anhängern des Systems der Staatseisenbahnverwaltung in den Vordergrund der öffentlichen Diskussion trat. Es begann eine Schwärmerei für die Erwerbung der Privatbahnen durch den Staat und diese besiegte ziemlich rasch die Zurückhaltung der nur fachlich denkenden Männer. Angesehene Parlamentarier trugen der Bewegung Rechnung und selbst der Führer der Linken Dr. Herbst stellte im Abgeordnetenhaus einen Antrag, durch den die prinzipielle Erwägung der Verstaatlichung der Nordbahn auf die Tagesordnung gesetzt wurde. Lange bevor es zu den tatsächlichen Verhandlungen zwischen der Regierung und der Nordbahn kam, hatte Jeitteles sehr weitgehende Anträge betreffend die Vermehrung des Wagenparks und der Lokomotiven, und die Verbesserung des Oberbaues gestellt, die jedoch vom Eisenbahnministerium nicht genehmigt wurden, das sein Aufsichtsrecht über alle Privatbahnen ausübte. Es berührte uns deshalb sehr sonderbar, als der Eisenbahnminister Dr. von Derschatta gelegentlich der Beratungen über die Verstaatlichung der Nordbahn diese mit Vorwürfen überhäufte, die sich gerade auf die unzulängliche Ausrüstung der Bahn bezogen. Er wurde auch veranlaßt, diese Rekrimationen bei einer späteren Gelegenheit, wenn auch nicht zur Gänze zurückzunehmen, so doch wesentlich abzuschwächen. Die Verstaatlichung kam zustande, und zwar durch ein Rentenübereinkommen, während die Montanbahn und die Bergwerke im Mährisch-Ostrauer Reviere der Gesellschaft verblieben. Damit war die Herrlichkeit der Nordbahn und ihres Verwaltungsrates erheblich beeinträchtigt. Jeitteles schied aus der Verwaltung und in einem späteren Zeitpunkte infolge eines persönlichen Konfliktes zwischen dem Großaktionär Albert Freiherrn von Rothschild und unserem Präsidenten Markgrafen Palla vicini auch dieser. Der Nachfolger des Hofrates Jeitteles, Direktor Rauscher, konnte gleichfalls nicht gehalten werden und so trat die erste wichtige Aufgabe an jenen Verwaltungsrat, der hauptsächlich nur noch ein Bergwerksunternehmen zu leiten hatte, heran, einen montanistischen Fachmann als Direktor unserer Gesellschaft zu gewinnen.

Ich war damals in der Lage, durch zufällige Beziehungen auf diese Besetzungsangelegenheit Einfluß zu nehmen, und der später offiziell in Betracht gezogene Anwärter Hugo Herrmann, Direktor der Gewerkschaft Maria Anna in Marienberg bei Mährisch-Ostrau, sodann Generaldirektor der Oberschlesischen Kokswerke und chemischen Fabriken in Berlin, wurde im Jahre 1911 zum Generaldirektor unseres Unternehmens ernannt. Herrmann wurde nach kurzem Krankenlager vom Tode erlitt. Der jetzige Generaldirektor, Bergrat Ing. Dr. Franz Pospišil, trat nach glänzend absolvierten berg- und hüttenmännischen Studien an den Hochschulen in Leoben und Příbram im Jahre 1887 in die Dienste der Nordbahn, in denen er eine regelmäßige, aber durch seine vorzügliche Begabung und Verwendung beschleunigte Karriere machte. Von 1907 bis 1909 war er Bergdirektor der Larisch-Mönnichschen Gruben in Karwin, kehrte aber dann zur Nordbahn als Zentralinspektor zurück und wurde 1921 Generaldirektor und 1923 Mitglied des Verwaltungsrates. Ich habe nur wenige leitende Direktoren in Aktiengesellschaften kennen gelernt, die bei den Beratungen durch die Sicherheit ihres Auftretens einen so entscheidenden Einfluß auf die Entschliebungen des Verwaltungsrates auszuüben vermögen wie Dr. Pospišil. Ein Mann dieser Art ist auch der Zentralkdirektor der Perlmooser Zementfabriks A. G., Baurat Ing. Theodor Pierus. Ich bringe meinem Kollegen Pospišil und seiner Familie die größte Wertschätzung entgegen; er ist auch in der Wahl seiner Mitarbeiter sehr glücklich und seine Stellung kommt dem Unternehmen sehr zustatten. Er bewährte sich besonders bei der Verwandlung der österreichischen Aktiengesellschaft in ein tschechoslovakisches Unternehmen, bei welcher schwierigen Transaktion er und sein Stellvertreter Dr. Eisner dem Unternehmen vorzügliche Dienste leistete. An der Spitze des Verwaltungsrates steht seit einer langen Reihe von Jahren der unermüdllich freundliche Graf Franz Hardegg, der die Beratungen liebenswürdig leitet, an denen ich mich selbstverständlich nur dann beteilige, wenn technische Fragen behandelt werden. Die höchste Befriedigung verschaffte mir die Besichtigung der Versuchsanstalt für Elektrotechnik auf dem Nordbahn-Bergwerk, die ein Kennzeichen dafür ist, daß in unseren Ostrauer Werken der moderne technische Geist waltet. Vor vielen Jahren war ich auch als Gast in Witkowitz und noch viel früher auf den erzherzoglich Albrechtschen Werken auf der Kammer Teschen in der Lage, die dortigen Werke zu studieren und kennen zu lernen. Von meiner Geburt bis zum heutigen Tage habe ich an meiner schicksalhaften Zugehörigkeit zur Ferdinands-Nordbahn treu festgehalten.

Anglobank

Meine parlamentarische Laufbahn, meine Betätigung in verschiedenen Körperschaften und Vereinen, nicht zuletzt meine organisatorische Arbeit auf technischen und wirtschaftlichen Gebieten erklärt es wohl leicht, daß Unternehmungen der verschiedensten Art an mich heran-

traten, um mich für ihre Verwaltung zu gewinnen oder gerne bereit waren, wenn ich selbst den Wunsch hatte, ihrer Verwaltung anzugehören, einen solchen Wunsch zu erfüllen.

Die Anglo-Bank in Wien war eines der angesehensten Geldinstitute in Österreich. Sie hatte einen raschen Aufstieg genommen und erreichte eine besonders hohe Geltung unter ihrem Präsidenten Morawitz, der, abgesehen von seiner finanzpolitischen Begabung, eine große allgemeine Bildung und eine vorzügliche Rednergabe besaß. Der Generalrat der Bank, Bernhard Wetzler, mit dem ich wie schon früher erwähnt, vielfache freundschaftliche Berührungen hatte, betrieb bei Morawitz meine Berufung in die Bank unter dem besonderen Hinweis darauf, daß ich der Bank, die eine große Anzahl von industriellen Unternehmungen in ihrem Konzern hatte (Automobilindustrien, Maschinenfabriken, chemische Industrien, so auch die von Wetzler selbst begründeten Fabriksunternehmungen) als Generalrat nützlich werden könnte, ohne, wie das sonst üblich war, als technischer Experte einvernommen zu werden. Morawitz ging auf den Gedanken ein und meine Wahl in den Generalrat erfolgte Ende 1911. Ich konnte nur kurz eine Art Lehrzeit unter Morawitz genießen, denn er wurde bald durch einen plötzlichen Tod hinweggerafft. Sein Nachfolger als Präsident der Bank wurde der dem Generalrat seit 1906 angehörige Professor Dr. Julius Landesberger. Es entwickelte sich rasch ein freundschaftliches Verhältnis zwischen uns, da er ein Mann von ganz hervorragenden Qualitäten war und sich für das öffentliche Leben außerordentlich interessierte. Meine parlamentarische Tätigkeit im Herrenhaus beobachtete er mit kritischem Auge, hegte er doch selbst den innigen Wunsch, in diese Körperschaft berufen zu werden, die bisher nur eine geringe Zahl von Finanzpolitikern zu ihren Mitgliedern zählte. Landesberger wurde im April 1916 in den österreichischen Adelsstand erhoben. Ich verkehrte auch in der Familie Landesberger; seine Gattin, eine vorzügliche Sängerin, veranstaltete zu Gunsten meiner Kriegsinvalidenaktion im Jahre 1915 ein erträgnisreiches Konzert. Landesberger selbst war seiner Stellung allmählich überdrüssig geworden, doch hielt ich es für eine Gewissenssache, ihm gemeinsam mit Dr. Wilhelm Rosenberg den Rücktritt von der Bankleitung auszureden. Ich konnte natürlich nicht ahnen, daß es um seine physische Widerstandsfähigkeit schlecht bestellt sei. Die aufregenden Reisen und Verhandlungen, der plötzliche Tod seiner geliebten Tochter Lily, die sich auf ihrer Hochzeitsreise die Todeskrankheit holte, all dies wirkte zerstörend auf den armen Mann, der am 21. Juni 1920, als er im Finanzministerium über seinen Aufenthalt in Paris berichtete, vom Herzschlag getroffen wurde. Damit fand ein von Begeisterung erfülltes Berufsleben ein jähes und tragisches Ende. Am Grabe sprachen Plener, Hammerschlag und Hugo Bauer, der Vertreter der Beamenschaft. Im Generalrate oblag es mir, die Gedächtnisrede zu halten, was eine der schmerzlichsten Pflichterfüllungen meines Lebens bedeutete. Der Nachfolger Landesbergers wurde Bernhard Wetzler. Nach seinem Tode vermehrten sich die für die Bank unheilvollen Verän-

derungen in ihrer Leitung, die zu dem Zusammenbruch der Anglo-Austrian-Bank führten.

Ein bleibender Gewinn aus jener Zeit sind mir die freundschaftlichen Beziehungen, die ich aus der verblichenen Bank in das gesellschaftliche Leben herübergenommen habe, und zwar zur Witwe Landesbergers, der jetzigen Frau Oberbaurat Nemetschke und ihren Kindern, sowie zu dem Ehepaar Grab-Hermanwörth und zum ehemaligen Direktor Hugo Schwarz und seiner Gattin und dem Baron Sigismund Springer, durch den ich die herrliche Schöpfung seiner Gemahlin, das unvergleichliche Schloß Sitzenberg, kennen lernte.

Internationale Unfall- und Schadenversicherungs- Gesellschaft

Weit angemessener für mich war und ist mein Zusammenhang mit der Internationalen Unfall- und Schadenversicherungs-Gesellschaft in Wien, die von der Riunione Adriatica di Sicurtà in Triest gegründet und am 1. Mai 1890 in Betrieb gesetzt wurde. Zum Präsidenten war bei Beginn des Unternehmens mein Freund Karl Ritter von Zimmermann-Göllheim gewählt worden, während ich unabhängig von ihm eingeladen wurde, als Vizepräsident in den Verwaltungsrat einzutreten. Ich verdanke diese Berufung wohl meiner Tätigkeit im Abgeordnetenhaus, wo ich sowohl bei den Beratungen des Unfallversicherungs-, als auch des Krankenversicherungsgesetzes mitwirkte und bei Beratung der Unfallversicherung eine gegenüber dem Regierungsprogramm oppositionelle Haltung einnahm, indem ich im Gegensatz zum Kapitaldeckungsverfahren das in Deutschland eingeführte Umlageverfahren vertrat, die mich aber in der Industrie und beim Versicherungswesen gerade sehr populär machte. Auf Grund des Unfallversicherungsgesetzes wurde ein Schiedsgericht für Streitfälle in der Rentenbemessung errichtet, dem ich von seiner ersten Session angefangen eine Reihe von Jahren als technischer Beisitzer angehörte, eine sehr interessante, aber so sehr zeitraubende Mission, daß ich doch um Enthebung von diesem Ehrenamte ansuchen mußte. Ich blieb Vizepräsident auch nach dem Ausscheiden Zimmermann-Göllheims unter dem neuen Präsidenten Heinrich Neumann bis zu seinem Ableben im Jahre 1894, worauf ich sein Nachfolger als Präsident wurde. Neben Neumann wirkte schon von 1890 angefangen ein hervorragender Funktionär der Riunione Adolf von Frigyessy. Von diesen beiden Männern lernte ich sehr viel, da das Versicherungswesen als ein auf Erwerb berechnetes Unternehmen sich selbstverständlich vom Staatssozialismus gründlich unterscheidet. Frigyessy war ja der maßgebende, erfahrene und kenntnisreiche Vertreter der Muttergesellschaft und wenn mich auch manchesmal Meinungsverschiedenheiten von ihm trennten, so war unsere gemeinschaftliche Arbeit doch für alle Teile befriedigend. Auch der Direktor der Anstalt Karl Berger verdiente bis zu seiner Erkrankung Beachtung, so wie der von uns nach Paris delegierte Dül-

berg, der dort die Tochtergesellschaft „La Protectrice“ einrichtete. Nach dem Hinscheiden Adolf von Frigyessys im Jahre 1917 trat sein Sohn Dr. Arnold von Frigyessy als Vizepräsident des Verwaltungsrates in die führende Rolle seines Vaters ein; er ist der Exponent der Riunione und versieht diese Aufgabe in der glänzendsten Weise. Auch der Nachfolger Bergers, Generaldirektor Dr. Max Reismann, muß von mir in besonderer Anerkennung genannt werden. Ich bin auch heute noch Präsident der Internationalen Unfall- und Schadenversicherungs-Gesellschaft, die neben der älteren Österreichischen Unfallversicherungs-Gesellschaft eine sehr angesehene Stellung einnimmt und, gestützt durch die Riunione, ihrem Namen Ehre macht, sowohl im Norden Europas als auch in Italien, Frankreich und anderen Ländern.

Verschiedene technisch-wirtschaftliche Vereinigungen

Meine bescheidenen Leistungen im Versicherungswesen trugen mir auch die Stelle eines Ehrenpräsidenten des österreichisch-ungarischen Verbandes aller Versicherungsanstalten ein.

Einige, dem Umfange nach unscheinbare, in ihrer Wirksamkeit und in ihren Erfolgen aber doch nicht unwichtige Vereine und Gesellschaften zogen mich wegen ihrer fachlichen Aufgaben und der Ausnützung derselben für meine Berufsangelegenheiten an.

Der Ingenieur Otto Freiherr von Czedit, der Professor am Technologischen Gewerbemuseum Dr. Adolf Fränkel, Baurat E. Köchlin und Dr. Franz Krükl proponierten im Jahre 1903 die Gründung eines österreichischen Azetylenvereines. Die Antragsteller selbst waren bedeutend genug, um den Verein vorwärts zu bringen. Es gelang ihnen aber überdies, den Vater Otto Czediks, Alois Freiherrn von Czedit, als Vereinspräsidenten zu gewinnen. Er fühlte sich jedoch als Nichttechniker in dieser Sache etwas unbehaglich, hatte viele andere, namentlich parlamentarische Aufgaben und zog es daher vor, mir das Präsidium anzubieten. Ich konnte ihm die Erfüllung seines Wunsches nicht versagen, da ich ihm seit alten Zeiten vielfach verpflichtet war und so nahm ich denn dieses Amt an, schon in der Voraussicht, daß ich durch bekannte Fachleute auf dem Gebiete, wie Generaldirektor Dr. Koller und die Vereinsproponenten selbst unterstützt sein werde. Ich bereute es nicht, dieses Ehrenamt übernommen zu haben, denn es gelang mir mit Fränkel im Jahre 1906 eine Prüfungsstelle für Karbid und Azetylen am Technologischen Gewerbemuseum zu errichten, die auch nach verschiedenen Versuchen der staatlichen Verwaltung, sich die einschlägigen Angelegenheiten völlig anzueignen, aufrecht blieb und bis heute noch in Fränkel einen autoritativen Verteidiger besitzt. Die Einführung der autogenen Schweißung im Gewerbebeförderungsamte konnte ich leicht herbeiführen, da ich dabei die Unterstützung Krükls genoß, der ein erstrangiger Vertreter dieser technischen Errungenschaft und des Handelsverkehrs mit Azetylen-Dissous war. Es ist schon ziemlich in Vergessenheit geraten — ich möchte es deshalb ausdrücklich in Erinnerung bringen — daß die

autogene Schweißung oder Gasschweißung durch den Gewerbeförderungsdienst während meiner Amtswirksamkeit den Weg in die österreichische Industrie gefunden hat. Die sogenannten Azetylenverordnungen vom Jahre 1905 und 1912 wurden unter maßgebender Mitwirkung des Vereines herausgebracht. Der damalige Oberbaurat des Gewerbeförderungsamtes, Ingenieur Otto Kunze, verfaßte Erläuterungen zu diesen Verordnungen. Die Aktionen dieses Vereines zur Bekämpfung der Lichtnot in den Kriegs- und Nachkriegsjahren, ferner die Mitwirkung beim Entwurfe einer neuen Verordnung betreffend Dampfkessel, Dampfgefäße, Druckbehälter und Wärmekraftmaschinen am 15. Juli 1927 erlassen, müssen als Verdienste des Vereines unter meinen Nachfolgern im Präsidium, Koller und Krükl, gebucht werden. Die letztgenannte Aktion des Vereines kommt auch der Dampfkesselgesellschaft, deren Präsidium ich noch inne habe, zugute.

Diese Tatsachen mögen als Belege dafür gewertet werden, daß ich immer eine berufliche Absicht verfolgte, wenn ich mich zur Übernahme einer solchen ehrenamtlichen Aufgabe gewinnen ließ. Dies tritt ganz besonders dadurch zutage, wenn man die Tätigkeit des Professors Dr. A. Fränkel am Technologischen Gewerbemuseum und später an der Staatsgewerbeschule in Hernals verfolgt. Professor Fränkel wurde ein hervorragender Spezialist, den man nicht entbehren kann, wenn es sich um staatliche Verwaltungsmaßnahmen bezüglich Karbid und Azetylen handelt. Es war mein Verdienst, daß ich ihn in diese Richtung brachte, seine ausgezeichneten Leistungen sind natürlich sein Werk und sein Verdienst. Er beherrscht das Fach und die Fachliteratur wie kein zweiter. Der Verein hat so feste Wurzeln geschlagen, daß er ungeschwächt weiterwirkt, obwohl sein erster Anreger Otto Czedik längst durch sein Hinscheiden dem Verein entrissen wurde...

Eine für die alten österreichischen Industrien und für den Handelsverkehr außerordentlich wichtige Errungenschaft besteht in der durch die Fortschritte in der Chemie und Physik gewonnenen Möglichkeit der Anwendung niedriger Temperaturen zu den verschiedensten Zwecken. In der ersten Hälfte des Jahres 1907 wurde von Paris aus — so wie die technische Verwendung des Alkohols einige Jahre früher — die Anregung gegeben, die vielfachen technischen und wissenschaftlichen Interessen, die mit der Kälteindustrie zusammenhängen, auf einem internationalen Kongresse zu behandeln. Der französische Handels- und Kolonialminister André Lebon verlangte von der Deputiertenkammer im Jahre 1907 eine Subvention für diesen Kongreß. Die Kammer bewilligte 40.000 frcs, die französische Regierung lud die Staaten zur Teilnahme ein, das Ehrenpräsidium des österreichischen Komitees übernahm Minister Freiherr von Bienerth, Sektionschef Viktor Freiherr von Hein und ich wurden zu Vizepräsidenten des vorbereitenden Komitees gewählt. Die Geschäftsführung übernahm als erster Sekretär Schulrat Professor Alois Schwarz und als Schatzmeister fungierte Albert Saborski. Der so von uns vorbereitete Pariser Kongreß des Jahres 1908 führte zu einem aufsehenerregenden Erfolge Österreichs. Bald darauf, im Jahre 1910, wurde in

Wien der 2. Internationale Kältekongreß abgehalten und mit dieser Veranstaltung hängt die Gründung des Österreichischen Vereines für Kälteindustrie in Wien im Jahre 1909 zusammen, dem die Vorbereitung dieses Kongresses übertragen wurde. Ich war Präsident des Vereines und des Kongresses. Als hervorragenden Mitarbeiter nenne ich gerne den Schulrat Professor Alois Schwarz, der mir sein ganzes Leben hindurch bis zu seinem vor kurzem erfolgten Tode ein treu ergebener Genosse war. Bei den Vorbereitungen für den 3. Internationalen Kältekongreß in Chicago, die ich dem Professor Schwarz vertrauensvoll überließ, verabschiedete ich mich, bedrängt durch meine anderen, wichtigen Berufsaufgaben, von dem Kälteverein, der mich zu seinem Ehrenpräsidenten wählte. Die industrielle Verwertung der Kälte machte Riesenfortschritte und selbstverständlich waren es die Nahrungsmittelindustrien und der Handelsverkehr mit organischen Produkten, die daraus Nutzen zogen. Als Pionnier der Kältemaschine trat mein Freund Karl von Linde auf den Plan; er hatte den Franzosen Raoul Pictet zu besiegen und begann seine Laufbahn in einer Triester Brauerei von Anton Dreher. Mit ihm haben mich seither viele, sehr warme Beziehungen verknüpft.

Mit großer Befriedigung kann ich an die Rolle zurückdenken, die mir in der Förderung der Eis- und Kälteindustrie zufiel. Im krassen Gegensatz hierzu steht ein Abenteuer auf dem Gebiete der Wärmewirtschaft, zu welchem ich damals verleitet worden bin. Ich kannte schon seit langer Zeit einen Vertreter der Leuchtgasindustrie, zur kritischen Zeit Professor an der Technischen Hochschule in Wien und Leiter der dortigen autorisierten Versuchsanstalt für Gasbeleuchtung, Brennstoffe und Feuerungsanlagen, Dr. H. Strache. Ein anderer Herr, der auf dem gleichen Gebiete praktisch tätig war, und reiche Erfahrungen gemacht zu haben schien, wurde bei mir durch Strache eingeführt und ersuchte mich, ihm bei der Begründung einer Gesellschaft für restlose Kohlenvergasung und Nebenproduktgewinnung behilflich zu sein. Die Anregung, die ich ja fachlich zu beurteilen in der Lage war, gefiel mir und wir gingen mit einigen Personen, die regen Anteil an der Sache nahmen, wie Feldzeugmeister Schleyer, Generaldirektor Pazzani, Generalkonsul Schreiber und anderen ans Werk. Das Unternehmen nahm einen günstigen Anfang und eröffnete Aussichten auf eine erfolgreiche Propaganda für einen zweifellos richtigen Gedanken. Nicht gerade gleichzeitig, aber immerhin zeitlich nahe, erschien bei mir ein Vertreter des Hauptverbandes der österreichischen Industrie, Ingenieur Kurz, der die Frage der Ökonomie in der Wärmewirtschaft in Österreich als zur dringlichen Behandlung reif bezeichnete und mir nahelegte, einen Verein zu diesem Zwecke zu gründen und mir gleichzeitig „einen hervorragenden Fachmann“, Dr. Dolch, vorstellte. Ich war selbstverständlich bereit, auch dieser Anregung, die ja eine fachliche Verwandtschaft mit dem früher erwähnten Unternehmen besaß, meine Unterstützung angedeihen zu lassen. Mit Übergehung aller Einzelheiten in der Entwicklung der beiden Aufgaben, will ich nur feststellen, daß nach ganz kurzer Zeit alle Fachleute sowohl in dem Verein für Kohlenvergasung,

als in der Gesellschaft für Wärmewirtschaft sich gegenseitig in den Haaren lagen und meinen Plan der Zusammenfassung aller gleichartigen Bestrebungen vereitelten. Eine ausgiebige materielle Hilfe, die jungen Unternehmungen dieser Art von vornherein sicher sein muß, blieb trotz der gegebenen Versprechungen aus. Auf Grund dieser Vorkommnisse verzichtete ich auf das Vergnügen, die mir übertragenen Mandate weiter auszuüben; meine Demission fand bei den bisherigen Vertretern der grundlegenden Gedanken keinen Widerstand, ich war frei und konnte die nachfolgenden unerquicklichen Ereignisse als unbeteiligter Beobachter verfolgen.

Mit der Frage der Wärmewirtschaft hängt eine andere weit zurückgreifende Angelegenheit zusammen, nämlich die Bekämpfung der Rauchplage. Die Österreichische Gesellschaft zur Bekämpfung der Rauchplage und der Verein zur Bekämpfung des Straßenstaubes wurden im Jahre 1905 begründet. Der letztere wählte den Fürsten Karl Kinsky zu seinem Präsidenten, der aber bald den lebhaften Wunsch hegte, sich von dieser ihn sicherlich nicht besonders anziehenden Aufgabe zu befreien. Er wendete sich an die Fürstin Pauline Metternich und diese war nicht einen Augenblick lang im Zweifel, wem sie die Sache „anhängen“ sollte. Sie bat mich im Namen des Fürsten, seine Stelle wenigstens vorübergehend zu übernehmen, und da ich es nun einmal nicht übers Herz bringen konnte, ihr eine Bitte abzuschlagen und mir auch Fürst Kinsky sehr lieb und sehr sympathisch war, ließ ich es über mich ergehen, im Jahre 1906 zum Obmann des „Vereines für die Bekämpfung des Straßenstaubes“ gewählt zu werden. Die beiden Vereine, der ältere gegen den Rauch und der jüngere gegen den Staub, fusionierte ich später unter dem Titel „Österreichische Gesellschaft zur Bekämpfung der Rauch- und Staubplage“, der ich durch volle zwanzig Jahre ehrenamtlich vorstand. Ideal veranlagte, einsichtsvolle und fachkundige Männer standen mir zur Seite — Hofrat Dr. Illing, Zentralinspektor Kraus, Oberbaurat Hanisch, Professor der Technischen Hochschule Schön und der nie versagende erste Begründer der Rauchgesellschaft Ingenieur Bernhard Rund sowie Vertreter der zuständigen Fachabteilung des Wiener Magistrates —, arbeiteten selbstlos mit und es wurde mancher schöne Erfolg erzielt. Jede bedenkliche Feuerungsanlage wurde bekämpft und so gut es ging, verbessert — natürlich, wenn die Rauchbelästigung dann aufgehört hatte, wurde das, wie es nun eben geht, von niemanden bemerkt und als selbstverständlich betrachtet. In der Straßenpflege und Staubbekämpfung hat die Gesellschaft nicht nur in Wien, sondern auch auf dem flachen Lande den berufenen Behörden gegenüber wertvolle Dienste geleistet und bemerkenswerte Ergebnisse erreicht. In Wien hat sich die Straßenpflege derart entwickelt, daß unserer Gesellschaft nun fast nichts mehr zu tun übrig bleibt. Die Mitglieder der Gesellschaft sind behördlich legitimiert, bei der Wahrnehmung von Ungehörigkeiten unter der Anrufung polizeilicher Organe einschreiten zu können. Das Ausland, insbesondere England, hat unsere Tätigkeit wiederholt anerkannt. Ich trat im Jahre 1926 von

der Leitung des Vereines zurück, die nach mir Ingenieur Bernhard Rund übernahm.

Das Deutsche Volkstheater

Eine aus dem Rahmen meiner bisherigen Darstellung einigermaßen herausfallende Begebenheit bildet die Gründung des Deutschen Volkstheaters.

Nach dem beklagenswerten Brande des Stadttheaters, dem diese in den bürgerlichen Kreisen Wiens so außerordentlich beliebte Sprechbühne zum Opfer gefallen war — wirkte doch dort Heinrich Laube mit seiner Künstlerschar als sehr ernste Konkurrenz für das Burgtheater — wurde der Verlust dieser Bildungsstätte ganz besonders im Mittelstande schmerzlich empfunden. Trotz der „Ungunst der Zeiten“, auf die man sich übrigens in der ganzen Geschichte Österreichs in all den Jahrhunderten immer wieder mutatis mutandis berief, unternahmen es einige kunstsinnige und wackere Männer, für den Gedanken der Errichtung eines neuen Theaters dieser Art Stimmung zu machen. Die Anteilscheinbesitzer des Stadttheaters waren, da dieses absolut kein Erträgnis abgeworfen hatte und man sich daher nur mit dem sogenannten „moralischen“ Erfolg der Bühne belohnt erachten mußte, natürlich nicht leicht dafür zu gewinnen, neuerlich größere Geldopfer für ein Theater zu bringen. Man mußte also nach neuen noch „unverbrauchten“ Kreisen Umschau halten. Diese erstanden aus einem Mittelpunkte heraus, welcher hieß: Gebrüder Thonet und Ferdinand Fellner — der dann auch seinen Arbeitsgenossen Hellmer mitbrachte. Die Gebrüder Thonet — Franz, Josef, August, Jakob und Michael — und das Architektenpaar gewannen Freunde für den Plan der Erbauung eines „Deutschen Volkstheaters“. Felix Fischer, der Mann der Apollokerzenfabrik, zeichnete sich besonders als „Acquisiteur“ für Volkstheateranteilszeichner aus und ich selbst wurde eingeladen mitzutun. Der Bauplatz war leicht gefunden — im sogenannten Weghuberpark — die Lage für ein Theater ganz ausgezeichnet! Das Fellner-Hellmersche Bauprojekt entzückte jedermann; es war behaglich, anmutig, praktisch und dabei doch billig. Da wir den Baugrund durch kaiserliche Entschliebung vom Stadterweiterungsfonds für einen Pappenstiel zu erwerben in der Lage waren, das Baukapital bereits gedeckt erschien, konnte mit dem Bau begonnen werden, der überaus rasch zur Vollendung gelangte und der Theaterverein war in der Lage, dem Wiener kunstsinnigen Publikum im Jahre 1889 ein in jeder Richtung gelungenes Haus zur Verfügung zu stellen... Das Deutsche Volkstheater wurde mir von seiner Begründung an eine reiche Quelle künstlerischen und literarischen Genusses. Ich stellte mich natürlich stets gerne zur Verfügung, wenn man mich in irgendeiner Richtung brauchte. Von den Fällen, in denen ich in die Geschicke des Deutschen Volkstheaters energisch eingreifen konnte, will ich nur einen hervorheben, das war damals, als man nach Kriegsausbruch das ganze Theaterleben Wiens stillgelegt hatte. Man wagte nicht Theater zu spielen, bis das

Deutsche Volkstheater über mein Drängen ankündigte, daß es seine Pforten den erholungsbedürftigen Wienern und den von der Kampf-front vorübergehend rückkehrenden Soldaten wieder öffnen wolle, um dadurch auch Hunderten vom Theaterbetrieb abhängigen Existenzen eine Erwerbsmöglichkeit zu geben. Die Geschichte dieser außerordentlich beliebt gewordenen Wiener Bühne wird von dem berufensten Fachmanne, meinem Freunde, dem angesehenen Theaterhistoriographen Dr. Glossy geschrieben, auf welche Quelle ich hier am besten verweise.

Die Rolle, die mir im Ausschuß des Volkstheatervereines zufiel und die ich bis heute mit einigem Erfolg spiele, ist die des Vermittlers in allen wichtigeren gegensätzlichen Strömungen und Stimmungen, ohne die es bei einem Theaterbetrieb wohl nicht abgeht.

Ich habe der Verwaltung wertvolle Kräfte zugeführt, so z. B. den jetzigen Präsidenten Dr. Gustav Huber, einen Mann von hoher literarischer und musikalischer Bildung, ein Ästhet im vollen Sinne des Wortes, der aber auch reiche Erfahrung in administrativen Belangen besitzt. Er und Glossy sind Garanten für die aufrechte Erfüllung des idealen Programmes, das dem Institute von der Gründung her zur Richtschnur dient. Mir selbst aber bot dieses Kunstinstitut hundertfältig Erholung, Erheiterung und Erhebung, besonders seitdem der ausgezeichnete Direktor, Regisseur und Schauspieler Dr. Rudolf Beer Pächter des Deutschen Volkstheaters ist.

Wienerberger Ziegelfabrik

...Doch kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung zu den ersten Aufgaben meines Berufslebens zurück! Ich möchte da nun zunächst meiner Tätigkeit bei der großen Wienerberger Ziegelfabriks- und Baugesellschaft eine kurze Darstellung widmen.

Die Wienerberger Ziegelfabriks- und Baugesellschaft, ein altes österreichisches Industrieunternehmen, gehörte bis in die neueste Zeit zu den leistungsfähigsten Stätten dieser Art in Europa. Außer der Ziegelerzeugung, die sich immer auf vollster technischer Höhe hielt und sich stets allen Anforderungen des Baugewerbes vollkommen anzupassen verstand, begründete sie auch eine Tonwarenfabrik. An der Spitze der Wienerberger Fabrik stand zu jener Zeit, als ich mit ihr in Verbindung trat, und das war zu Beginn dieses Jahrhunderts, als Präsident des Verwaltungsrates der Reichsratsabgeordnete Ingenieur Alfred Lenz, der auch sonst vielfach in der Industrie tätig war. Er hatte mich, wie schon gesagt, in den Verwaltungsrat der Kaiser Ferdinands-Nordbahn gebracht und wünschte nun, daß ich nach dem Hinscheiden Tetmajers in den Verwaltungsrat der von ihm präsi-dierten „Wienerberger“ eintrete, da man dort einen im Materialprüfungswesen versierten Mann nicht entbehren wollte. Ich nahm um so lieber an, als ich mich für die keramische Industrie schon von Elbogen her besonders interessierte. Die Wienerberger besaß damals einen ausgezeichneten Direktor, Dr. Teirich, der ein Bruder des Pro-

fessors an der Kunstgewerbeschule Valentin Teirich, war. Präsident Lenz starb kurze Zeit nach meinem Eintritte zu meinem sehr lebhaften Bedauern und zum empfindlichen Nachtheile der „Wienerberger“. Sein Nachfolger wurde der vom Großaktionär, der Creditanstalt für Handel und Gewerbe designierte Direktor Blum Pascha, der seine Banklaufbahn im Orient begonnen hatte. Zu dieser Zeit wurde ich selbst zum Vizepräsidenten gewählt. Ich suchte mich in den verschiedenen Zweigen des großen Fabriksunternehmens genau zu orientieren und ich konnte zu meiner Befriedigung die Überzeugung gewinnen, daß die „Wienerberger“ Mauer- und Dachziegel, Pflastersteine und anderen Erzeugnisse eine hohe Qualität aufwiesen und die Produkte anderer Fabriken in dieser Beziehung weit überragten. Am meisten interessierte ich mich aber für den vielverzweigten Betrieb der Tonwarenfabrik, in der es unter den verschiedenen Direktoren nicht immer zum besten bestellt war. Die klassische Zeit dieser Werkstätte, die unter dem Einfluß von Hansen und Ferstel stand, war längst vorüber. In den Magazinen lagerten noch Zeugen dieser Glanzzeit, figurale und ornamentale Tonplastiken, Majolikamedaillons, die zur Verzierung von Monumentalbauten bestimmt waren; man hatte sich zuletzt aber auf glasierte Tonwaren, Fliesen und Platten zurückgezogen, in denen man jedoch von Metlach und Rakonitz bereits mächtig konkurrenziert wurde.

Ich dachte an die Errichtung einer keramischen Fabrikslehrwerkstätte, die mir seit einem Besuche der berühmten Kopenhagener Manufaktur stets vorschwebte. Aber Generaldirektor Teirich war längst verschieden, sein unmittelbarer Nachfolger Pattai wurde uns auch bald durch den Tod entrissen und der nächste Generaldirektor, wohl ein in der Ziegelmacherei bewährter Fachmann, namens Heckmann, folgte mir nur widerwillig in meinen Absichten. Sein Widerstreben war jedoch vergeblich, da ich in der Person des Professors an der Kunstgewerbeschule Robert Obsieger einen für die Einrichtung und Leitung einer keramischen Fachschule vorzüglich geeigneten Mann fand, der Künstler und Praktiker zugleich war. Die Kunstgewerbeschule, insbesondere ihr Direktor Hofrat Roller, eröffneten wohl einen Sturm gegen mein Lehrwerkstättenprojekt, ich fand aber auf der anderen Seite die Unterstützung der didaktischen Sektion des Handelsministeriums, insbesondere des Ministerialrates Guido Hauffe, des Sohnes meines früheren Kollegen und Freundes Leopold von Hauffe. Mit einem Wort, die keramische Lehrwerkstätte an der Tonwarenfabrik der Wienerberger Ziegelfabriks- und Baugesellschaft wurde mit einem behördlich genehmigten Lehrplan tatsächlich ins Leben gerufen, sie erhielt das Öffentlichkeitsrecht und schon die sieben Absolventen des ersten Trienniums im Jahre 1923 wiesen ausgezeichnete Unterrichtserfolge auf.

Meine Sorge ging nun dahin, die Schule zu erweitern, mit den nötigen Lehrbehelfen auszustatten und ihr die Möglichkeit zu bieten, am Fabriksbetrieb mit den eigenen Schülern teilzunehmen.

Die jährlich veranstaltete Ausstellung von Schülerarbeiten, die mit den Sitzungen des Aufsichtsrates der Schule verbundenen Besichtigungen, die Unterstützung des immer eifrigen und von Erfolg zu Erfolg schreitenden Künstlers Obsieger führten schließlich zur Überzeugung, daß die Gründung dieser Schule ein durchaus richtiger Schritt war, der jedoch für die Fabrik selbst nur dann den beabsichtigten Nutzen stiften konnte, wenn die besonders befähigten Absolventen der Schule als Arbeiter für die Fabrik dauernd gewonnen würden, was jedoch nicht ohne Widerstände zu erreichen war.

Das Schlimmste an der Sachlage war jedoch, daß es infolge des vollständigen Aufhörens der privaten Bautätigkeit in Österreich nach dem Kriege, nur einen einzigen bedeutenden Ziegelkonsumenten mehr gab, nämlich die Gemeinde Wien mit dem Bedarf für ihre Wohnhausbauten. Dadurch geriet die Wienerberger Ziegelfabrik in eine Notlage, die sich alljährlich durch eine Unterbilanz bei der Ziegelerzeugung offenbarte, denn die Kommune Wien bezahlte die Ziegel mit Preisen, die unter den Erzeugungskosten standen. Unsere Erwerbung der Kaolinlager in Schwertberg erwies sich auch als eine Fehloperation, die Tonwarenfabrik war längst passiv geworden und man mußte sich mit allerhand Projekten zwecks Sanierung des weitläufigen Unternehmens befassen, von dem ja das Schicksal von Hunderten von Menschen abhing.

Der Ankauf eines großen Pakets von Aktien der Wienerberger durch die Perlmooser Zementfabrik, bzw. die Zentraleuropäische Länderbank, führte nicht unmittelbar zu dem erhofften Erfolge, da die wirtschaftliche Lage des Staates keine Aussichten auf Besserung bot.

Ich war nach dem Tode des Präsidenten Blum im Jahre 1919 über Antrag des prädestinierten Anwärters, des Direktors Ludwig Neurath der Creditanstalt, zum Präsidenten der „Wienerberger“ gewählt worden, während sich Neurath mit der Stelle eines Vizepräsidenten begnügte. Meine Position an der Spitze der Gesellschaft erfüllte mich, wie aus dem vorher Gesagten leicht erhellen wird, mit dauernder schwerer Sorge, die nur einigermaßen durch den Eintritt des Zentraldirektors Pierus der Perlmooser Zementfabrik, der eine Reform in der Direktion durchführte, und des Verwaltungsrates Brüll, der sich besonders mit der Tonwarenfabrik zu befassen versprach, gemildert wurde. Schon früher wurde die Abtrennung der Tonwarenfabrik, deren Stilllegung oder Verkauf von verschiedenen Seiten angeregt, weil man gewohnt war, die Tonwarenfabrik als ein absolut passives Unternehmen aufzufassen. Vielleicht verhinderte ich damals eine voreilige Beschlußfassung in dieser Richtung durch meine Erklärung, daß ich sofort meine Demission als Präsident geben würde, nicht ohne vorher die Öffentlichkeit über meine Beweggründe aufgeklärt zu haben. Die Tonwarenfabrik blieb nicht nur erhalten, sondern erlebte nach mehrfachem Personenwechsel in ihrer unmittelbaren Leitung einen derartigen Aufschwung, daß sie zurzeit einen Stützpunkt des ganzen Unternehmens bildet, während die Ziegelerzeugung sich heute rühmen kann, weniger passiv zu sein als vordem und sich sicher in auf-

steigender Linie bewegt. Das neuerliche Aufblühen der Tonwarenfabrik ist in erster Linie das Verdienst des sachkundigen und eifrigen Verwaltungsrates Brüll.

Österreichischer Normenausschuß

Die Einführung des neuen deutschen Ziegelformats in die Fabrikation der „Wienerberger“ und der Kampf zwischen dem neuen und dem alten Format auf dem Markte war ein plastischer Beleg für die Notwendigkeit und Dringlichkeit der Normalisierung im Bauwesen. In anderen Zweigen der Industrie hatten die Normalisierungsbestrebungen, besonders in Deutschland und in der Schweiz, aber auch in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, gewisse Fortschritte gemacht, sie sind aber noch weit davon entfernt, den theoretisch gebildeten Ingenieur und den im praktischen Berufe stehenden Fachmann zu befriedigen. Die Industrie folgt den Normalisierungsbestrebungen und den Anstrengungen der Normenausschüsse nur zögernd oder steht ihnen sogar ablehnend gegenüber. Wenn selbst einer der modernsten Zweige der menschlichen Tätigkeit, das Eisenbahnwesen, bisher nicht imstande war, den primitivsten und wichtigsten Forderungen der Normalisierung z. B. im Waggonbau, zu entsprechen und von der internationalen Gleichförmigkeit und Vereinfachung auch nur der Waggontreppe, noch sehr weit entfernt ist, kann man schon daraus ersehen, welch langen Weg die Normalisierung noch zurückzulegen hat, um zu einer technisch und wirtschaftlich richtigen Vereinheitlichung zu gelangen. Daß ich als ein den modernen Ideen zugewandter Ingenieur aus voller Überzeugung die Normalisierung fördern will, ist selbstverständlich und daher kam es auch, daß ich die Obmannschaft des Österreichischen Normenausschusses, die mir von Seite der Berufsangehörigen des Faches angeboten wurde, im Jahre 1920 angenommen habe. Mein Stellvertreter, Baurat Ingenieur Bretschneider, ist ein begeisterter Pionier der Normalisierung und ein Parteigänger der verwandten Bestrebungen in den anderen Kulturländern, namentlich Deutschland. Auch der Leiter der technischen Abteilung des Hauptverbandes der Industrie, Dr. Tomaides, und seine Mitarbeiter lassen an dem Ernst ihrer Anhängerschaft keinen Zweifel zu.

Ich benutzte diese meine Stellung gerne, um den Zusammenhang zwischen der Normalisierung und der Materialprüfung immer wieder zu betonen, und zwar nicht nur die Zugehörigkeit der Materialprüfung zur Normalisierung, sondern einfach die Unzertrennlichkeit der beiden parallel laufenden Aufgaben. Dieser Zusammenhang mit meiner engeren Berufstätigkeit erklärt es auch, daß es mir gelang, in kurzer Zeit die Wiedererrichtung des Österreichischen Verbandes für die Materialprüfung und seine konstitutive Beziehung zum Internationalen Verband durchzusetzen.

Ich stehe noch heute an der Spitze des Normenausschusses und lege auf diese Stellung nicht nur deshalb Wert, weil ich Normalisierung und Materialprüfung als Bedingungen der Lebensfähigkeit der Industrie in

unserem Lande erachte, sondern auch, weil ich jede Gelegenheit zum Verkehr mit meinen Berufsgenossen fortgeschrittenster Richtung in Deutschland, der Schweiz und in Österreich als eine Triebfeder für meine Berufsfreudigkeit ansehe.

Technisches Versuchswesen

Seit meiner Studienzeit schon verfolgte ich den Einfluß der Wissenschaften auf die Gütererzeugung und das Verkehrswesen und erkannte, daß es insbesondere die auf der Experimentalforschung beruhenden Fortschritte der technischen Wissenschaften waren, die in steigendem Maße die industrielle Produktion beeinflußten und ihr immer neue Zweige hinzufügten. Die von altersher geübte technische Erprobung, Prüfung und Untersuchung der verschiedensten Elemente der menschlichen Arbeit trat immer mehr in den Vordergrund und erhob sich immer mehr zu einem zuverlässigen Wegweiser und Ratgeber. So wurde mir die Bedeutung des Versuchswesens — und ich will nur diesen Ausdruck für viele andere von ähnlicher Bedeutung anwenden — immer klarer und ich sah mich durch einzelne geglückte Unternehmungen ermuntert, ja wie durch eine höhere Gewalt dazu gedrängt, meine Schaffenslust und meinen Tätigkeitsdurst vornehmlich dem Versuchswesen zuzuwenden.

Mit der fortschreitenden Anwendung der Dampfmaschine und der ihr dienstbaren Dampfkessel wuchs die Sorge um die Sicherheit des Lebens und des Eigentums; die in dieser Richtung erlassenen Vorschriften und behördlichen Verfügungen nahmen von Jahr zu Jahr in den Augen der Fachleute an Geltung ab. Man beschränkte sich in diesen Maßregeln auf eine Erprobung der Kessel durch Wasserdruck; urteilsfähige Männer der Technik wußten aber schon lange, daß die Sicherheit der Dampfkessel nicht nur von ihrer Widerstandsfähigkeit, für welche die Wasserdruckprobe einen Maßstab abgeben sollte, sondern in noch höherem Maße von dem Erhaltungszustand des Apparates abhängt, und daß deshalb eine regelmäßige fachmännische Untersuchung der Kessel von der größten Wichtigkeit sei. Man strebte die Gründung eines Institutes an, das, unabhängig von der Behörde und von den Kesselbenutzern, den Sicherheitszustand der Kessel durch eine genaue Untersuchung zu gewährleisten hätte. Das Vorbild für eine solche Einrichtung war die schon im Jahre 1855 von William Fairbairn in Manchester gegründete Steam Users Association. Der führende Fachmann auf diesem Gebiete in Österreich, Herrenhausmitglied Adam Freiherr von Burg, agitierte mit anerkannten Fachleuten, wie Rittinger, Engerth, Sigl, Rosthorn und anderen für die Aufhebung der Verordnung aus dem Jahre 1866, nach welcher die Prüfung und Beaufsichtigung der Dampfkessel der Exekutive des Staates vorbehalten war. Durch das Gesetz vom 7. Juli 1871 wurde es möglich, an die Gründung einer Gesellschaft zu schreiten, bei deren Mitgliedern die Kessel geprüft und periodisch revidiert werden durften, und zwar mit der nämlichen Wirkung, wie wenn dies von staatlichen Organen besorgt worden wäre. Burg nahm im

Herrenhause Einfluß auf die Erledigung des Gesetzes und es ist eine für mich interessante Reminiscenz, daß mich Burg mit der Druckrevision seines im Herrenhause zu erstattenden Berichtes über diesen Gegenstand betraute. Die auf dem neuen Gesetze beruhende Dampfkesseluntersuchungs- und Versicherungsgesellschaft a. G. wählte im Jahre 1872 Adam von Burg zu ihrem Präsidenten, welche Stellung er bis zu seinem Tode 1882 innehatte. Ihm folgte später Hofrat Rudolf Grimus von Grimmburg, zu dessen Nachfolger ich im Jahre 1917 gewählt wurde. Als ehemaliger Schüler Burgs und Freund Grimmburgs nahm ich diese Stelle gerne an, umso mehr, als mir ein bewährter Freund, der gewesene Generaldirektor der Witkowitzer Werke, Dr. Friedrich Schuster, als Vizepräsident zur Seite gestellt wurde. Auf ihn und unseren Direktor Zwi e a u e r konnte ich mich vollkommen verlassen.

Schon viel früher war übrigens meine Aufmerksamkeit auf dieses Gebiet gelenkt worden, indem mein Kollege an der Hochschule für Bodenkultur, der chemische Technologe Professor Schwackhöfer, von dem ich schon an anderer Stelle sprach, Apparate für die Untersuchung der Feuerung hergestellt und vervollkommen hatte, womit eine ganz neue Ära für die Wärmewirtschaft begann. Professor Schwackhöfer folgte dabei allerdings Bestrebungen der Münchner Heizversuchsstation. Er zeigte für Österreich in vorbildlicher Weise, wie die Wärme des Brennstoffes verwendet und wie sie verteilt wird. Seine Schule wirkte in sehr fruchtbarer Arbeit auf dem ganzen großen Gebiete der Feuerungstechnik.

Im Jahre 1909 erfolgte unter meiner Mitwirkung durch die Dampfkesselgesellschaft die Gründung einer Dampf- und wärmetechnischen Versuchsanstalt in Wien, die später von der Regierung autorisiert und in den ersten Jahren ihres Bestandes auch subventioniert wurde. Durch diese Anstalt war die Gesellschaft in der Lage, die Untersuchung neuer Verfahren und Einrichtungen zu übernehmen, durchzuführen, darüber zu berichten und damit zur Lösung wichtiger Fragen beizutragen. An dieser Aktion war der mir unvergeßliche Zentralinspektor der Gesellschaft, Ingenieur Fritz Kraus, hervorragend beteiligt; ein tragisches Geschick entriß ihn frühzeitig seinem wichtigen Wirkungskreise. Auch auf dem Gebiete der Kleinf Feuerungen für häusliche Zwecke hatte sich das Bedürfnis nach einer Prüf stelle bemerkbar gemacht, was mich veranlaßte, den Direktor Zwi e a u e r anzuregen, eine Heiztechnische Versuchsanstalt einzurichten, um Zimmeröfen, Küchenherde und ähnliche Kleinf Feuerungen zu prüfen und zu untersuchen. Ich hatte kurz vorher eine solche Anstalt in Dresden und viel später eine ähnliche in München kennengelernt. Unsere Gesellschaft kann auf die Tätigkeit dieser beiden Anstalten mit Befriedigung zurückblicken, denn sie entwickeln eine sehr bewährte und verdienstliche Wirksamkeit. Die Letztere regte zur Gründung einer gleichartigen Anstalt an, die heute dem Gewerbeförderungs-Institut der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie angegliedert ist.

Am Ende der ersten 50 Jahre des Bestandes der Dampfkesseluntersuchungs- und Versicherungsgesellschaft a. G. (1922), hatte die Gesellschaft die ihr durch den Weltkrieg und noch mehr durch den

Friedensvertrag zugefügte schwere Krise, allerdings mit einer empfindlichen Einschränkung ihres territorialen Tätigkeitsgebietes, bereits überwunden und konnte ihre für wichtige Aufgaben des öffentlichen Lebens eingestellte Mission unentwegt weiter verfolgen. . . .

Als ich mein Amt als Generalkommissär der Weltausstellung 1900 in Paris antrat, wurde ich gleichwie meine anderen Kollegen, welche Großmächte vertraten, eingeladen, den Automobile-Club de France, der in einem Palais auf der Place de la Concorde eingemietet war, als Gast zu besuchen und nach Belieben an den Veranstaltungen dieser großen und angesehenen Körperschaft teilzunehmen. Mancher meiner Kollegen, auch Beamte meines Bureaus und ich selbst, folgten dieser Einladung besonders häufig, um dort das Dejeuner einzunehmen, das von der Wirtschaft des Klubs täglich für eine große Anzahl von Mitgliedern in vorzüglicher Weise und zu einem mäßigen Preise zubereitet wurde. Der Automobile-Club de France gehörte zu den ersten Klubs von Paris und vereinigte in seiner Mitgliedschaft alle mit dem Automobilwesen im Zusammenhange stehenden Persönlichkeiten der Stadt. Mir war die ganze Einrichtung des Klubs in ihrer einfachen Vornehmheit überaus sympathisch, auch war seine Lage in unmittelbarer Nähe meines Bureaus und meiner Wohnung sehr bequem. Der Automobile-Club war begrifflicherweise um die Jahrhundertwende einer der Mittelpunkte des Pariser Lebens.

Ich hatte selbstverständlich auch für die Vorläufer des Automobils viel Aufmerksamkeit, die sich mit der Entwicklung dieses neuzeitlichen Fahrzeuges noch mehr steigerte. Ich machte im Automobile-Club de France die Bekanntschaft der Mitglieder seines technischen Komitees und wurde durch sie in das Laboratoire des essais eingeführt. Bei wiederholten Besuchen gewann ich die Freundschaft des mir unvergeßlichen Leiters des Laboratoire, Georges Lumet, und besprach mit ihm meine Absicht, eine ähnliche Anstalt für die im Aufkeimen begriffene österreichische Automobilindustrie zu errichten.

Im Jahre 1904 veranstaltete ich in der Rotunde im Prater und auf dem benachbarten Gelände die sogenannte Spiritusausstellung, die den Zweck hatte, die technische Verwendung des Alkohols für Haushalt, Industrie und Verkehr zu popularisieren. Diese Ausstellung hatte zwei Vorgängerinnen, eine in Paris und eine in Berlin. Wir hatten in Wien zur Beteiligung nur jene Länder eingeladen, die technischen Spiritus in größerem Maßstabe der Industrie zur Verfügung stellten und von diesem Produkt bereits verschiedenartigen Gebrauch machten, so insbesondere auch als Triebstoff für Automobile. Es waren dies Frankreich, Deutschland, Rußland und natürlich auch Österreich.

Das Unternehmen gestaltete sich über Erwarten glänzend trotz der Einschränkung im Programm der Ausstellung und wir luden den Österreichischen Automobil-Klub, der damals schon sechs Jahre bestand, ein, gelegentlich dieser „Internationalen Ausstellung für Spiritusverwertung und Gärungsgewerbe“ auch eine Automobilausstellung zu veranstalten, die gleichfalls international durchgeführt wurde. In der Ausstellung figurierte

auch eine maschinelle Einrichtung zur Ermittlung des Effektes von Automobilmotoren, die ein Ingenieur Marchand erfunden hatte und vorführte. Ich kam durch dieses Unternehmen in mancherlei Berührung mit dem Österreichischen Automobil-Klub, wurde ein häufiger Besucher seiner prachtvollen und gastlichen Räume am Kärntnerring und erreichte das mir zunächst vorgesteckte Ziel der Gründung eines Automobiltechnischen Vereines im Automobil-Klub, der das sein sollte, was die technische Sektion in Paris war. Damit erlangte ich die juristische Person, die ich zur Begründung einer Versuchsanstalt für Kraftfahrzeuge benötigte. Dieses Ziel wurde vorerst nur programmatisch angekündigt, die Ausführung der Idee mußte durch „Vorwärmung“ eingeleitet werden. Die Klubleitung verhielt sich sehr wohlwollend diesem Projekte gegenüber, Präsidium und Sekretariat wetteiferten darin, mich und meine mitarbeitenden Freunde Artur von Boschan, Ludwig Erhard, Artur Ehrenfest-Egger und Ludwig Lohner zu unterstützen. Wir veranstalteten Vortragsabende und gewannen für einen solchen auch unseren Pariser Freund Ing. Lumet. Und nun begann der der Errichtung einer jeden Versuchsanstalt vorangehende obligate Kampf mit den dem Projekte entgegenstehenden Schwierigkeiten, zu denen fast stets unfehlbar auch die Verständnislosigkeit solcher Faktoren gehört, für die die Anstalt schließlich bestimmt ist.

Der Automobiltechnische Verein mußte zunächst die Lokalitäten bestellen und die Ausrüstung und die Kosten der Verwaltung bestreiten; die Hauptsorge war jedoch die Gewinnung einer Persönlichkeit, der man die Organisation und Leitung der neuen Anstalt anvertrauen konnte. Ein bewährter und erfahrener Fachmann war natürlich nicht leicht zu finden, denn jeder solche stand gewiß in lohnender Stellung und wäre viel zu kostspielig gewesen für einen Verein mit so bescheidenen Mitteln. Dagegen hatte ich einen vollen Erfolg mit dem Gedanken, einen jungen Ingenieur von guter Lehrgung und temperamentvollem Eifer für diese neue Aufgabe ausbilden zu lassen. Ing. Johann Zoller, der sich am Technologischen Gewerbemuseum in Wien in provisorischer Stellung befand, schien mir der richtige Mann dafür zu sein. Er wurde nach Paris und in einige deutsche Automobilfabriken zum Studium entsendet und schließlich als Beamter des Technischen Versuchsamtes mit der Aufgabe betraut, die Errichtung der technischen Versuchsanstalt für Kraftfahrzeuge durchzuführen, wobei ihm jede mögliche Förderung zuteil wurde.

Das Finanzministerium, das ursprünglich die Absicht hatte, die projektierte Versuchsanstalt als staatliches Unternehmen zu begründen, wurde von diesem Vorhaben leicht abgebracht, als man darlegte, daß ein selbständiger Verein unter eigener Verantwortung, aber ungehindert durch bürokratische Schranken eine viel größere Gewähr für das Gelingen biete. Wir haben auch in der Tat Recht behalten und der Erfolg ist nicht ausgeblieben, die Anstalt hat im Jahre 1927 mit Hilfe der Bundesministerien für Handel und Verkehr und der Finanzen eine ansehnliche Erweiterung erfahren und ist heute ein anerkanntes Glied in der

Kette der technischen Versuchsanstalten. Dieses Unternehmen brachte mich mit dem Österreichischen Automobil-Klub, als sein korrespondierendes Mitglied, in dauernden und außerordentlich angenehmen Verkehr. Mir besonders nahestehende Männer waren dort Markgraf Alexander Pallavicini und der leider so früh verstorbene Graf Erich Kielmannsegg sowie der gleichfalls vor kurzem dahingegangene Sekretär Fasbender, der Sohn eines meiner Freunde aus alten Zeiten...

Meine Teilnahme am parlamentarischen Leben lehrte mich nach Verlauf einer Reihe von Jahren, daß gesetzgeberische Maßnahmen eine geringere oder größere Bedeutung haben und auf die staatlichen Verwaltungszweige als auch indirekt auf Volkswirtschaft und Volkswohlfahrt einen verschiedenartigen Einfluß zu nehmen geeignet sind. Man mußte nur Zeit haben lange genug zu leben — und ich hatte sie — um die Wirkungen der Gesetze, die man entstehen sah, zu beobachten. So reifte in mir die Überzeugung, daß eine gesetzliche Regelung des technischen Versuchswesens von größter Tragweite sein müßte, zumal in einem Staate, wo die Vorarbeiten und Anfänge genug weit gediehen sind, um auf ihnen aufzubauen. Und das war nach meiner genauen Kenntnis der Verhältnisse in einem großen Teil der österreichischen Reichshälfte der Monarchie tatsächlich der Fall, besonders in Wien und in den nördlich von den Alpen gelegenen Provinzen, hauptsächlich aber in den industrie- und verkehrsreichen Sudetenländern. Ich gewann eine Reihe hervorragender Kollegen des Herrenhauses für meine Idee, durch einen Initiativantrag ein Gesetz betreffend die staatlichen Anstalten für das technische Versuchswesen einzubringen; es waren dies die Herren Ginzkey, Oppenheimer, Wiesner, Luschin, Schey, Thurn, Stürgkh, Lobmeyr, Faber, Alois Neumann und Dreher. Die Vorlage wurde in der XVIII. Session des Herrenhauses im Jahre 1907 eingebracht und in der 69. Sitzung vom 21. Jänner desselben Jahres über Antrag von Paul Ritter von Schoeller auf meinen Wunsch auf Grund der Geschäftsordnung mit Umgangnahme der ersten Lesung der Gewerbekommission zur Berichterstattung zugewiesen. Der Antrag wurde ohne Debatte angenommen, die Gewerbekommission befaßte sich sofort mit dieser Angelegenheit und wählte, sehr zum Vorteil der Sache, den Landeshauptmann von Vorarlberg, den Großindustriellen Rhomberg, zum Berichterstatter, der sich dieser Mission mit Eifer und Geschick annahm. Ich halte es für nicht unwichtig, sowohl die Begründung des Antrages durch die Antragsteller als auch das Referat des Berichterstatters hier in den wesentlichen Zügen wiederzugeben.

„In der Praxis der Rohstoffgewinnung und der gewerblichen Produktion sowie im Güterverkehr ist man seit Dezennien bestrebt, die bloße Schätzung der Qualität der Rohstoffe und Waren durch scharfe Bestimmungen, präzise Messungen und genaue Ermittlungen zu ersetzen. Der in dieser Art festgestellte Tatbestand oder Befund soll womöglich einen genauen ziffermäßigen Ausdruck gewinnen. Aus der Empirie

entsprangen die Maße für Raumgrößen, Gewicht, Zeit, Geschwindigkeit, Temperatur, Luftdruck, Dampfspannung, Gasmengen, Lichtstärke, elektrische Energie usw. und die zur Ermittlung dieser Größen, also zum Messen dienenden Geräte — Meßwerkzeuge. Jeder Fachmann lernte rasch die Hantierung mit den ihm dienstbaren technischen Behelfen zum Messen, Wägen und Probieren.

Da auch die wissenschaftliche Forschung von Tag zu Tag die Genauigkeit der Beobachtungsergebnisse zu steigern bestrebt war, verbesserte sie das Meßgerät jeder Art zum Präzisionsinstrument, verwendete Elementarkraft zum Betriebe des Meßzeuges, gestaltete es zur Meßmaschine und erfand automatische Meßapparate. Diese von Gelehrten unter Mitwirkung vorgeschrittener Handwerker geschaffenen Meßbehelfe popularisierten sich und fanden gleichzeitig mit der gewonnenen Erkenntnis von dem hohen Werte der genauen Bestimmung gewisser Verhältnisse Eingang in den Werkstätten und Ateliers der Industrie und an den Produktionsstätten, die auf dem Bergwesen, dem Ackerbau, Wein- und Obstbau, der Forstwirtschaft usw. fußen.

Die von dem Bedürfnis des Tages geforderte Untersuchung oder Probe gewann von dem wissenschaftlichen Versuch Methoden und Requisite und stieg dadurch auf eine höhere Stufe. So entstand die technische Untersuchung, Prüfung oder Erprobung. Nicht immer ist der Versuch, der auf eine Erkenntnis abzielt, von der Untersuchung, welche die Feststellung eines bestimmten Umstandes bezweckt, scharf zu unterscheiden; im allgemeinen gilt aber wohl, daß das wissenschaftliche Experiment das technische Versuchswesen vorbereitet.

Da die „technische Untersuchung“ durch ihre offensichtlichen Erfolge allgemeine Wertschätzung und Verbreitung fand, die Meßbehelfe zwar immer besser, aber auch immer kostspieliger wurden, die Methoden häufig auch größere Anforderungen stellten, so konnte sich der einzelne Produzent oder Kaufmann nur mehr diese oder jene Errungenschaft des Versuchswesens aneignen, während für gewisse höhere Leistungen eine Art von Vergesellschaftung der Kleinsten eintrat. So entstanden außerhalb der Lehrinstitute, abgezweigt von den Stätten der eigentlichen Forschung, also auch abseits von den Hochschullaboratorien, zumeist infolge opferwilliger Initiative des Bürgertums, häufig aber auch unter der Patronanz der Staatsverwaltungen, die sogenannten Versuchsanstalten, Untersuchungs- oder Prüfungsstationen, Kontroll- oder Probierämter usw.

Nur mit Preisgebung des Fortschrittes könnten aber diese neuen Institute den Verkehr mit den der Wissenschaftspflege geweihten Anstalten aufgeben; die Versuchsanstalten haben daher in unausgesetzter Folge alles, was die Forschung für die praktischen Lebensberufe an verwertbaren Ergebnissen liefert, zu propagieren. Unter dieser Voraussetzung hat die Staatsverwaltung die Pflicht, im Interesse der wirtschaftlichen Entwicklung aller produktiven Kräfte den Versuchsanstalten ihre besondere Fürsorge zuzuwenden und deren Tätigkeit durch besondere Maßnahmen zu stärken und zu verwerten. In einzelnen Fällen

hat die Staatsverwaltung diese Pflicht in vorzüglicher Weise erfüllt.

Die wichtigste Grundlage für alle Versuchsanstalten ist aber die gesetzliche Regelung von Maß und Gewicht. Das metrische Maß- und Gewichtssystem wurde in Österreich durch ein Gesetz eingeführt, welches kurz nach dem Beginne der konstitutionellen Ära von der Regierung im Herrenhause eingebracht und auf Grund des Berichtes des Herrenhausmitgliedes Adam Freiherrn von Burg in beiden Häusern des Parlamentes rasch verabschiedet wurde. Die Eichämter stellen als staatliche Probieranstalten die Übereinstimmung der verkehrswöhnlichen Gewichte mit den Normalgewichten, der Raum-, Flächen- und Längenmaße mit dem Normalmaße fest usw. In dieser Richtung ist also von der Gesetzgebung und Verwaltung seit langer Zeit alles eingeleitet, dessen die Produktion und der Handel bedürfen. Uralt sind die Vorkehrungen, welche mit der Verarbeitung der Edelmetalle im Zusammenhange stehen. Die technischen Versuchsanstalten, welche die Zusammensetzung der aus Edelmetallen hergestellten industriellen Erzeugnisse, Münzen, Schmuck usw. feststellen, tragen den Namen „Probierämter“. Ihre Aufgaben und Einrichtungen sind durch die Gesetzgebung und die Verwaltung geregelt. Durch ein besonderes Gesetz wurde in Österreich die Erprobung der Handfeuerwaffen durch staatliche Probieranstalten eingeführt. Mit diesen Beispielen ist das Prinzip der staatlichen Fürsorge für das technische Versuchswesen nachgewiesen. Es könnte noch angeführt werden, daß das staatliche Eichungswesen sich nicht bloß auf die Prüfung von Behelfen für die Bestimmung von Maß und Gewicht im engeren Sinne des Wortes beschränkt, sondern auch die Beglaubigung von Gas-, Wasser- und Elektrizitätsmessern besorgt; es könnte daran erinnert werden, daß die Richtigkeit von Thermometern für medizinische Zwecke durch deren Untersuchung von Seite der Universitätslehrkanzeln für Physik besorgt wird, doch ist diese Aufgabe bisher bloß eine Maßregel der Verwaltung geblieben.

Dem Eich- und Punzierungswesen haben sich in der Neuzeit viele Zweige des technischen Versuchswesens angereiht, welche in Österreich sowie in anderen Staaten durch besonders eingerichtete Anstalten betrieben werden. Sie entspringen unabweislichen Bedürfnissen und wurden entweder vom Staate selbst oder von autonomen Körperschaften oder endlich von Privaten als auf Gewinn abzielende Anstalten errichtet. Eine besonders große und wichtige Gruppe bilden jene Versuchsanstalten, welche unter der Bezeichnung „mechanisch-technische Versuchsanstalten“ in allen industriell vorgeschrittenen Ländern errichtet worden sind. Ihre Verwaltung hat nach Maßgabe des Einflusses der leitenden Männer und der zur Verfügung stehenden Mittel einen hohen Stand der Vollkommenheit erreicht und einen bedeutenden Einfluß auf das Bauwesen, die industrielle Produktion und den Handelsverkehr gewonnen. Die größte Anstalt ist das Königlich Preußische „Materialprüfungsamt“ in Groß-Lichterfelde-Dahlem bei Berlin, das nebst den mechanischen auch die chemischen Versuchsaufgaben betreibt.

Der rechtliche Bestand dieser Anstalt ist sichergestellt und der amtliche Charakter der von ihr ausgestellten Zertifikate unterliegt keinem Zweifel. In Österreich fehlt in dieser Hinsicht jede Vorkehrung, obwohl wir eine Reihe gut funktionierender, wenn auch in ihrem Umfange wenig befriedigender Versuchsanstalten dieser Art besitzen, die dringend einer Feststellung ihres Charakters von Seite der staatlichen Autorität und einer Anerkennung der von ihnen ausgestellten Zertifikate bedürfen.

Jedermann, dem das industrielle Leben der Gegenwart bekannt ist, weiß, welche Rolle das technische Versuchswesen in der gesamten Produktion spielt, und es bedarf daher kaum eines Beweises, daß das vorgeschlagene Gesetz eine wichtige, dringende und in seinen Wirkungen äußerst wohltätige Maßnahme darstellen würde. Die Erlassung dieses Gesetzes würde einen ersten bedeutungsvollen Schritt für die Einführung der staatlichen Industrieförderung bedeuten; einer Industrieförderung, welche sich nicht bloß auf die Züchtung von bisher nicht betriebenen Industriezweigen beschränkt, wie eine solche in diesem oder jenem Lande ins Werk gesetzt wurde, sondern planmäßig der bestehenden Produktion zu Hilfe käme...“

Diese Begründung durch die Antragsteller hat eine sehr auffallende Verwandtschaft mit meiner an der Hochschule für Bodenkultur bei meiner Rektorsinauguration im Studienjahre 1892/93 gehaltenen Rektoratsrede! . . .

Die vom Berichterstatter der Gewerbekommission, Landeshauptmann von Rhomburg, zur Begründung des Antrages auf Annahme der Vorlage in der 70. Sitzung des Herrenhauses am 24. Jänner 1907 gehaltene Rede enthielt eine Paraphrase der Begründung des Antrages und schloß mit dem Appell, daß „auch das Abgeordnetenhaus im letzten Augenblicke die geringe Zeit finden möge, einem aus dem Beschluß des Herrenhauses hervorgegangenen Gesetzentwurfe auch seinerseits die Zustimmung zu erteilen und dadurch am Schluß der Legislaturperiode neben den zahlreichen Gesetzen, die zur Hebung des Bauern- und Gewerbestandes und zur Schaffung von Arbeiterschutzgesetzen beschlossen worden sind, auch einen Anfangsschritt zu unternehmen zur Förderung der verschiedenen Industrien, die neben den oben genannten Bevölkerungsklassen einen hervorragenden Faktor im Staate bilden und von deren Hebung und Wohlfahrt nicht bloß das materielle Wohl von Tausenden von Existenzen, sondern auch die Steuerkraft des Staates selbst abhängen muß.“

Der von der Gewerbekommission gestellte Antrag auf Annahme des Gesetzentwurfes wurde vom Plenum des Herrenhauses ohne Debatte genehmigt, jedoch fand das Abgeordnetenhaus nicht mehr die nötige Zeit um die Vorlage zu erledigen.

Nachdem der Wunsch der Gewerbekommission des Herrenhauses, daß die Vorlage noch in der laufenden Session vom Abgeordnetenhaus verabschiedet werden möchte, nicht in Erfüllung ging, wurde mein Antrag von mir und meinen Genossen in der folgenden Session neuerdings eingebracht und fand dann eine überaus eingehende Beratung

und mehrfache Abänderung. Das Ministerium hatte eine schriftliche Enquête eingeleitet und die Handelskammern und andere berufene Körperschaften zu einer Stellungnahme zu dem Gesetzentwurfe eingeladen. Die große Mehrzahl der Äußerungen fiel für den Grundgedanken des Gesetzes und für die Errichtung eines Versuchsamtes so günstig aus, daß man fast von einer einhelligen Zustimmung sprechen könnte. Besonders wertvoll war die Äußerung des in hohem Ansehen gestandenen damaligen Industriarates, der unter dem Vorsitz von Pacher-Theinburg auf Grund eines Referates des bekannten Prager Elektrotechnikers, Herrenhausmitglied Křížik, sein Votum für das Gesetz abgab und seine Annahme empfahl. Der Kürze halber sei nur erwähnt, daß bei der neuerlichen Beratung im Herrenhause, abgesehen von Einschränkungen des Geltungsgebietes des Gesetzes durch das Ackerbauministerium und das Eisenbahnministerium, der Grundgedanke des Gesetzes nicht nur unberührt blieb, sondern über die staatlichen Versuchsanstalten hinaus auf alle anderen ausgedehnt wurde, womit das gesamte Versuchswesen technisch-industrieller Richtung in Österreich erfaßt worden ist. Das Abgeordnetenhaus wurde der Hauptsache nach für die Formulierung des Herrenhauses gewonnen und so konnte das Herrenhaus schließlich am 2. März 1910 den Text des Gesetzes endgültig beschließen, den die Regierung zur kaiserlichen Sanktion vorlegte. Das ist die Entstehungsgeschichte des Gesetzes vom 9. September 1910, betreffend das technische Untersuchungs-, Erprobungs- und Materialprüfungswesen, das in Hinkunft im Sprachgebrauch die „lex Exner“ genannt wurde. Um das Zustandekommen des Gesetzes hat sich außer den beiden Kommissionen und Berichterstatlern der beiden Häuser der Regierungsvertreter Dr. Adolf Müller besonders verdient gemacht.

Anschließend an das Gesetz erließ die Regierung eine Durchführungsverordnung betreffend das Statut des neuen Technischen Versuchsamtes. Ich wurde vom Kaiser am 25. November 1909 zum Präsidenten des Technischen Versuchsamtes und des organisch mit ihm verbundenen Beirates ehrenamtlich und auf Lebensdauer ernannt.

Der nächste entscheidende Schritt nach der Konstituierung des Amtes war die Ernennung des Beirates (9. März 1912) und der Stellvertreter des Präsidenten im Beirate. Man muß wohl anerkennen, daß die Zusammensetzung des Beirates, der aus einer großen Zahl von notablen Persönlichkeiten, Gelehrten, Ingenieuren und Industriellen gebildet wurde, sich außerordentlich bewährt. Der Beirat hat eine dreijährige Funktionsdauer und ist in seiner Zusammensetzung eigentlich seit seiner ersten Ernennung im Großen und Ganzen der nämliche geblieben — mit wenigen Änderungen, die durch den Tod von Mitgliedern oder durch die Einbeziehung neuer Richtungen des Versuchswesens bedingt worden sind. Als Stellvertreter des Präsidenten im Beirate fungierten bis heute Ing. Karl Haberkalt, Dr. Julius Stoklasa, Julius Ritter von Wiesner, Dr. Ernst Lecher, Dr. Rudolf Wegscheider und Dr. Heinrich Mache. Schon die Liste dieser Namen gibt ein Bild von der Bedeutung des Beirates, dessen nie ver-

sagende Pflichttreue, dessen wissenschaftlicher und praktischer Hochstand die klaglose Geschäftsführung des Amtes gewährleistet, die bei den sehr bescheidenen budgetären Mitteln, die für das Versuchswesen aufgewendet werden, nur durch die Zuverlässigkeit dieses Faktors erzielt werden kann.

Der Minister für öffentliche Arbeiten Ing. Ottokar Trnka, der ein sehr warmes Interesse und volles Verständnis für die Bedeutung des technischen Versuchswesens nicht bloß äußerte, sondern auch betätigte, genehmigte am 7. Februar 1913 eine vom jetzigen Sektionschef Wohlgemuth verfaßte Amtsinstruktion für das Technische Versuchsamte und unterstellte den Präsidenten des Amtes als Ministerialreferenten unmittelbar dem Minister. Es heißt im § 1: „Die vom Technischen Versuchsamte zu besorgenden Geschäfte werden vom Präsidenten dieses Amtes geleitet, der für seine Amtsführung nur dem Minister für öffentliche Arbeiten verantwortlich ist.“

Es ist fast so selbstverständlich, daß es eigentlich kaum niedergeschrieben werden müßte, daß ich, soweit es die Umstände gestatteten, mich selbst im Versuchswesen betätigte und was ich früher gelernt hatte, jetzt anzuwenden bestrebt war. Ich möchte hier zusammenfassend wiederholen, daß ich mich mit der Papierprüfung, später mit der Materialprüfung im engeren Sinne des Wortes, besonders was das Holz anbelangt, und dann mit der dynamometrischen Untersuchung von Werkzeugmaschinen befaßte. Als ich im Jahre 1909 am Internationalen Kongreß für Materialprüfung in Kopenhagen teilnahm, flocht der Präsident des Kongresses in seiner Begrüßung die Reminiszenz ein, daß schon beim ersten Materialprüfungskongreß unter dem Präsidium Bauschingers, etwa ein Vierteljahrhundert früher, ein Mitglied dieser Versammlung die Anregung gegeben habe, unter Anwendung des Sandstrahlgebläses die Oberfläche von Bau- und Werkstoffen mikroskopisch zu untersuchen. Das Sandstrahlgebläse konnte eine ähnliche Wirkung wie die Ätzung hervorrufen und diese Anregung fand später fortlaufend eine Ausbildung zu dem heute üblichen Verfahren des Studiums der Oberfläche. Wie erstaunte ich, als der Vorsitzende mich selbst als jenes Mitglied bezeichnete, das zu seiner freudigen Überraschung nun gerade wieder an dieser Versammlung teilnehme. Ich hatte an die von mir damals gegebene Anregung, war doch seither eine so lange Reihe von Jahren ins Land gegangen, in der Tat im Augenblick gar nicht mehr gedacht!

Das erste Quinquennium der Wirksamkeit des Technischen Versuchsamtes war noch nicht vollendet, als der Weltkrieg sie scheinbar unterbrach. Es war aber glücklicherweise in Wirklichkeit doch nicht so. Wir arbeiteten nicht nur unaufhaltsam weiter und trachteten die begonnenen Gründungen von Versuchsanstalten fortzusetzen und zur Vollendung zu bringen, sondern der Krieg selbst nötigte uns zur Inangriffnahme neuer Aufgaben, wie etwa die Beschaffung und Erprobung von Ersatzmaterialien für die Textilindustrie und für Nahrungsmittel, die in besonderen Kommissionen behandelt wurden und zur Gründung neuer technischer Versuchsanstalten führten, und

zwar des „Forschungsinstitutes und der Versuchsanstalt für Textilindustrie“ und der „Versuchsanstalt für Müllerei, Bäckerei, Hefeherzeugung und verwandte Gewerbe“. Auch die „Lehr- und Versuchswerkstätte für Prothesen und Bandagen“ stand in unserer Pflege. Während des Krieges noch konnten wir auch zur Eröffnung der schon besprochenen „Versuchsanstalt für Kraftfahrzeuge“ und der „Schiffbautechnischen Versuchsanstalt“ schreiten, deren Notwendigkeit ich schon in einer Programmrede in der Handelskammer im Jahre 1910 begründet hatte. Vor Ende des Krieges war die Zahl der autorisierten Versuchsanstalten auf über 40 gestiegen, die in ganz Österreich zerstreut waren, von Lemberg, Bielitz und Reichenberg bis Trient und Triest.

Der sogenannte Friedensschluß von St. Germain en Laye zog die Grenzen des neuen Staates rund um ein sehr verkleinertes Gebiet zusammen. Die neue Grenze im Norden trennte die Sudetenländer als tschechoslovakische Republik von uns ab und dieses Gebiet ging für das technische Versuchswesen des neuen Österreich verloren. Wir hatten in Böhmen Materialprüfungsanstalten in den Skodawerken in Pilsen, in der Poldihütte in Kladno und in der Maschinenfabrik Breitfeld, Daněk & Co. in Prag autorisieren können. Die chemischen Versuchsanstalten der Stadtgemeinde und des Dr. Karl Reinhard in Karlsbad, die Versuchsanstalt für Textilindustrie an der höheren Fachschule in Brünn sowie zwei Versuchsanstalten an den dortigen Technischen Hochschulen, drei Versuchsanstalten an der Bergakademie in Příbram waren gleichfalls autorisiert und fielen nun aus unserem Wirkungskreis heraus. Desgleichen verloren wir im Süden die Seidenversuchsanstalt in Trient und das Laboratorio merciológico in Triest.

Mein Karlsbader Kuraufenthalt im Jahre 1922, den ich so wie die Kuraufenthalte der früheren und späteren Jahre als die eigentliche Erholungsperiode des Jahres genoß, fand eine unliebsame Unterbrechung durch die mir intimierte amtliche Nachricht, daß die sogenannte „Ersparungskommission“ den Beschluß gefaßt habe, die Auflassung des Technischen Versuchsamtes zu beantragen. Es wäre damit — so hieß es — eine Ersparnis von 11 Millionen Kronen zu erzielen und man könnte möglicherweise durch eine Änderung der Organisation unter gleichzeitiger Entkleidung des Institutes vom staatlichen Charakter irgendeine Anstalt privater Natur als „Ersatz“ schaffen. Dieser letztere „Gedanke“, eine Bezeichnung, die eigentlich für einen solchen „Vorschlag“ ein zu schmeichelhafter Ausdruck ist, ließ durch seine Begründung erkennen, daß das Votum der Ersparungskommission ohne fachliches Verständnis für die Aufgaben und die Geschäftsführung des Technischen Versuchsamtes beschlossen worden ist. Der „Dienstzettel“, der mich in Karlsbad erzielte, enthielt die Einladung, mich binnen wenigen Tagen meinem Ministerium gegenüber im Gegenstande zu äußern. Ich verfaßte sofort eine solche „Äußerung“, die ich im Original an das Präsidialbureau meines Ministeriums und in einer Kopie mit einem entsprechenden Begleitschreiben an den Präsidenten der Ersparungskommission Max Vladimír

Beck expedierte. Diese Vorsichtsmaßregel erwies sich um so zweckmäßiger, als sich später durch einen Zufall herausstellte, daß meine an das Präsidialbureau des Ministeriums gerichtete Rückäußerung vielleicht durch einen Zufall dort liegen geblieben war, obwohl ich den mir gesetzten Termin (28. August) reichlich eingehalten hatte. Meine Äußerung war so ausführlich und energisch gefaßt, daß ich damit die Angelegenheit für erledigt ansah und glaubte, daß nunmehr meine Ferien damit nicht weiter gestört werden dürften.

Viel später erst erhielt ich jedoch eine vom 10. Oktober 1922 datierte, mich schon in der Form einigermaßen sonderbar anmutende Antwort des Präsidenten der Ersparungskommission, aus der ich entnehmen mußte, daß diese Kommission ihr Votum aufrecht erhalten wolle und dafür unter Berufung auf nicht weiter bezeichnete „fachliche Berater“ eine neue Konstruktion der Begründung zusammengestoppelt hatte. Der Hauptvorwurf, den ich der Ersparungskommission — gewiß mit vollem Recht — machen mußte, bestand darin, daß sie mich, den Autor des Gesetzes, auf dem die Neuordnung des technischen Versuchswesens in Österreich basierte, den Organisator und vieljährigen Vorstand des Technischen Versuchsamtes, der bezüglich der Beratung nicht einmal zugezogen hat, obwohl der ursprüngliche Beschluß der Ersparungskommission am 21. Juli 1922, also zu einer Zeit gefaßt wurde, da ich noch in Wien anwesend war. Aber auch kein anderer legitimer Vertreter des Amtes war zugezogen worden und deshalb darf ich das Märchen, daß der Beschluß der Ersparungskommission auf Grund „reiflicher Erwägung“ gefaßt worden ist, doch wohl nicht anders denn als eine kleine Entstellung der Tatsachen werten. Ich habe diese „Note“ nicht einmal mehr beantworten zu sollen geglaubt, weil man mir allgemein zu verstehen gab, daß die Beschlüsse der Ersparungskommission bis nun noch niemalsernste Folgen gehabt hätten.

Am 20. Oktober freilich tauchte ein sogenannter „Finanz- und Sanierungsplan“ auf, in dem zu meiner nicht geringen Überraschung pur et simple die gänzliche Auflassung des Technischen Versuchsamtes und der staatlichen technischen Versuchsanstalten aller Ressorts als Ersparnismaßregel im Staatshaushalte in Vorschlag gebracht erschien. Freilich kündigte schon nach zwei Tagen die Regierung, die durch die vorzeitige Veröffentlichung dieses „Finanz- und Sanierungsplanes“ sehr unangenehm berührt war, an, daß dieses Operat nur als eine vorläufige, der Bearbeitung durch den Ministerrat und die Völkerbunddelegation vorbehaltene Arbeit anzusehen sei. Trotz dieser Beschönigung war damit dem Technischen Versuchsamte und ebenso dem gesamten technischen Versuchswesen Österreichs — und nicht nur den staatlichen technischen Versuchsanstalten — ein sehr empfindlicher Schlag versetzt worden, der in keiner Weise zu rechtfertigen gewesen ist.

Ich war in diesem Momente der Gefahr zu einer neuerlichen Abwehraktion genötigt, in die ich um so eher eintreten konnte, als ich ja nur in ehrenamtlicher Stellung fungierte und materielle Interessen nicht zu verteidigen hatte. Es gereichte mir dabei nun zur allergrößten Genugtuung, daß der wirksamste Anwalt in der Verteidi-

gung der bestehenden Einrichtungen von einer Seite kam, die aus der Auflassung der staatlichen Anstalten und aus der dadurch herbeigeführten Beseitigung einer schweren Konkurrenz nur finanzielle Vorteile hätte erreichen können. Es war dies der Verband der privaten Versuchsanstalten und selbständigen Chemiker Österreichs, der durch seinen Obmann Dr. Walter Traxl bei einer Besprechung der Vorstände der autorisierten technischen Versuchsanstalten in sehr beredter Weise und mit ganz vorzüglicher Argumentation gegen die Auflassung des Versuchsamtes und der staatlichen Versuchsanstalten Protest einlegte. Die Handels- und Gewerbekammer und mehrere große Tagesblätter nahmen gleichfalls eine durchaus ablehnende Haltung gegenüber der angekündigten Auflassung dieser staatlichen Institutionen ein.

Ein wichtiges Moment in der ganzen Affaire war gewiß die Erklärung, welche der Vertreter des Ersparungskommissärs, Ministerialrat Dr. Gurtner, in der eben erwähnten, sehr zahlreich beschickten Versammlung abgab, daß der Ersparungskommissär Dr. Fritz Hornik selbst an der Androhung der Auflassung der genannten Institute ganz und gar unbeteiligt gewesen sei. Der Bundeskanzler Dr. Seipel, den ich über die Sachlage zu informieren Gelegenheit fand, gab mir die Versicherung, daß in diesem Belange nichts mehr geschehen würde, ohne mir die Möglichkeit zu geben, meinen Standpunkt zu vertreten. Inzwischen hatte ich über Wunsch meines Ministers Emil Kraft veranlaßt, daß eine statistische Übersicht der Bilanzen sämtlicher auf Grund der lex Exner autorisierten Versuchsanstalten ausgearbeitet werde. Dabei habe ich auch die sonstigen nicht autorisierten staatlichen Versuchsanstalten über ihr ausdrückliches Ersuchen in diese Statistik aufnehmen lassen, um eine Gesamtübersicht über den Umfang und den Umsatz des technischen Versuchswesens in Österreich zu gewinnen . . .

Im Anschlusse an diese Campagne möchte ich nun die Geschichte der Normaleichungskommission, soweit sie auf meine eigene Geschichte Bezug hat, kurz einflechten.

Es war mir äußerst willkommen, daß mich der Minister für öffentliche Arbeiten Ing. August Ritt im Jahre 1910 in die Normaleichungskommission berief. Sie stand damals unter der Leitung des berühmten Physikers Professor von Lang und war aus fachlich hervorragenden Persönlichkeiten zusammengesetzt. Diese bekleideten darin alle ein Ehrenamt und es erwuchs daher aus der beratenden Tätigkeit der Normaleichungskommission dem Staatsschatz keinerlei Opfer. Von der Kommission selbst muß die Durchführungsbehörde für die Beschlüsse der Kommission unterschieden werden, der sogenannte Eichdienst, der einen technischen und einen administrativen Direktor besaß und ein Personal, das aus wissenschaftlichen Mitarbeitern und aus Verwaltungsbeamten bestand. An der Spitze dieses Dienstes stand zur Zeit meines Eintrittes der technische Direktor Dr. Ludwig Kusminsky, der allgemein als fachlich hervorragender Elektrotechniker gilt.

Ich hatte vom Beginn meiner Teilnahme an den Sitzungen der Normaleichungskommission angefangen die Absicht, im gegebenen

Zeitpunkte die Bildung einer physikalisch-technischen Versuchsanstalt im Schoße der Normaleichungskommission und ihrer Laboratorien zu beantragen, womit ich hoffte, einen Ersatz — wenn auch in den bescheidensten Umrissen — für die in Österreich fehlende reichsdeutsche Physikalisch-technische Reichsanstalt zu gewinnen. Wir waren ja nur zu sehr an die Surrogatwirtschaft gewöhnt und diese Gewohnheit hat sich während des Weltkrieges zur Lebens- und Verwaltungsregel auch im öffentlichen Dienste herausgebildet.

Im Jahre 1920, nach dem Rücktritte des Hofrates von Lang von der Präsidentschaft der Normaleichungskommission — er war ja durch seine Funktion in der Akademie der Wissenschaften genug in Anspruch genommen — wurde der technische Direktor des exekutiven Eichdienstes Kusminsky zum Präsidenten ernannt. Nachdem ich mich der Zustimmung Kusminskys für den beabsichtigten Antrag versichert hatte, brachte ich ihn in der Sitzung tatsächlich ein, getragen von der Überzeugung seiner Nützlichkeit, da ich ja durch mehr als ein Dezennium Gelegenheit gehabt hatte, die Einrichtungen der Laboratorien im Gebäude der Normaleichungskommission am Tabor und in der Eichstelle für Elektrizitäts- und Wassermesser im neuen Gebäude auf der Schmelz und, was noch mehr bedeutet, die hochwertige Eignung der persönlichen Kräfte des Exekutivdienstes, wie Dimmer, Boltzmann, Basch, Conrad und Schlenk, kennen zu lernen. Wider Erwarten fand jedoch mein Antrag auf Errichtung einer Physikalisch-technischen Versuchsanstalt im Rahmen der Normaleichungskommission einen so geringen Wiederhall, daß ich mich entschloß, diesen Weg vorläufig nicht weiter zu verfolgen.

Mit Verordnung der Bundesregierung vom 21. September 1923, wurde plötzlich die Auflösung der Normaleichungskommission angeordnet. Dieser unbegreifliche Akt der Regierung war eine jener wenigen Auswirkungen, die auf den Rat der „berühmten“ Ersparungskommission herbeigeführt worden war. An Stelle der Normaleichungskommission wurde ein Beirat für das Eichwesen eingesetzt, der beiläufig dieselben Aufgaben hatte wie die umgebrachte Normaleichungskommission. Es wurde mir sogar die Präsidentschaft in diesem Beirat angetragen, die ich aber ablehnen zu müssen glaubte, da ich die Auflösung der so bewährten Normaleichungskommission für eine durchaus unrichtige Maßnahme hielt und mir die damit verbundene ganz überflüssige Kränkung ihres ausgezeichneten Präsidenten sehr unbillig erschien.

Übrigens hat sich der wissenschaftliche Eichdienst mit seinen bewährten Kräften im Schoße des Eich- und Vermessungsamtes unter dessen Präsidenten Ing. Gromann von dem der Normaleichungskommission versetzten tödlichen Schlag erholt, obwohl das ursprüngliche Prestige momentan verloren ging. Dort entstanden die Versuchsanstalten für Behelfe der Zeitmessung und für geodätische Instrumente.

Der vordem dargestellte Angriff auf das technische Versuchswesen von Seite der Ersparungskommission, die ja auch das Patentamt und

das Patentwesen gefährdete, hatte unerwarteterweise sogar eine überaus nützliche und erfreuliche Folge. Die zahlreichen Freunde und wissenschaftlichen Arbeiter in den verschiedenen technischen Arbeitsstätten sammelten sich unter der Ägide des Niederösterreichischen Gewerbevereines, der auf Antrag seines Präsidenten Ernst Krause eine Fachkommission konstituierte, der auch eine große Zahl von Mitgliedern unseres Beirates und sämtliche Vorstände der autorisierten technischen Versuchsanstalten angehörten. Auch votierte der Gewerbeverein für Fälle des Bedarfes an finanziellen Mitteln zur Förderung des technischen Versuchswesens eine ständige Post in seinem Budget, auf die wir heute noch mit einer gewissen Befriedigung hinblicken, obwohl wir sie nur selten in Anspruch zu nehmen brauchen. Diese Kommission hat zu einem lebhaften Kontakt ihrer Mitglieder mit dem Versuchsamt geführt und es gingen aus ihr auch zwei, mit dem gesetzlich normierten Versuchswesen zusammenhängende Schöpfungen hervor, deren weitere Entwicklung hoffnungsvoll beurteilt wird. Es ist dies der von Sektionschef Dafert über Anregung des Ministerialrates Dr. Camillo Ehrmann gegründete Verein „Die Technik im Haushalt“ und die über Antrag des Professors Rudolf Kraus errichtete „Prüf- und Beratungsstelle für medizinische Instrumente und Apparate“ am Technischen Versuchsamt. Frucht dieser Einrichtung ist das Gesetz über die Eichung der medizinischen Thermometer in Österreich, das am 1. Jänner 1928 in Kraft trat, dann der Entwurf einer Verordnung über Sicherheitsvorschriften bei der Errichtung von ärztlichen Röntgenanlagen und die Revision der Grundsätze für den Bau und die Einrichtung von Heilanstalten. Eine große Zahl technischer Probleme des ärztlichen Instrumentariums wurde erörtert und führte zur erstmaligen Herausgabe eines Merkblattes über die Behandlung chirurgischer Instrumente, das im Verlage von Julius Springer in Wien bereits in zweiter Auflage erschienen ist. Endlich ist auch im Einvernehmen mit deutschen Kollegen der Versuch unternommen worden, auch für ärztliche Instrumente und Apparate eine Normung anzustreben. Die Prüf- und Beratungsstelle am Technischen Versuchsamt erfreut sich der besonderen Fürsorge ihrer drei Vorsitzenden Arnold Durig, Rudolf Kraus und Ludwig Kusminsky. Professor Kraus folgte leider einem Rufe nach Chile und mußte ersetzt werden. Die Wahl fiel auf Hofrat Schönbauer, Direktor des Wilhelminenspitals. Als Referent für diese beiden Schöpfungen fungiert mit großer Umsicht und Ausdauer Sektionsrat Ing. Herbert Conrad. Vielfach werden von den Mitarbeitern große Opfer an Zeit und Mühe gefordert. Ich hatte das Glück, nicht nur vielen Beratungen der interessantesten Art anzuwohnen, sondern auch für mich überaus wertvolle freundschaftliche Beziehungen dauernd zu gewinnen. So nenne ich in erster Linie die Professoren Dr. Meller, Dr. Holzknicht, Dr. Blum und Dr. Marschik, hervorragende erfolgreiche Mitarbeit leisteten auch die Professoren Ewald, Hans Lorenz, Alexander, Weiser, Fromm, welche beide letzteren uns leider durch den Tod entrissen wurden, sowie der Industrielle Friedrich Leiter.

Nach all diesem Qui pro quo in der Geschichte des technischen Versuchswesens in Österreich konnte ich endlich daran gehen, im Jahre 1923 einen Kataster der nunmehr in ihrem Bestande gesicherten technischen Versuchsanstalten anlegen zu lassen. Ich benützte dieses Material zu einer gemeinfaßlichen Darstellung der Geschichte und der Wirksamkeitsgebiete der autorisierten Versuchsanstalten, die ich im „Neuen Wiener Tagblatt“ veröffentlichte, das diese Artikelserie auch gesondert in der Tagblattbibliothek Nr. 10/11 unter dem Titel „Unser Besitz an Arbeitsstätten der Wissenschaft und Technik“ herausgab.

Unter den Instituten, an deren Errichtung ich persönlich beteiligt war, ist die Untersuchungsanstalt für Edelsteine in Wien hervorzuheben, die von einer Reihe führender Juweliere begründet wurde. Eine Vereinigung, an deren Spitze Karl Brunner steht, gewann hiefür einen prominenten Fachmann auf dem Gebiete der Edelstein- und Perlenkunde in der Person des Direktors der petrographischen Abteilung des Naturhistorischen Museums, den Universitätsprofessor Dr. Hermann Michel. Das Arbeitsgebiet dieser Untersuchungsanstalt ist ein sehr umfangreiches und der Wert einer solchen Anstalt liegt nicht allein in der Zuverlässigkeit ihrer einzelnen Untersuchungen, sondern gleichsam schon in ihrer „Idee“. Schon ihr Bestehen hat eine reinigende Wirkung auf den Markt zur Folge und alle Staaten und Städte, die die Juwelierkunst und den Juwelenhandel betreiben, beneiden uns um diese Anstalt. Analoge Einrichtungen besitzen nur noch Berlin, Paris und New York, die Anstalten in Paris und New York sind Privatinstitute...

Die physikalische Richtung vertritt eine bereits recht erhebliche Zahl dem Publikum zugänglicher autorisierter Versuchsanstalten. So die Dampf- und wärmetechnische Versuchsanstalt der Dampfkesseluntersuchungs- und Versicherungsgesellschaft a. G., die Versuchsanstalt für Brennstoffe, Feuerungsanlagen und Gasbeleuchtung an der Technischen Hochschule in Wien und die Versuchsanstalten für Elektrotechnik, Radiotechnik und Wärmeschutz am Technologischen Gewerbemuseum. Die zwei letztgenannten Anstalten sind die ersten in ihrer Art in Österreich. Die Radiotechnische Versuchsstation bildete den Ausgangspunkt für die Entstehung der Österreichischen Radioverkehrs-A. G. Die Leiter dieser Versuchsanstalt, Dr. Leopold Kann, Dr. Ettenreich und Dr. Schwaiger kann man als Pioniere der Radiotechnik in Österreich bezeichnen. Der erste Leiter der Versuchsanstalt für Wärmeschutz ist Professor Dr. Hofbauer.

Abgesehen von dieser trockenen Aufzählung der in das Gebiet der Physik fallenden wissenschaftlichen Arbeitsstätten haben wir auch einen Verein für elektrotechnische Versuchsanstalten in Wien gegründet, dessen Institutionen, nämlich die Versuchsanstalt für elektrisches Schweißen und die Röntgentechnische Versuchsanstalt, sich im Stadium der Entwicklung befinden. Die letztgenannte steht unter der Patronanz des berühmten Vertreters der Röntgenologie, Professor Guido Holz knecht.

Die Forschungsstätten und Versuchsanstalten chemischer Richtung bilden, ganz abgesehen von den chemischen Laboratorien an den Hochschulen, die an Zahl reichste Gruppe von technisch-wissenschaftlichen Arbeitsstätten wie in allen vorgeschrittenen Ländern auch in Österreich. Dieser Zweig des Versuchswesens ist ja neben der Materialprüfung der älteste. Die Versuchsanstalt für Keramik, Glaswaren und Email an der Kunstgewerbeschule des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien verdankt ihren Ursprung dem Wunsche, für die unverantwortlicher Weise seinerzeit aufgelassene Wiener Porzellanmanufaktur einen Ersatz zu schaffen. — Große Berühmtheit erlangte durch ihren Organisator und Leiter Professor Dr. Josef Maria Eder die Graphische Lehr- und Versuchsanstalt in Wien. — Die Allgemeine chemische Versuchsanstalt an der Bundeslehranstalt im XVII. Wiener Gemeindebezirk, die, wie schon gezeigt wurde, aus der II. Sektion des Technologischen Gewerbemuseums hervorging, und mit der Lehr- und Versuchsanstalt für Lederindustrie verbunden wurde, hat sich unter ihren tüchtigen Leitern ein weites Gebiet der Tätigkeit erschlossen. Neben einer langen Reihe von Privatanstalten chemisch-technischer Richtung sei noch das chemisch-technische Laboratorium der Österreichischen Heilmittelstelle erwähnt, dessen Entstehung einer Anregung der Prüf- und Beratungsstelle für medizinische Instrumente und Apparate auf Grund der gegenständlichen Beobachtungen des Universitätsprofessors Dr. Fromm zu verdanken ist. Die Heilmittelstelle gewann den ersten Leiter der Allgemeinen chemischen Versuchsanstalt Hofrat Ferdinand Ulzer für diese Schöpfung, die als eine sehr wichtige und durchaus notwendige Kontrollstelle zu wirken berufen ist.

Dem Ingenieurwesen stehen erst seit kurzer Zeit Arbeitsstätten mit systematisch vorgeschriebenem Forschungsprogramm zur Verfügung. In der Errichtung solcher Anstalten ist das Maschinenwesen vorangegangen, doch gibt es noch viel Raum für Schöpfungen, deren Fruchtbarkeit jetzt schon mit Bestimmtheit vorausgesehen werden kann. Die erste Prüfungsstation für landwirtschaftliche Maschinen und Geräte wurde an der Hochschule für Bodenkultur in Wien errichtet und mit einem ehemaligen Lehrer des Technologischen Gewerbemuseums, der an die Hochschule berufen wurde, Professor Josef Rezek, besetzt. Ihm gelang es auch, diesem wichtigen Zweige des Versuchswesens in Österreich Bahn zu brechen.

Am Technologischen Gewerbemuseum selbst wurde in allerjüngster Zeit eine Versuchsanstalt für Werkzeugmaschinen und Werkzeuge eingerichtet und autorisiert, die dazu bestimmt ist, dem Laboratorium des Professor G. Schlesinger auf der Technischen Hochschule in Charlottenburg nachzustreben.

Die zwei größten und wirtschaftlich bedeutsamsten Versuchsanstalten jedoch, die ich ins Leben gerufen habe — die aber auch schon in meinem Programm vor achtzehn Jahren angekündigt wurden — sind die Versuchsanstalt für Kraftfahrzeuge und die Schiffbautechnische

Versuchsanstalt. Die Entstehung der ersteren habe ich bereits geschildert, doch möchte ich noch eines „Zwischenfalles“ Erwähnung tun, der es vielleicht verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. Der Leiter der Versuchsanstalt für Kraftfahrzeuge Ingenieur Zoller wurde eines schönen Tages plötzlich als „Einjährigfreiwilliger“ zur Kriegsdienstleistung einberufen und hatte zunächst im Prater die obligaten Exerzierübungen zu absolvieren. Ich begab mich sogleich zum Kriegsminister Feldzeugmeister Krobotin, mit dem ich von der Delegation des Reichsrates her manche Beziehung hatte, und stellte ihm vor, daß Ingenieur Zoller und die von ihm geleitete Versuchsanstalt in Anbetracht der täglich wachsenden Bedeutung des Automobils auch für die Kriegführung doch wohl gewiß für das „Vaterland mehr leisten könnte als der „Rekrut“ Zoller. Feldzeugmeister Krobotin nahm meine Vorstellungen nicht gerade allzu freundlich auf und meinte: „Ich brauche doch auch Offiziere.“ Es gelang mir dann aber trotzdem, mit Hilfe von Freunden in hohen militärischen Stellungen, die meinen Standpunkt besser zu würdigen verstanden, Zoller endlich frei zu bekommen. — Der jetzige Stellvertreter Zollers, Oberbaurat Professor Robert Schuster, ein ausgezeichnete Konstruktionsingenieur, wurde erst später für die Versuchsstation gewonnen; er ist ein wirklicher Kriegsinvalide mit einer dauernden Beschädigung des linken Armes.

Die Schiffbautechnische Versuchsanstalt wurde im Jahre 1912 in Angriff genommen, nachdem ich durch eine Expertise die Eignung des Standortes einwandfrei festgestellt hatte. Bei dieser Expertise gewann ich einen hervorragenden, sehr erfahrenen Fachmann, Dr. Ingenieur Fritz Gebers, für die Leitung des Institutes, dessen Hauptzweck bekanntlich darin besteht, durch Schleppversuche mit Modellen des künftigen Schiffskörpers den Schiffswiderstand bei der Bewegung mit dem Wirkungsgrad der Propulsionsmittel festzustellen und aus diesen Versuchen Schlüsse auf die Schiffsform und ihre mögliche Verbesserung zu ziehen. Daß der Anstalt neben diesen Aufgaben die Forschung auf hydrodynamischem Gebiete überhaupt obliegt, ist wohl selbstverständlich. Die Anlage und Einrichtung, die maschinelle Ausstattung und die Schaffung neuer Präzisionsinstrumente waren dem Direktor Gebers und den von ihm ausgewählten Hilfsarbeitern überlassen. Die ständige finanzielle Fürsorge für die Anstalt obliegt dem Schiffbautechnischen Verein, der ursprünglich von den Interessenten des Schiffbaues und des Handelsverkehrs zur See in Österreich gegründet worden ist, nach dem Kriege aber auf wenige, von patriotischem Interesse geleitete Personen beschränkt werden mußte. Der gegenwärtige Präsident, es ist der Präsident der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, Dr. Franz Schonka, ist eigentlich heute der einzige wirkliche Interessent an der Schiffbautechnischen Versuchsanstalt im Inlande. Er ist sich aber dieser Monopolstellung und zugleich Verantwortung voll bewußt und dient dem Vereine mit dem größten Eifer und mit dem besten Erfolge. Bis zu seinem Amtsantritt lagen alle Sorgen der Anstalt auf meinen Schultern. Keine meiner Schöpfungen hat mir aber so viel stolze Genugtuung

bereitet wie diese, von ihrer Geburt an angezweifelte und nach dem Verluste der Meeresküste wirklich zweifelhaft gewordene, heute aber trotzdem vollkommen aufrechtstehende und mustergültige Versuchsanstalt. Sie ist buchstäblich international anerkannt, ist jederzeit vollauf beschäftigt und prosperiert hauptsächlich dank den lohnenden Aufträgen des Auslandes, die nicht nur der heimischen Industrie, sondern auch unserer Handelsbilanz sehr zustatten kommen.

Auch Dr. Gebers war als Angehöriger der deutschen Kriegsmarine zur Kriegsdienstleistung einberufen worden und hatte eine Küstenbefestigung zu befehligen. Ich telegraphierte an den Marineadmiral Tirpitz und reklamierte meinen Dr. Gebers. Er wurde auch augenblicklich freigegeben und kehrte nach Wien zurück, da seine Tätigkeit für den Schiffbau verständigerweise als wichtiger anerkannt wurde als seine militärische Leistungsmöglichkeit...

Das Forschungsinstitut und die Versuchsanstalt für Textilindustrie waren um so dringlicher für das neue Österreich als wir mit dem Verlust der Sudetenländer auch alle analogen Institutionen verloren hatten. Die Neuheit unserer Anstalt, für die die zersplitterte inländische Textilindustrie und der dazu gehörige Handel wenig Verständnis hatten, erklärt die Schwierigkeit, die Passivität der berufenen Kreise zu besiegen. Nach jahrelangen Bemühungen von befreundeten Fachmännern gelang es dem Technischen Versuchsamte doch, eine erfreuliche, zu den besten Hoffnungen berechtigende Entwicklung herbeizuführen, einen großen Kreis von Interessenten zu gewinnen und die Anstalt mit tüchtigen persönlichen Kräften und einer vollständigen fachlichen Einrichtung auszustatten. In jüngster Zeit kam die Seiden- und Wolltrocknungsanstalt auch in den Besitz des Forschungsinstitutes, das unter der Leitung des Dr. Otto Johannsen in reger Tätigkeit ist.

Die auch während des Krieges entstandene Versuchsanstalt für Mülerei und Bäckerei ist kürzlich zu einer technischen Versuchsanstalt für Lebensmittelindustrien ausgestaltet worden und wird ihrem erweiterten Ziele unter der standhaften Führung durch Sektionschef Dr. Dafert und den Leiter Hofrat Czadek gewiß erfolgreich zustreben.

Der Umstand, daß die bereits bestehenden Institutionen, die berufen sind, auf eine erhöhte Wirtschaftlichkeit in den verschiedenen Zweigen der produktiven Tätigkeit Einfluß zu nehmen, ihre Aufgaben nebeneinander, ohne eine organisierte Zusammenfassung ihrer Bestrebungen, verfolgen, bewog mich schon zu Beginn des Jahres 1926 bei der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie in Wien eine ähnliche Aktion anzuregen, wie sie im Deutschen Reiche durch die Schaffung des Reichskuratoriums für Wirtschaftlichkeit ins Leben gerufen worden war. Diese Anregung hatte zunächst nicht den gewünschten Erfolg und auch die daraufhin von mir im Vereine mit einer Reihe gleichgesinnter Techniker geplante Gründung eines „Zentralverbandes für wirtschaftliches Schaffen“ scheiterte an dem Widerstande jener Stellen, die darin einen Eingriff in ihre Kompetenz befürchten zu müssen glaubten. Schließlich fand aber

der mich in diesen meinen Bestrebungen leitende Gedanke auf einem anderen Wege dennoch seine Verwirklichung, dadurch, daß im Jahre 1928 unter Führung des Bundesministeriums für Handel und Verkehr von den Kammern für Handel, Gewerbe und Industrie, den landwirtschaftlichen Hauptkörperschaften und den Kammern für Arbeiter und Angestellte das „Österreichische Kuratorium für Wirtschaftlichkeit“ geschaffen wurde, das in sich alle jene Stellen vereinigt, die auf den einschlägigen Gebieten tätig sind. Mir selbst wurde die Mitarbeit im Rahmen dieser Organisation dadurch erleichtert, daß mich darin mein Stellvertreter im Technischen Versuchsamte, Sektionschef a. D. Ing. Otto Kunze, wirksam unterstützt.

Im Hinblick auf die glücklicherweise sich stets vermehrenden Aufgaben des Technischen Versuchsamtes, die trotz Heranziehung der Mitglieder des Beirates kaum mehr bewältigt werden konnten, hatte ich nämlich das Bundesministerium für Handel und Verkehr ersucht, mir einen Stellvertreter zu geben. Der Vorstand des Präsidialbüros Sektionschef A. Fuchs schlug mir Ing. Otto Kunze vor, den ich seit einer langen Reihe von Jahren als einen ausgezeichneten Beamten mit vielseitiger allgemeiner und technischer Bildung und vornehmer Gesinnung kannte und schätzte. Der Vorschlag befriedigte mich daher in hohem Grade und so wurde Sektionschef Kunze mein Stellvertreter.

Meine Tätigkeit als Präsident des Technischen Versuchsamtes und auf den mit dem Versuchswesen nahe verwandten Gebieten füllt gegenwärtig mein Berufsleben hinreichend aus und die erzielten Erfolge verjüngen proteusartig meine Schaffenslust und meine Schaffenskraft!...

Kandidaturen und Wahlen ins Parlament

Die aufmerksame Beobachtung der Vorgänge in den parlamentarischen Körperschaften lehrte mich, daß Angelegenheiten von großer Tragweite auf dem Gebiete der Technik und der Wirtschaftspflege im Abgeordnetenhaus wie auch im Herrenhaus, aber auch in den Landtagen, eine nach meiner Auffassung viel zu geringe Beachtung und Würdigung fanden. Die großen Parlamentarier in der Jugendzeit der österreichischen Verfassung waren fast ausnahmslos Juristen und wendeten all ihr Wissen, alle ihre hohe Begabung und alle ihre reiche Erfahrung den rein politischen Angelegenheiten zu. Die Verfassungskämpfe, welche Prinzipienfragen politischer Natur und Machtverhältnisse zwischen den Parteien und den Nationen betrafen, nahmen die führenden Persönlichkeiten voll in Anspruch. Jene Angelegenheiten aber, die mein Berufsleben erfüllten, und die ich von meiner Sachkenntnis aus zu beurteilen befähigt war, gehörten zu den seltenen Erscheinungen in den parlamentarischen Verhandlungen. Ich war daher schon sehr frühzeitig von dem Gedanken und lebhaften Wunsche erfüllt, einmal ein Mandat für das Parlament erlangen zu können. Schon die Eindrücke des Jahres 1848 haben bereits in meiner Kindheit den Keim des Interesses für öffentliche Angelegenheiten in meine Seele gesenkt. Dieses Interesse

wuchs von Jahr zu Jahr. In der Mittelschule, besonders aber während meiner Studien am Polytechnischen Institut, war es die hohe Politik, die neben meinem Berufe mein Geistesleben sehr stark beeinflusste.

Die Folgen des verlorenen Krieges, der Verlust der Lombardei und die Volksbewegung bei der Schillerfeier (1859) bildeten die Vorbereitung für die Schaffung einer Verfassung, durch die man die Deutschen in Österreich befriedigen und für den österreichischen Staatsgedanken wiedergewinnen wollte. Der erste Schritt für die Kreierung einer Verfassung war das sogenannte Oktoberdiplom vom Jahre 1860, dem schon 1861 die „Februarverfassung“ nachfolgte. Die politisch denkenden Bürger von Wien jubelten und die Jugend mit ihnen. Es gab noch keine Parteien, den Frieden unter den Konfessionen glaubte man endgültig geschlossen, die Grundlagen einer wirklich konstitutionellen Verfassung schienen für alle Zukunft gesichert. So entstand in mir der Wunsch, mich am politischen Leben aktiv zu beteiligen und ich faßte kühn den Vorsatz, dahin zu streben, daß ich als gewählter Parlamentarier an den Aufgaben der Gesetzgebung und dadurch mittelbar an der Verwaltung teilhaben könnte.

Ich beobachtete als fleißiger Zeitungsleser die Vorgänge bei den Wahlen in den Gemeinderat, in die Landtage und aus diesen in den Reichsrat — denn damals entsandten noch die Landtage die Abgeordneten in den Reichsrat. Durch spätere Verfassungsgesetze wurde das Wahlrecht für die Landtage durch Herabsetzung des Zensus erweitert und die Reichsratsabgeordneten wurden direkt von der Bevölkerung, das heißt von dem zur Wahl berechtigten Teil derselben, in den Reichsrat entsendet. Während die Städte ihre Abgeordneten direkt wählten, erfolgte die Wahl in den Landgemeinden durch die von den Wahlberechtigten gewählten Wahlmänner, also indirekt.

Ich verfolgte alle diese Dinge mit dem lebhaftesten Interesse, nahm auch sehr häufig an Wählerversammlungen teil, und zwar mit um so größerem Eifer, je mehr ich an die Möglichkeit, selbst später einmal zu kandidieren, dachte. In den Vereinen und in Privatzirkeln wurde damals sehr viel politisiert, und zwar, wie es mir jetzt — einem Traume gleich — dünkt, immer fein sachlich und ohne Gehässigkeit gegen einzelne Berufsstände, Konfessionen oder Nationalitäten; es war wirklich ein goldenes Zeitalter der Politik! Die Reden der Abgeordneten und der Minister, die Interpellationen und Initiativanträge, die Vorlagen der Regierung wurden damals noch als wichtige Emanationen gewertet. Die auf der politischen Bühne agierenden Persönlichkeiten interessierten das gebildete Publikum so sehr, daß man sie dem Namen und der persönlichen Erscheinung nach kannte und je nach Verdienst gebührend einschätzte. Man war stolz auf das Parlament, das bekanntlich nach dem Zweikammersystem in ein Oberhaus oder „Herrenhaus“, und in ein von gewählten Volksvertretern gebildetes „Abgeordnetenhaus“ zerfiel.

Das österreichische Herrenhaus hatte sich schon nach kurzer Zeit einen europäischen Ruf erworben und es gab namhafte Autoren

der Zeitgeschichte, die die Qualifikation und die Leistungen des Herrenhauses in Österreich so hoch stellten, daß man sogar einen Vergleich mit dem englischen House of Lords für berechtigt fand. Für die Beratungen des Abgeordnetenhauses wurde vor dem Schottentor auf einem damals noch freien Platze nach den Plänen des Oberbauers Zettl zunächst ein provisorischer Holzbau errichtet, der, wie alle Provisorien im alten Österreich, dann doch eine ziemlich lange Lebensdauer aufwies. Als das Parlament, und zwar beide Häuser des Reichsrates, in den von Theodor Ritter von Hansen geschaffenen griechischen Prachtbau am Ring übersiedelte, gab es gar manche Stimmen, die dem alten Notbau, dem sogenannten „Schmerlingtheater“, da und dort den Vorzug einräumten. Auch das „Herrenhaus“ fühlte sich in seiner alten Heimstätte im Landhaus in der Herrngasse behaglicher und gewöhnte sich nur langsam an die weiten Hallen in der linksseitigen Hälfte des neuen Parlamentspalastes. Daß ich die Galerie des Abgeordnetenhauses vor dem Schottentor, dessen Beratungssaal sich durch eine vorzügliche Akustik auszeichnete, gar oft aufsuchte, war, solange ich nicht selbst Abgeordneter wurde, ein unerläßlicher Notbehelf. In jener Zeit gab es aber auch Männer, die ebensowohl Zierden des Lehrstuhles, wie der parlamentarischen Tribüne waren; der hervorragendsten einer war Eduard Sueß. Er schrieb nicht nur das klassische Werk „Das Antlitz der Erde“, er begeisterte seine Zuhörerschaft für die naturwissenschaftlichen Fortschritte und er grub schließlich auch unvergängliche Züge in die Gestaltung der Reichshauptstadt Wien durch seine Anträge über die Donauregulierung und die Errichtung der ersten Wiener Hochquellenleitung. Er war ein politischer Führer der deutschen Partei in allen Vertretungskörpern, denen er angehörte. Eduard Sueß war aber keineswegs der einzige Politiker von untadeligem Rufe, von großer wissenschaftlicher Bedeutung und von erfolgekrönter Wirksamkeit. Er war nur einer von jenen, die mich schon früher begeisterten, bevor in mir noch der Vorsatz reifte, neben meiner beruflichen Laufbahn die parlamentarische Tätigkeit anzustreben.

Aber nicht bloß das Abgeordnetenhaus des Reichsrates besaß solche Koryphäen, auch der niederösterreichische Landtag und sein Exekutivorgan, der Landesausschuß, zählte hervorragende Persönlichkeiten zu seinen Mitgliedern, von denen ich zuerst Alois Czedit von Bründlsberg, der Professor an der Wiedner Oberrealschule war, nennen möchte, da er mich persönlich bei meinen ersten Schritten in die Öffentlichkeit beriet und förderte. Weiters möchte ich den Akademiker Alfred Ritter von Arneth, einen Historiker von Rang, erwähnen und dann auch den Professor Dr. Brestl, der von seiner Lehrkanzel für Mathematik über den Landtag und Reichsrat zum Finanzminister aufstieg. Dem ersten Ministerpräsidenten des konstitutionellen Staates, Erzherzog Rainer — einer hoch aufragenden Gestalt des öffentlichen Lebens in Österreich — war ich zum ersten Male bei einem meiner Vorträge im Österreichischen Museum für Kunst und Industrie vorgestellt worden. Ich hatte späterhin oft Gelegenheit, mit dem Erzherzog in Berührung zu kommen,

was ich immer als einen großen Gewinn empfand. Alle seine Nachfolger im Kabinett wie auch alle Ressortminister für Unterricht, Handel und Ackerbau lernte ich schon vor dem Beginne meiner parlamentarischen Tätigkeit persönlich kennen...

Meinem sehnlichen Wunsche, für das Abgeordnetenhaus des Reichsrates zu kandidieren, schien die Erfüllung zu winken, als die erste sechsjährige gesetzmäßige Funktionsperiode des aus unmittelbaren Wahlen hervorgegangenen Hauses ablief. Man konnte annehmen, daß nicht alle Wahlbezirke so zufriedenstellend vertreten gewesen waren, um nicht neuen Mandatsbewerbern einige Aussicht zu eröffnen. Nun hatte ich als Notstandskommissär im Böhmerwalde, dann durch die als Folge dieser Mission entwickelte Tätigkeit, durch die Errichtung von Fachschulen und durch Exkursionen mit den forstlichen Hörern der Hochschule für Bodenkultur, im südwestlichen Böhmen reichlich Gelegenheit, nicht nur die Wahlbezirke genauer kennen zu lernen als irgend jemand, sondern ich gewann dabei auch viele einflußreiche Persönlichkeiten und gar manche von ihnen. blieben mir auch weiterhin sehr freundschaftlich zugetan.

Zu diesen gehörte auch der Notar Dr. Gustav Schreiner in Neuern, der dort eine große politische Rolle spielte. Durch ihn wurde ich auf den Landgemeinden-Wahlbezirk Prachatitz (der auch Winterberg, Wallern, Bergreichenstein, Hartmanitz, Schüttenhofen, Neuern und Oberplan umfaßte), aufmerksam gemacht, der während der abgelaufenen Session durch den Abgeordneten Dr. Mayer vertreten gewesen war. Ich wendete mich an Dr. Schreiner, der viel später deutscher Landsmannminister wurde, mit der Anfrage, ob er meine Kandidatur für den genannten Bezirk für gut erachte und sie zu unterstützen geneigt wäre und legte diesem Schreiben ein kurzgefaßtes politisches „Glaubensbekenntnis“ bei.

Dr. Schreiner antwortete mir, daß er selbst keineswegs kandidieren wolle und daß er meine Kandidatur mit Wohlwollen und Sympathie begleiten werde.

Darauf war mein Entschluß gefaßt und ich konnte an die Bearbeitung des Wahlbezirkes herantreten. Ich widmete dieser Aufgabe meine ganze Kraft, sehr viel Zeit und sehr reichliche Geldopfer. Zahllose Besuche im Bezirke und Besprechungen mit maßgebenden Persönlichkeiten hatten zunächst den Zweck, überall Wählerversammlungen zu veranstalten. Schon am 20. Mai 1879 erfuhr ich indes von dem mir wohlgesinnten Forstmeister Alois Nedobity in Winterberg, daß er einem Gespräch mit dem Fürsten Adolf Schwarzenberg entnommen habe, daß diesem die Lust anwandle, in dem von mir ins Auge gefaßten Wahlbezirke seine Kandidatur aufzustellen, zumal ihm eine solche von Vertrauensmännern des Oberplaner und Prachatitzer Bezirkes bereits angeboten worden sei.

Aus dem Wahlbezirke liefen für mich günstige Nachrichten ein, offenbar, weil man noch nicht allgemein wußte, daß auch der Prinz Schwarzenberg dort zu kandidieren beabsichtige. So schrieb mir z. B. der Bezirkshauptmann von Prachatitz, Scholta, am 24. Mai,

daß meine Chancen durchaus günstig stehen. Die Vertrauensmänner in Prag hatten übrigens bis dahin noch nicht offiziell zu meiner Kandidatur Stellung genommen.

Anfangs Juni erfuhr ich nun, daß der Prinz Adolf Schwarzenberg tatsächlich seine Kandidatur angemeldet habe. Bezirkshauptmann Scholta schrieb mir, daß es ihm nicht angenehm sei, mir diese Nachricht mitteilen zu müssen, weil er überzeugt wäre, daß die Regierung und die dortige Bevölkerung an mir eine große Stütze finden würden.

Trotz des Auftretens des fürstlichen Kandidaten hatte man in Prag noch immer keinen definitiven Entschluß zu meinen Gunsten gefaßt. Erst am 19. Juni 1879 erschien endlich der Aufruf an das Deutsche Volk in Böhmen, der mich für den Landwahlbezirk als offiziellen Parteikandidaten im Namen und im Auftrage der Vertrauensmänner der Deutschen in Böhmen nominierte und der vom Führer der Deutschen in Böhmen, Dr. Schmeykal, gezeichnet war. Dieser Aufruf, mit dem die Grundsätze meiner Kandidatenreden vollständig übereinstimmten, enthielt das bekannte Schmeykalsche deutsch-liberale Programm in ausführlicher Darstellung.

Ich war zu jener Zeit der einzige Gegenkandidat des fürstlichen Bewerbers und mußte ihm schon die Ungelegenheit bereiten, sich zu den von meinen Freunden veranstalteten Wählerversammlungen gleichfalls zu bemühen. Dem Fürsten war ja diese Arbeit gewiß nicht gerade der angenehmste Teil seiner Kandidatur. Wir fuhren unmittelbar hintereinander und einmal zur großen Überraschung der Wähler über meinen Vorschlag sogar miteinander beim Versammlungslokal vor. Der Fürst forderte mich jedesmal auf, als erster das Wort zu ergreifen. Nach einer von mir gehaltenen längeren Rede nahm dann auch die Durchlaucht das Wort. Er übersetzte zunächst meine Rede in die tschechische Sprache und erklärte sich mit meinen Ausführungen im ganzen und großen einverstanden, freilich mit dem Vorbehalt einiger Postulate der konservativen Großgrundbesitzerpartei, der er angehöre, wobei er das böhmische Staatsrecht, daher die Gegnerschaft gegen die deutsche Staatssprache, die ich nach unserem Programm forderte, und die Beibehaltung der konfessionellen Schule in ihrer damaligen Gestalt besonders betonte. Mit einigen tschechischen Sätzen befriedigte er dann noch die legitimen Ansprüche der tschechischen Minorität. In einer dieser Versammlungen beantragte ein Wahlmann ganz ernsthaft, daß „beide Kandidaten gewählt werden sollen“ und man hatte Mühe ihm klar zu machen, daß dies leider nicht möglich sei, was er sichtlich sehr betrübt aufnahm. Der Fürst hatte eine schreckliche Angst, daß er durchfallen könnte, obwohl ich ihm bestimmt versicherte, daß nach meiner Kenntnis der Sachlage, diese Gefahr durchaus nicht bestünde und meine Aufgabe heute schließlich nur die sei, der freisinnigen deutschen Wählerschaft eine möglichst große Zahl von Stimmen — und sei es auch nur eine Minorität — zu erobern. Der Bürgermeister von Prachatitz, Dr. Mayer, bot dem Fürsten nach englischer Sitte sogar eine Wette an, daß der Fürst als Sieger aus dem Treffen hervorgehen werde, und schlug als Preis der Wette

einen ihm wohlbekannten Schimmel aus dem Stalle des Fürsten vor. Ob der Preis dieser Wette, die — ich will es gleich hier verraten — natürlich Dr. Mayer gewann, auch wirklich in dessen Stall eintrat, vermag ich leider nicht anzugeben.

Ich blieb bei der Wahl im Landgemeindenbezirke Prachatitz richtig in der Minorität! Ich selbst war es, der das Ergebnis der Wahl am 28. Juni 1879 dem Fürsten zuerst mitteilte. Vielseitigen Aufforderungen, nun im Städtewahlbezirk gegen Dr. Nitsche, den bisherigen Abgeordneten der Städte zu kandidieren, lehnte ich auf das Bestimmteste ab und verließ den Wahlbezirk, um mich im Salzkammergut von den Strapazen dieses glorreichen Feldzuges meiner ersten Wahlcampagne gründlich zu erholen...

Im Jahre 1882, also drei Jahre später — ich war damals Professor an der Hochschule für Bodenkultur und Begründer und Direktor des Technologischen Gewerbemuseums — starb der Abgeordnete Alexander Friedmann, der einen Wiener Vorortwahlbezirk im Abgeordnetenhaus vertreten hatte und an dessen parlamentarische Tätigkeit in technischen Kreisen manche berechtigte Hoffnungen geknüpft worden waren. Ich hatte gute gesellschaftliche Beziehungen zu ihm und zu seinem berühmten Bruder, dem Schauspieler Siegwart Friedmann, der zu jener Zeit im Vordergrund des Interesses beim Theaterpublikum stand. Wie wäre es — so sagte ich mir — wenn ich nun ein zweitesmal mein Glück versuchen wollte!

Es muß zunächst ein Wort über den Wahlbezirk selbst, der jetzt in Frage kam, gesagt werden. Nach der damaligen Wahlordnung und der Wahlkreiseinteilung der Haupt- und Residenzstadt Wien bildeten die großen Gemeinden Ottakring, Neulerchenfeld, Hernals, Währing, Weinhaus, Gersthof, Pötzleinsdorf, Salmansdorf, Oberdöbling, Heiligenstadt und Nußdorf alle zusammen einen „Landgemeindenbezirk“, freilich mit einer überwiegend städtischen Bevölkerung von mehr als 400.000 Einwohnern. Die das Wahlrecht besitzenden Bewohner dieses „Landgemeindenbezirkes“ hatten zunächst Wahlmänner zu wählen, die ihrerseits dann den Reichsratsabgeordneten selbst wählten. Das Ganze nannte man „indirekte Wahl“. Der Kandidat hatte eine Riesenarbeit zu vollbringen, indem er schon vor der Wahl der Wahlmänner mit der Bevölkerung in Verkehr treten mußte, um schon auf die Wahl der Wahlmänner den nötigen Einfluß zu gewinnen. Bei der riesigen Ausdehnung des Bezirkes von Ottakring bis Nußdorf und bei der absoluten Notwendigkeit, mit jeder Gemeindevertretung, insbesondere mit jedem Bürgermeister in Fühlung zu kommen, um vor allem diese maßgebenden Männer zu gewinnen, mußten zahllose Besuche gemacht werden, um Wählerversammlungen vorzubereiten, die in den verschiedenartigsten Saalokaltäten abzuhalten waren. Die Bevölkerung dieses weitausgedehnten Wahlbezirkes gehörte den manigfaltigsten Berufskreisen und Organisationsformen der Betriebe an, von großindustriellen Etablissements bis zum kleinsten Gewerbeunternehmen und zur Heimarbeit, von großen alten Handelsunternehmungen bis zum

Gemischtwarenverschleißer. Von der Urproduktion spielten nur die Weinhauer, Weinschänker und Weingroßhändler eine Rolle; wichtig waren freilich auch die Brauherren.

Es gereichte mir hierbei gewiß zum Vorteile, daß ich als ein „Förderer des Gewerbes“ wohl auch dort ziemlich bekannt war.

Meine Programmreden waren ja der Hauptsache nach immer auf das gleiche politische Glaubensbekenntnis — das deutsch liberale Programm — abgestimmt, sie mußten aber doch in jeder Wählerversammlung irgendeine besondere, dieser Versammlung angepaßte Note erhalten. Dabei vermied ich es, von den Gegenkandidaten zu sprechen, um ihre Anhänger nicht überflüssig zu reizen. Mein offizieller Gegenkandidat war der von der deutsch-liberalen Partei, der „Linken“ des Abgeordnetenhauses, nominierte Advokat Dr. Rodler, ein sehr angesehener und höchst ehrenwerter Mann, der sich aber nicht in dem Maße bemühte wie ich, vielleicht weil er seine Wahl für ohnehin gesichert hielt. In den Wählerversammlungen traten natürlich auch Gegner meines Programmes auf; ich nenne nur den deutschnationalen Antisemiten Georg von Schönerer und den christlichsozialen Antisemiten Ernst Schneider, deren Auftreten meiner Kandidatur im übrigen nur von Nutzen gewesen ist. Ich hielt mindestens 30 Wählerversammlungen ab; gab es doch im Bezirke ungefähr 220 Wahlmänner, von denen der schließliche Ausgang der Wahl abhing. In einer Wählerversammlung spielte sich eine ganz bezeichnende Episode ab. Ich referierte im Verlaufe meiner Rede unter anderem, daß ich auf dem Standpunkte der modernen Technik stehe und ein Anhänger des Metersystems sei. Da stand Georg Ritter von Schönerer auf und sagte wörtlich: „Das ist mir alles ganz Wurscht, wir müssen deutschnational wählen und die Juden bekämpfen.“ In der Versammlung entstand ein Sturm der Entrüstung und Schönerer hatte für diesmal dort gründlich ausgespielt.

Ich wurde schließlich mit großer Majorität zum Abgeordneten gewählt und habe so den Mißerfolg meiner ersten Wahlcampagne im Böhmerlande nach drei Jahren gründlich wettgemacht. Als Nachfolger Friedmanns hatte ich nunmehr auch seine programmatische Mission im Parlamente gleichsam als Erbschaft übernommen und glaube diese Mission in der Folge auch getreulich erfüllt zu haben.

Es ist ein bemerkenswerter Zufall, daß ich jenen Mann im Parlamente ablöste, der mich im österr. Ingenieur- und Architektenverein anlässlich eines Vortrages, den ich dort über mein System der vergleichenden mechanischen Technologie hielt, scharf und sarkastisch bekämpfte. Er meinte, auf diesem Wege „müsse man auch den Stephansturm mit einem Waschtrog vergleichen“. Ich verlangte, da Friedmann viel Beifall fand, die Einsetzung einer fachmännischen Kommission, die meine Ausführungen als einen begrüßenswerten Fortschritt in der technologischen Wissenschaft bezeichnete. Friedmann sah sein Unrecht ein und wurde später sogar mein Freund.

Die liberale Partei, auf deren Programm ich ja doch eigentlich kandidiert hatte, vollzog meine Aufnahme als ihr Mitglied nicht gerade mit

Enthusiasmus, hatte ich es doch gewagt, den offiziellen Kandidaten der Partei zu bekämpfen und sogar zu besiegen. Die großen führenden Staatsmänner, die schon auf Friedmann keinen besonderen Wert gelegt hatten, da er ja doch „nur“ ein Ingenieur war, nahmen auch mich mit unverkennbar reservierter Haltung in ihren Kreis auf.

... Allmählich hatte sich aber in der Wiener Bevölkerung die große Wandlung — der Abfall von der liberalen Partei zu den Christlichsozialen — vollzogen. Auch in meinem Wahlbezirke mußte ich das nämliche Schauspiel erleben. Trotzdem ich Ehrenbürger fast aller meiner Wahlorte war, fielen meine wärmsten Anhänger ohne jeden ersichtlichen Grund plötzlich von mir ab. Ein größeres Lockmittel war wohl die Person des neuen Kandidaten, eines wirklichen Prinzen! Seine Durchlaucht Prinz Alois Liechtenstein bewarb sich jetzt um mein Mandat, das ich zweimal schon siegreich behauptet hatte. Ich selbst diente ihm bei seiner Wahlarbeit als Vorbild, denn er ahmte meine ganze Werbemethode genau nach. Er hielt zahllose Wählerversammlungen in den kleinsten und entlegensten Wirtshäusern ab und mußte sich deshalb auch den Spott seiner Standesgenossen und den Spitznamen eines „roten Prinzen“ gefallen lassen. Aber er hatte einen solchen Zulauf, daß auch der in diesem Bezirke gegen ihn kandidierende „Demokrat“ Kronawetter in der Folge durchfiel. Unter solchen Umständen wollte ich, zumal ich mit „prinzlichen“ Gegenkandidaten nun einmal kein Glück hatte, mich nicht einer Niederlage, die schließlich auch der Partei selbst geschadet hätte, aussetzen und folgte einem Rufe des fortschrittlichen Wahlkomitees der Innern Stadt, mich um das durch den Rücktritt Dr. Eduard Herbsts frei gewordene Mandat zu bewerben. So wurde ich mit Dr. Weitlof, Dr. Jaques und Dr. Josef Kopp in diesem Wahlbezirke als Kandidat aufgestellt und zum Abgeordneten gewählt. Das Mandat in der Innern Stadt habe ich bis zum Jahre 1897 ausgeübt. In den darauf folgenden Jahren konnte ich eine parlamentarische Tätigkeit jedoch aus dem Grunde nicht entfalten, da ich im Jahre 1898 zum Generalkommissär für die Pariser Ausstellung ernannt wurde, im Jahre 1899 dorthin übersiedelte und erst im Jahre 1901 von Paris wieder nach Wien zurückkehrte.

Die Anerkennung meiner parlamentarischen Tätigkeit für die Interessen der Wiener Vorortwahlbezirke führte neben anderen Ehrungen über Beschluß des Währinger Gemeinderates auch zur Umbenennung der bisherigen „Bachgasse“ in „Exnergasse“.

Der Bürgermeister Wagner von Währing bescheinigte mir denn auch in einer freundlichen Zuschrift, daß diese Umbenennung „in dankbarer Anerkennung der hohen und vielseitigen Verdienste um die Interessen des Wahlbezirkes“ vorgenommen worden sei.

Diese „Exnergasse“ hätte nun eine Parallelgasse zur Währinger Hauptstraße werden sollen, um dort den schon zu stark gewordenen Verkehr zu entlasten. Professor Umlauf hat in seinem Büchlein über die „Straßen und Plätze Wiens“ angeführt, daß diese Gasse nach dem Philosophen Franz Exner benannt worden sei — ein Irrtum, den ich

seinerzeit unter Darlegung des wahren Sachverhaltes richtiggestellt habe. Mit Gassen habe ich nun einmal auch kein Glück! So wurde die „Exnergasse“ alsbald durch die Stadtbahn entzweigeschnitten, und die im IX. Bezirke gelegene Hälfte bekam dann sogar auch einen anderen Namen. Bürgermeister Dr. Neumayer, der im Kuratorium des Technologischen Gewerbemuseums saß, machte mir einmal einen Besuch. Ich habe ihn überall herumgeführt und so kamen wir auch durch die „Eisengasse“. Ich zeigte ihm all' die stattlichen Gebäude, welche die von mir geschaffenen Institute beherbergen, und die sich alle um diese Gasse gruppieren: das Technologische Gewerbemuseum, das Gewerbeförderungsamt und die schöne Reihe von technischen Versuchsanstalten — und bemerkte dazu: „Was Sie da sehen, Herr Bürgermeister, sind lauter Exnerische Sachen, wäre es nicht sinngemäß richtig, die Gasse, in der sich alle diese Anstalten befinden, anstatt ‚Eisengasse‘, ‚Exnergasse‘ zu benennen?“ Darauf erwiderte der Bürgermeister erfreut: „Das ist' eine ausgezeichnete Idee! Das werden wir auch gleich nach Ihrem Tode machen!“ . . . — Da ich jetzt in meinem 90. Lebensjahre an die Herausgabe dieser meiner Erinnerungen schreite, wird man mir gewiß nicht den Vorwurf machen können, daß ich die Nachfolger des Bürgermeisters Dr. Neumayer allzusehr mit der Einlösung des von ihrem Vorgänger gegebenen Wortes gedrängt hätte. So sehr mir die zuge dachte Ehrung Freude bereiten würde, habe ich es doch damit durchaus nicht gerade sehr eilig . . .

Tätigkeit als Abgeordneter

Wenn ich nun wieder an meine erste Wahl und an meinen Eintritt in das Abgeordnetenhaus zurückdenke, so taucht in meiner Erinnerung der für mich natürlich so wichtige Augenblick auf, in welchem ich zum erstenmale als Volksvertreter das Wort ergriff. Es war am 23. Mai 1882 und es stand ein Bericht des Eisenbahnausschusses über die Petition eines Hernalser Vereines, betreffend die Erbauung einer Stadtbahn in Verhandlung.

Der Berichterstatter Hladik beantragte die Abtretung der Petition an die Regierung, was nach Lage der Dinge einem Begräbnis gleichkam. Ich ergriff dazu das Wort und betonte die Wichtigkeit der Erbauung einer Stadtbahn, welche die räumliche Verbreiterung der Metropole fördern und begünstigen sollte. Eine Ausdehnung der Stadt sei nur über die Vororte möglich, welche die Zukunft Wiens bilden. Die Gewerbebetriebe gehören an die Peripherie der Stadt, während der Handel sein Zentrum in der inneren Stadt suchen soll. Es muß daher der Verkehr zwischen den Gewerbebetriebsorten an den Peripherien und dem Zentrum organisiert werden.

Ferner habe ich auf das strategische Moment hingewiesen und auch darauf, daß für das Wohlbefinden der Bevölkerung in sanitärer Beziehung vorzusorgen ist. — Dann ruhte die Stadtbahnfrage lange Zeit. — Im Oktober 1885 brachte ich einen Antrag ein betreffend die Erbauung einer Eisenbahn von Nußdorf nach Penzing zur Verbindung der Franz

Josefs-Bahn mit der Westbahn und als Ergänzung der Wiener Verbindungsbahn. Diese Anregung wurde sehr skeptisch aufgenommen und Dr. Herbst konnte sich nicht enthalten, darüber spöttisch zu bemerken: „Eine Gebirgsgipfel-Verbindungsbahn!“ Erst im Februar 1886 hatte ich Gelegenheit, meinen Antrag zu begründen. Ich verwies darauf, daß es sich nicht um eine lokale Angelegenheit einzelner Vorortebezirke handle, sondern um die Interessen Wiens und somit auch um ein Reichs- und Staatsinteresse. Auch die Arbeitslosigkeit der Bevölkerung, die damals bestand, fordere die Erbauung der Bahn. Mit diesem meinen Antrag war eigentlich die erste Initiative zur Erbauung einer Stadtbahn gegeben.

Im Juni 1886 wurde im Abgeordnetenhaus nach dem Referate des Abgeordneten Richter, der vom Eisenbahnausschuß darüber gestellte Antrag zum Beschlusse erhoben: Die Regierung wird aufgefordert, wegen Erbauung einer Eisenbahn zwischen Nußdorf und Penzing die nötigen Erhebungen zu pflegen und wegen Herstellung dieser Verbindungsstrecke ehestens die entsprechenden Vorlagen im Reichsrate einzubringen. Wieder vergingen mehr als drei Jahre, ohne daß etwas geschehen wäre. Im Dezember 1889 erkundigte ich mich in einer Interpellation nach dem Resultate dieser Erhebungen und ob die Regierung geneigt sei, das Wiener Lokalbahnnetz auszugestalten. Im April 1891 interpellierte ich die Regierung neuerlich, ob sie nicht durch Erbauung der Stadtbahn die Bautätigkeit fördern und so dem in allen gewerblichen Kreisen Wiens herrschenden Notstand abhelfen wolle.

Endlich — nach nahezu einem weiteren Jahre — brachte im Februar 1892 der damalige Handelsminister Marquis Bacquhem die Regierungsvorlage, betreffend die Ausführung von öffentlichen Verkehrsanlagen in Wien ein. Dieselbe wurde dem Budgetausschusse zur Vorberatung zugewiesen, welcher darüber am 10. Mai 1892 durch den Abgeordneten Dr. Ruß im Plenum des Hauses berichtete. Es entwickelte sich darüber eine sehr umfangreiche interessante Debatte, welche sechs Sitzungstage in Anspruch nahm und an welcher sich hervorragende Redner beteiligten. Es sprachen damals Herbst, Alois Liechtenstein, Kaftan, Lueger, Geßmann, Jaques, Kaizl, Eduard Sueß, Dipauli, Szczepanowski und andere. Die tschechischen Abgeordneten bekämpften die Vorlage. Auch ich ergriff das Wort zu einer längeren Rede, in welcher ich natürlich wärmstens für die Vorlage eintrat und mich auch gegen die von antisemitischer Seite gemachten Bemerkungen, daß Wien eine „Elendstadt“ sei, wandte. Die Vorlage wurde nach den Ausschlußanträgen angenommen und auch das Herrenhaus trat diesen Beschlüssen bei. So war nach langen Bemühungen die Errichtung der Stadtbahn beschlossen. Es folgten dann noch parlamentarische Verhandlungen über Anträge, betreffend Maßregeln zum Schutze der Arbeiter bei der Ausführung der Verkehrsanlagen, bei denen ich das Wort zu ergreifen Gelegenheit hatte, und bei denen auch Dr. Masaryk sprach... Leider ist der Bau der Stadtbahn zuletzt ganz anders ausgefallen, als sich ihre Antragsteller dies gedacht hatten.

Meine letzte Rede im Abgeordnetenhaus hielt ich bei der Budgetdebatte am 14. Jänner 1897 als Spezialberichterstatte über das Eisenbahnministerium. Welche Summe von Arbeit, welche reichen Erlebnisse liegen in dieser Spanne von 15 Jahren! Sie sind so mannigfaltig, daß nur ein kleiner Teil davon hier geschildert werden kann. Ich will es versuchen, in kurzen Zügen ein knappes Bild meiner Tätigkeit im Abgeordnetenhaus des Reichsrates zu geben. Zunächst eine statistische Notiz! Ich habe während meiner Mandatsdauer 144mal im Plenum des Abgeordnetenhauses (das Herrenhaus und die Delegation nicht mit eingerechnet) das Wort ergriffen. Meine Reden erfreuten sich immer einer stattlichen Anzahl von Zuhörern, so daß ich eigentlich einen „Porzellanhund“ gänzlich entbehren konnte. „Porzellanhunde“ nannten wir jene Abgeordneten, die pflichttreu zuhörten, wenn ein Freund sprach und entsprechendenfalls das Zeichen zum Beifall gaben. Jeder Abgeordnete hatte seinen „Porzellanhund“, auf den er als sicheren Zuhörer rechnen konnte. Woher diese Bezeichnung stammte, habe ich niemals ergründen können. Ich z. B. war der „Porzellanhund“ Carneris, mein und Baernreithers „Porzellanhund“ war Graf Kuenburg. Einst sandten wir beide, Baernreither und ich, aus Karlsbad einen herrlichen echten „Porzellanhund“ nach Salzburg als Ehrengeschenk für unseren braven „Porzellanhund“ Kuenburg.

Meine Reisen im Auslande, meine besondere Fachrichtung und meine Neigungen waren dem Freisinn gewiß auch förderlich. Fortschritt und stete Aufwärtsentwicklung in der Volksbildung und in der wirtschaftlichen Wohlfahrt waren die Ziele meines eigenen Berufsstrebens. Ich bin stets für die Gleichstellung aller Staatsbürger, aller Nationen und Konfessionen eingetreten. Ich gehörte nicht zu den sogenannten „Manchesterliberalen“, denen man das passive Zuwarten in Bezug auf die Ergebnisse des Spiels der Kräfte mit Recht zum Vorwurf machte; im Gegenteil, ich hielt es für eine Pflicht der führenden Männer, das Wissen, die wirtschaftliche Energie und die Rechtlichkeit im Handeln derart zu pflegen, daß das freie Spiel der Kräfte dadurch günstig beeinflußt werde.

Auf dem Gebiete der Handelspolitik habe ich mich begreiflicher Weise im Prinzip als Freihändler bekannt, bin aber nicht so weit gegangen, daß ich den absoluten Freihandel wünschte, sondern ich habe bei der Beratung über Handelsverträge immer die freihändlerische Richtung begünstigt und bin für die möglichste Freiebung des Handels eingetreten. Freier Handel, freies Gewerbe, freie Meinungsäußerung, freie Presse — aber jede politische These hat ihre Beschränkung.

Als Gewerbepolitiker war ich stets ein Verteidiger der Gewerbefreiheit und ein Gegner jeder zünftlerischen Organisation, die man der Bevölkerung so vielfach als Heilmittel gegen wirtschaftliche Bedrängnis empfahl (Vogelsang, Alois Prinz Liechtenstein u. v. a.). In nationaler Beziehung war ich selbstverständlich ein Gegner jeder Zurückdrängung der Deutschen durch andere Nationalitäten, wo diese in der Majorität waren und eine aggressive Politik trieben, so in den „Königreichen“ Böhmen, Galizien, Ungarn und Kroatien, Dalmatien usw., sohin auch ein begeisterter

Anhänger und Verfechter der Größe des deutschen Volkes und des neuerschaffenen großen Deutschen Reiches mit seinen Kolonialbestrebungen. Diese enthusiastische deutsche Gesinnung stand für mich nicht im Widerspruch mit internationalen Kulturbestrebungen, technischer und wirtschaftlicher Gemeinschaftsarbeit und mit intensivster Pflege der gegenüber den Deutschen noch rückständigen Nationen in der österreichischen Monarchie.

Als Techniker von Beruf fühlte ich die Zurücksetzung der Angehörigen dieses Standes in den Zentralstellen, in den öffentlichen Ämtern und in der Gesellschaft als ebenso unsinnig wie verderblich für den Staat und seine Verwaltung, wie für die Länder und die Städte in ihren Verwaltungen. Die Folge dieser Zurücksetzung der Vertreter der technischen Berufe und der Vernachlässigung ihrer Forderungen in Beziehung auf Bildung und Würdigung ihrer Leistungen ist auch die Erscheinung, daß alle Zweige der Gesetzgebung und Verwaltung, die technische Belange betreffen, völlig rückständig erscheinen mußten. Ich plädierte deshalb für eine Reform des Privilegienwesens, der Maß- und Gewichtsordnung, des Punzierungswesens, der valutarischen Verhältnisse und des Münzwesens, der Eisenbahnverwaltung, für den Ausbau des österreichischen Verkehrsnetzes an Straßen, Eisenbahnen, Lokalbahnen, Flüssen und Kanälen sowie der Seeküste und der Binnenseen, der Post- und Telegraphenverwaltung — immer unter maßgebender Mitwirkung autoritativer Techniker.

Ich konnte wohl auch besonders darauf hinweisen, daß ich den Arbeitgeber und den Arbeitnehmer durch entsprechende legislatorische und Verwaltungsmaßregeln, namentlich durch das Gesetz über die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, durch autonome Vereinsbildungen und deren Zusammenwirken und durch Bildungsanstalten aller Art und Grade, sowie durch die auf die Hochhaltung des realen Handelsverkehrs und Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes gerichteten Anstrengungen gleichmäßig zu unterstützen und zu fördern bestrebt war.

Meinen Liberalismus konnte ich auch in konfessionellen Fragen betätigen, insbesondere in meiner Stellungnahme gegenüber dem Antisemitismus, der in der damaligen Zeit bis in die höchsten Kreise hinauf zum mindesten ein beliebter Sport geworden war. Ich war Mitglied des vom unvergeßlichen Professor Nothnagel gegründeten Vereines zur Abwehr des Antisemitismus und folgte dieser Bewegung, um dort, wo es anging, auch parlamentarisch eingreifen zu können.

Mit dem Kollegen Noske richtete ich im Jahre 1896 eine Interpellation an die Regierung über den Beschluß des Bürgerklubs des Wiener Gemeinderates, der damaligen Majorität, daß ein Kandidat für den Stadtrat nicht der israelitischen Konfession angehören dürfe. Wenn nicht die persönliche Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit in den Vordergrund gestellt werde, sondern das konfessionelle Moment, so sei dies eine Verletzung der Staatsgrundgesetze und eine sinnwidrige Maßregel vom Standpunkte der Verwaltung. Wir fragten die Regierung, welche Stellung sie gegenüber

der die Gleichberechtigung aller Staatsbürger verletzenden Ausschließung der Juden aus dem Wiener Stadtrat einnehme. Der Ministerpräsident Graf Badeni erklärte in seiner Antwort, „es liege, sosehr der Vorgang zu bedauern sei, für die Regierung kein Anlaß vor einzugreifen, da es sich um die Ausübung des Stimmrechtes innerhalb einer autonomen Körperschaft handle und die Interpellation sich auch nur auf eine Tatsache beziehe, welche den Gegenstand interner Verhandlungen der Parteien untereinander gebildet hat.“

In einer anderen parlamentarischen Debatte, die den Antisemitismus betraf, erinnere ich mich, den Zuhörern von einer Inschrift am Beinhaus von Custozza erzählt zu haben, in dem durchlöchernte Schädel und Knochen von Italienern, Deutschen, Slaven und vielen anderen gefallenen Soldaten nebeneinander aufgestapelt sind, so daß es nicht mehr möglich ist festzustellen, welcher Nation die Kämpfer angehört haben. Diese Inschrift besagt:

„Nemici in vita,
Morte li adegno
Pieta li raccolse.“

. . . Das ist das Ende aller unserer Leidenschaften im Leben.

Lueger, der Begründer und Führer der christlichsozialen Partei, welche die Liberalen so heftig befehdete, sagte mir einmal nach einer meiner Reden im Couloir des Hauses allen Ernstes: „Schauen's, Sie sind so ein treuer und ungeheuer erfolgreicher Anhänger Ihrer Partei; was haben's denn von der Partei? Die wird Ihnen nie was dafür danken. Bei uns ging's Ihnen viel besser!“ Es hat aber nichts genützt.

Auch in der Frage der Ausdehnung des Wahlrechtes auf die noch nicht wahlberechtigten Klassen vertrat ich einen fortschrittlichen Standpunkt.

Die politische Partei, der ich von meinem Eintritte in das Abgeordnetenhaus angefangen angehörte, später auch als Vorstandsmitglied, bekämpfte den Ministerpräsidenten Taaffe als Repräsentanten eines Systems, das den Grundsätzen der deutschliberalen Partei entgegenwirkte. Dabei war seine Methode, wie er selbst eingestand, nur darauf gerichtet, sich über Schwierigkeiten in der Gesetzgebung und Verwaltung durch allerlei Mittel und Mittelchen hinwegzuhelfen, er „wurstelte fort“, wie er sich auszudrücken pflegte und hatte unablässig nur ein Ziel im Auge, das ist das Vertrauen und die Gnade des Monarchen zu erhalten und diesem vor allem seine „Gemütsruhe“ zu sichern. Jede oppositionelle Rede reizte den Grafen Taaffe und verleitete ihn oft in seinen polemischen Ausführungen gegen die Redner der Linken zu Unbesonnenheiten.

Als ich im Jahre 1887 in der Budgetdebatte beim Kapitel „Ministerat“ eine Rede hielt, in der ich die Entwicklung Wiens mit jener von Budapest und Berlin verglich, ein Vergleich, der sehr zu Ungunsten der österreichischen Regierung ausfiel, kam es zu einem heftigen Zusammenstoß mit dem Grafen. Ich zitierte Varnhagen von Ense, der im Jahre 1812 geschrieben hat: „Welch' kleinen Eindruck macht das Leben zu

Berlin, nachdem man Wien, Prag und Dresden gesehen hat“, während man jetzt sagen müßte: „Welch' kleinen Eindruck macht Wien im Vergleich zu dem aufstrebenden Berlin“. Ich hatte in meinen Ausführungen auch einige Sätze über Wien aus dem Werke des Kronprinzen Rudolf, „Die österreichische Monarchie in Wort und Bild“, dessen Mitarbeiter ich auch war, angeführt und schloß mit dem bekannten Ausspruch des Kronprinzen bei der Internationalen Elektrotechnischen Ausstellung im Jahre 1883: „Ein Meer von Licht soll sich von Wien aus über das Reich ergießen!“ — Graf Taaffe erwiderte ärgerlich mit einigen witzig sein sollenden Bemerkungen und warf mir vor, daß ich gegen den parlamentarischen Gebrauch die Krone in die Debatte gezogen habe. Darauf antwortete ich dem Grafen, er befände sich in einem Irrtum, nicht ich habe die Krone in die Debatte gezogen, sondern er habe es getan. Ich habe nur den Schriftsteller Kronprinzen Rudolf zitiert. Ich müsse es bedauern, wenn die Begriffsverwirrung soweit vorgeschritten wäre, daß man das Zitat eines Schriftstellers, der dem Kaiserhause angehört, mit einer Besprechung der Krone verwechselt . . . Eine Folge dieses Zwischenfalles war, daß die Minister offenbar den Auftrag erhielten, in der Budgetdebatte jeder von seinem Ressortstandpunkte aus meine Ausführungen über den Vergleich zwischen Wien—Berlin und Budapest ad absurdum zu führen, was sie mit mehr oder weniger Glück zu tun sich im Schweiße ihres Angesichtes bemühten. Taaffe verlangte beim Dejeuner in der Parlamentsrestauration von den an seinem Tische sitzenden Ministerkollegen aufgeregt meine Maßregelung, die, nachdem ich als Hofrat in außerordentlicher Dienstleistung bei der Verwaltung des gewerblichen Unterrichtswesens in Verwendung stand, durch den Unterrichtsminister hätte erfolgen müssen. Der Finanzminister Dr. von Dunajewski bemerkte, daß ich, wenn die Regierung mich in irgendeiner Weise trotz meiner Immunität maßregeln würde, zum Opfer meiner politischen Überzeugung gemacht werden könnte, was mir vielleicht ebenso zustatten kommen würde, wie die in einem früheren Zeitpunkte verfügte Maßregelung des Landespräsidenten von Schlesien, Freiherrn von Lasser, der solcherart später selbst Mitglied des Bürgerministeriums geworden ist.

Die Sache führte natürlich auch zu einer Verstimmung des Kronprinzen und die Haltung des Grafen Taaffe bewirkte schließlich, daß der Kaiser dem Ministerpräsidenten befahl, sich beim Kronprinzen entschuldigend zu entschuldigen.

Ein Jahr ungefähr war seit den hier geschilderten Vorgängen verflissen, als ich neuerlich in einen politischen Gegensatz zum Grafen Taaffe und seinem Kabinett geriet. Am 30. September 1888 wurde der im Westen der Stadt gelegene Türkenschanzpark durch den Kaiser eröffnet. Dieser Park war als Krönung des von Heinrich Ferstel entworfenen Generalplanes von Wien gedacht gewesen. Karl von Hasenauer trat die Erbschaft des Gedankens an, dessen Durchführung mir als Abgeordneten der Vororte und meinen Freunden in den westlichen Bezirken zufiel. Ich hatte mit dem Generaladjutanten des Kaisers,

Grafen Eduard Paar, der mir stets ein wahrer Gönner gewesen ist, höchst vertraulich vereinbart, daß der Kaiser nach der Rückkehr von Ischl in feierlicher Weise den Türkenschanzpark eröffnen werde, bei welcher Gelegenheit die westlichen Vorortegemeinden dem Monarchen huldigen würden. Ich hatte als Obmann des Exekutivkomitees die Ansprache an den Kaiser zu halten, in der ich den Wunsch der Vorortegemeinden zum Ausdruck zu bringen beabsichtigte, daß die „physische Grenze“, die Wien von den Vororten trennt (der Linienwall), möglichst bald fallen möge. Der Wortlaut dieser Ansprache gelangte durch den Grafen Paar unmittelbar an den Kaiser, der ihn zur Kenntnis nahm und mir sein Erscheinen zusagen ließ. Die Kabinettskanzlei wurde beauftragt, die Antwort des Kaisers auf meine Ansprache zu verfassen, überließ jedoch vertrauensvoll diese Aufgabe mir selbst. So kam es, daß der Kaiser bei der Eröffnung des Türkenschanzparks die Auflassung der Linienwälle und die Vereinigung der Vororte mit Wien in Aussicht stellte. Graf Taaffe war mit seinen Ministerkollegen bei dem feierlichen Akt zugegen und, wie leicht erklärlich sein wird, auf das peinlichste überrascht. Der kluge Finanzminister faßte sich am schnellsten und meinte zu seinen Kollegen, daß man es nun wohl jetzt werde durchführen müssen, und der Kronprinz klopfte mir auf die Schulter und sagte lächelnd: „Das haben Sie gut gemacht!“

Im Jahre 1887 schon stellte ich im Abgeordnetenhaus — gemeinsam mit meinen Kollegen Plener und Wrabetz — einen Antrag auf Errichtung von Arbeiterkammern. So wie es in Deutschland neben den Handelskammern auch Gewerbekammern gibt, sollte es nach meiner Ansicht bei uns mit Rücksicht auf die steigende Bedeutung der sozialpolitischen Fragen neben den Handels- und Gewerbekammern Arbeiterkammern geben. Wir hatten zuerst Arbeiterkammern dort verlangt, wo Handelskammern bestehen, Taaffe sagte aber gleich: „Gar keine Spur, 15 sind gerade genug“. Später meinte er freilich, auch das sei noch zu viel und drückte die Zahl schließlich auf 12 herunter. Wir fügten uns, um den Gedanken zu retten, diesem Diktat und verlangten die Arbeiterkammern nur dort, wo der Arbeiterstand numerisch sehr stark war. Vor allem aber erklärte Graf Taaffe, die Arbeiterkammern dürften natürlich kein Wahlrecht erhalten, worauf wir unter solchen Umständen auf die Sache überhaupt verzichten mußten. Die Sozialdemokraten waren der ganzen Angelegenheit damals ablehnend gegenübergestanden. Eine von ihrem Führer Dr. Viktor Adler verfaßte Denkschrift gab Aufschluß über die Gründe dieser ablehnenden Haltung, man wollte die Arbeiterkammern nicht als Geschenk aus den Händen des Kurienparlaments annehmen. Es vergingen dann freilich Jahrzehnte, bis die sozialdemokratische Partei selbst endlich nach dem Umsturz die Schaffung von Kammern für Arbeiter und Angestellte erwirken konnte. . . .

In der Politik gibt es bekanntlich kein „niemals“; das sollte sich jeder Parlamentarier stets vor Augen halten. So mußte auch ich einmal daran glauben und den Standpunkt der liberalen Partei verlassen. Unsere Partei hatte sich bei zahlreichen Gelegenheiten als prinzipielle

Gegnerin von Fideikommissen bekannt und ich natürlich mit ihr. Und doch sah ich mich einmal veranlaßt, in die Debatte über die Errichtung eines Fideikommisses mit einer Rede einzugreifen — es war dies im Jahre 1893 — und für dieses Fideikommiß ausnahmsweise wärmstens einzutreten. Es handelte sich um die Errichtung des gräflich Wladimir Dzieduszyckischen Familienfideikommisses, das vor allem auf die Erhaltung seines Museums in Lemberg abzielte. In der Debatte wurde es von den Abgeordneten Vašatý und Kronawetter auf das heftigste bekämpft, während sogar ein nationaler Gegner, der Ruthene Barwinski, dafür eintrat. Meine Stellungnahme für dieses Fideikommiß beruhte auf kulturellen Gründen; es war mein Bestreben, das vom Grafen Dzieduszycki geschaffene ethnographische Museum ungefährdet zu erhalten. Dieses Museum war seit langen Jahren schon eine europäische Merkwürdigkeit. Es umfaßt nicht bloß den Inhalt naturhistorischer Lokalmuseen, sondern es ist eine wohlgeordnete, geschmackvolle, sorgfältig katalogisierte Sammlung, die jede wissenschaftliche Prüfung vertragen würde und in der sowohl die Botanik und Zoologie, als auch die Mineralogie, Geologie und Paläontologie vertreten sind. Der größte Schatz des Museums ist die ethnographische Abteilung. Ich schilderte in der Debatte die großen Verdienste des Grafen Dzieduszycki um die Schaffung dieses Museums und ich darf wohl sagen, daß die Annahme des Antrages hauptsächlich auf meine Haltung in dieser Sache zurückzuführen war.

Gleich am Beginne meiner Laufbahn hatte ich schon unser Privilegiengesetz als ein veraltetes, nicht mehr in die Zeit passendes betrachtet. Das ganze Rechtsinstitut, welches das geistige Eigentum auf dem Gebiete der Industrie regelte, bestand damals in Österreich aus einem kaiserlichen Patente aus dem Jahre 1852 und zwei Gesetzen aus dem Jahre 1858, hatte also ein ehrwürdiges Alter im Vergleiche zu den kolossalen Fortschritten und zu den ganz unbeschreiblichen Umwälzungen, die sich gerade auf diesem Gebiete vollzogen hatten. Bei allen Fachleuten herrschte demnach bezüglich der Verurteilung dieser Gesetze nur eine Stimme. Aber noch schlechter, als die Gesetze selbst war die auf ihnen beruhende Praxis, so daß das geflügelte Wort entstand, die dreißigjährige Periode der Gültigkeit des Privilegiengesetzes vom Jahre 1852 sei nichts anderes als der unglückliche Dreißigjährige Krieg zwischen der Spitzfindigkeit der Regierung und dem Verdienste der Erfinder. So kam ich, besonders aufmerksam gemacht durch den — über Anregung des Berliner Patentingenieurs Karl Pieper — von Baron Schwarz-Senborn im Jahre 1873 nach Wien einberufenen internationalen Kongreß für das industrielle Eigentum, auf welchem die Frage des Rechtsschutzes von hervorragenden Vertretern des In- und Auslandes beleuchtet wurde, zu der Überzeugung, daß es wichtig und dringend sei, durch eine moderne ausreichende Gesetzgebung den Bedürfnissen der Erfinder und der Industrie Rechnung zu tragen. Im Verein mit meinem Freunde Franz Edlen von Rosas, welcher der Finanzprokuratur angehörte, und ein ausgezeichnete Jurist war, verfaßte ich vier Anträge und zwar über das Patentwesen, den

Markenschutz, den Musterschutz und die Übervorteilung im Warenverkehr, welche ich im Jahre 1882 vollständig formuliert im Abgeordnetenhaus einbrachte. Es würde zu weit führen, den ganzen Leidensweg dieser Anträge hier ausführlich zu erzählen. Sie wurden einer Kommission zugewiesen, in welcher sich das Handelsministerium ihnen gegenüber absolut ablehnend verhielt. Der Referent des Ministeriums, Ministerialrat Woerz war dagegen und hatte einen jungen Beamten namens Beck-Managetta beauftragt, die Vorlagen im Ausschusse zu bekämpfen. Sie wurden dort auch glücklich zu Fall gebracht. Kurze Zeit darauf traf ich einmal diesen jungen Beamten und hielt ihm vor, wie unklug es sei, sich einer Entwicklung entgegenzustellen, die man nicht aufhalten könne, nachdem sie im Deutschen Reiche und auch sonst schon überall Boden gefaßt habe. Wenn sich das Handelsministerium dieser Bewegung anschließe, so werde die Folge davon die Errichtung eines Patentamtes sein und er selbst oder einer seiner Kollegen werde daraus Nutzen ziehen. Dies genügte, um eine Änderung der Haltung des Handelsministeriums zu erhoffen und es wurde im Jahre 1891 in der Tat eine eigene Regierungsvorlage betreffend die Schaffung eines Patentgesetzes im Parlament eingebracht. Auch meine Prophezeiung ging in Erfüllung; jener junge Beamte — Beck-Managetta — wurde der erste Präsident des neuen Patentamtes. Es mußten aber von der Einbringung meines ersten Antrages — in der nächstfolgenden Session hatte ich den Antrag wiederholt, aber es war von der Regierung nur ein Markenschutzgesetz eingebracht worden — 14 Jahre vergehen, bis die von mir angestrebte Vorlage, die auf Prinzipien des Aufgebotes und Vorprüfungsverfahrens beruht, zur Annahme gelangte. Ich fungierte als Referent über das Gesetz und hatte schließlich die Genugtuung, daß meine Grundgedanken darin zur Geltung kamen. Ich stand auf dem für die Gesetzgebung charakteristischen und entscheidenden Standpunkte: daß die Erfindungen nicht bloß angemeldet, sondern ausgelegt und vorgeprüft werden müssen, Grundsätze, die auch in Deutschland zum Durchbruch gekommen sind.

Meine Mitwirkung bei der Schaffung der Internationalen Union auf dem Gebiete des Patentwesens begann schon in den Achtzigerjahren. Bei vielen Vorberatungen, die zur Gründung dieser Internationalen Staatenunion führten, war ich Mitglied und trat als Redner auf. Im Jahre 1883 wurde die Union auch begründet, den Eintritt Österreichs in dieselbe konnte ich aber damals noch nicht durchsetzen. Erst in einem späteren Zeitpunkte — ich hatte inzwischen auch im Jahre 1892 bei einer Handelsvertragsdebatte im Abgeordnetenhaus eine diesfällige Resolution eingebracht — erfolgte der Eintritt Österreich-Ungarns gleichzeitig mit dem Deutschlands. Was Ungarn anbelangt, hatte ich darüber mit dem Publizisten Hegedüs sen., dem späteren ungarischen Finanzminister, zu verhandeln.

Meine Bemühungen und Erfolge auf dem Gebiete der Patentgesetzgebung fanden seitens unserer Fachbehörden eigentlich niemals die entsprechende Anerkennung. Erst der gegenwärtige Präsident des Patentamtes, Sektionschef Bergmann, sah sich, als er sein Amt antrat, ver-

anlaßt, den Urheber der österreichischen Patentgesetzgebung und eigentlichen geistigen Begründer des Patentamtes in feierlicher und diesen sehr ehrenden Weise zu begrüßen. . . .

Als Liberaler stand ich, wie bereits erwähnt, stets auf dem Standpunkte der Gewerbefreiheit. Das hätte aber natürlich kein Hindernis für die Entwicklung von freien Genossenschaften sein sollen. Die Gewerbetreibenden sollen sich für wirtschaftliche Zwecke, zu gemeinsamen wirtschaftlichen Aufgaben organisieren. Das Gesetz vom Jahre 1873 über die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften war vollständig ausreichend als solche Organisation für das Gewerbe. Ich konnte mich dabei auf den bedeutendsten Kenner des Gewerbes, seinen hervorragendsten Förderer, den das zivilisierte Europa in diesem Jahrhundert hervorgebracht hat, berufen, auf den Sohn eines kleinen Wiener Schneidermeisters, auf Karl Karmarsch, der als der größte Technologie gefeiert wird, nicht bloß in Österreich und Deutschland, sondern in der ganzen Welt. Karmarsch sagt über die Frage der Gewerbegesetzgebung: „Eine nur durch die nötigsten gesetzlichen Beschränkungen geregelte Freiheit in der Wahl und dem Betriebe der Gewerbe kann die vollkommenste Nutzung aller zum Dienste der Industrie geeigneten und geeigneten physischen und geistigen Kräfte sichern und sie allein kann das Talent zu Erfindungen und Verbesserungen ermuntern. Alle durch den Staat angeordneten oder zugelassenen Beschränkungen in dieser gedachten Beziehung mögen diejenigen, zu deren Vorteil sie bestehen, vielleicht äußerlich begünstigen, sie müssen dagegen einen wesentlichen Teil der bezüglichen Elemente beengen und gänzlich unterdrücken.“ Er sagte ferner auch ausdrücklich, daß die gewerbefreiheitlichen Gesetze in Österreich und verschiedenen deutschen Ländern — er schrieb dies im Jahre 1871 — den bedeutendsten legislativen Fortschritt auf diesem Gebiete darstellen.

Ich war stets überzeugt, daß dem Kleingewerbe Hilfe nur im Wege der Schule, durch die Volks-, Fach-, Fortbildungs- und Gewerbeschulen, zuteil werden könne. Die Gegner unserer Anschauungen waren auf dem Standpunkte, daß man zu den Zünften zurückkehren müsse — zu den Zwangsgenossenschaften. Man hatte den Leuten versprochen, es werde ihnen, wenn sie sich organisieren, besser gehen. Ich billige die freiwillige, nicht aber die zwangsweise Zusammenfassung der Kräfte. Für Belcredi und Liechtenstein, welche die zünftlerische Bewegung führten, war das Ganze eine politische Angelegenheit, denn sie sagten sich: wenn wir die Zwangsgenossenschaften organisieren, werden die Leute gezwungen sein, für die christlichsoziale Partei zu stimmen. Ich habe diese ständischen Bestrebungen, die Vogelsang, der klerikale Berater seiner Freunde Belcredi und Liechtenstein, ins Parlament hineinbringen wollte, bekämpft und war stets ein Gegner der zünftlerischen Gesetzgebung. Bei der Besprechung der Wichtigkeit des gewerblichen Unterrichtes rief ich im März 1883 unter lebhafter Zustimmung aus: „Die Sistierungsära der Gewerbefreiheit kann leicht zu einem Königgrätz der Kleingewerbetreibenden führen.“

Nachdem aber das rückschrittliche Gewerbegesetz nun schon einmal beschlossen war, konnte ich nur daran denken, wie es zu verbessern wäre. Dazu hatte ich, da ich bei den verschiedenen Novellierungen des Gesetzes wiederholt Referent war, Gelegenheit und bei jeder Novellierung trachtete ich, soviel Nützliches als möglich hineinzubringen. So wurde über meine Anregung eine der wichtigsten Bestimmungen des Gesetzes, die gewerblichen Fortbildungsschulen als Pflichtschulen einzuführen, beschlossen, dann habe ich die sozialpolitischen Aufgaben der Genossenschaften, wie die Altersversorgung usw. hineingebracht. Nachdem ich weder den Befähigungsnachweis, noch die Gesellenprüfung beseitigen konnte, habe ich mich bemüht, daß diese Bestimmungen so vernünftig als möglich gestaltet werden.

Über meinen Antrag wurden die gewerblichen Unterrichtsanstalten vom Handelsminister Bahns mit dem Rechte, den Befähigungsnachweis zu erteilen, ausgestattet. Diese Anstalten haben den Befähigungsnachweis, den die Zünfte verlangt haben, an ihre Absolvierung geknüpft und haben in der Schule praktischen Unterricht erteilt, so daß in das Gewerbe Leute gekommen sind, die nicht im Wege der Meisterlehre, sondern im Wege des Fachunterrichtes den Befähigungsnachweis erbracht haben. Wir haben auf Umwegen und zwar auf Umwegen der Bildung die gefährlichsten Seiten der Vogelsangschen Gewerbepolitik bekämpft und besiegt. Ich trat auch immer gegen die Einteilung der Gewerbe in handwerksmäßige, konzessionierte und freie auf. Die freien Gewerbe sind übrigens schrittweise verschwunden und sind über ihren eigenen Wunsch unter die handwerksmäßigen aufgenommen worden.

So oft Gelegenheit war, habe ich im Parlamente bei Gewerbebefragen das Wort ergriffen. Merkwürdigerweise traf es sich häufig, daß ich mit meinem Mandatsnachfolger, dem Prinzen Liechtenstein, zu polemisieren hatte. Überhaupt machte mich mein verschiedenes Auftreten in Gewerbeangelegenheiten gewöhnlich zum Zielpunkt heftiger Angriffe, besonders von antisemitischer Seite, aber auch von Seite der Zünftler aller Art die vorwiegend auf der Rechten saßen. Im Herrenhause hatte ich während der Zeit meiner Mitgliedschaft beinahe alle Referate in Gewerbebefragen.

Große Kämpfe hatten wir im Abgeordnetenhouse bei der Einführung der Unfall- und Krankenversicherung. Ich war dort bei der Beratung der Unfallversicherung Führer der Minorität gegenüber dem Ministerialreferenten Hofrat Kaan. Die Regierung hatte das Kapitaldeckungsverfahren beantragt, das auch angenommen wurde. Neuwirth, Baernreither und ich waren dagegen für das in Deutschland eingeführte Umlageverfahren. Wir konnten unseren Standpunkt gegen Liechtenstein, der damals Führer der Majorität im Ausschusse war, nicht durchsetzen, behielten aber in der Zukunft recht, denn das Kapitaldeckungsverfahren bewährte sich durchaus nicht.

Meine Tätigkeit im Gewerbeausschusse hätte für mich einmal eine üble Folge haben können. Ich habe im Gewerbeausschuß die Herabsetzung des Normalarbeitstages beantragt. Die Arbeitszeit betrug damals

11 und mit ausnahmsweiser Bewilligung 12 Stunden. Mein Antrag ging auf Herabsetzung dieser Arbeitszeit auf 10 Stunden. Der Antrag wurde zwar nicht angenommen, aber seine Reflexwirkung werde ich bei der Pariser Ausstellung schildern.

Über die Sonntagsruhe zu sprechen sah ich mich das erstmal veranlaßt, als im Dezember 1883 eine Reihe von Petitionen betreffend die Sonntagsheiligung in Verhandlung stand. Eigentlich wäre keine Notwendigkeit vorgelegen, zu diesem Gegenstande zu sprechen, da der Ausschuß lediglich die Abtretung der Petitionen an die Regierung zur eingehendsten Würdigung und baldigsten Berücksichtigung beantragte und es außerdem auch keine Gegner einer vernünftigen Sonntagsruhe gab. Nun erfreute sich aber damals das Abgeordnetenhaus eines tschechischen Abgeordneten aus Mähren, eines geistlichen Herrn, Pater Wurm, der als erbitterter Feind der Liberalen und des Liberalismus jede Gelegenheit benützte, um gegen sie in der gehässigsten Weise aufzutreten. So ließ er auch bei diesem Anlasse eine wahre Kapuzinade los, die von unserer Seite nicht unbeantwortet bleiben durfte. Ich meldete mich daher zum Worte, um die gegen den Liberalismus und hauptsächlich gegen unsere Partei gerichteten Angriffe abzuwehren und unseren Standpunkt in der Frage der Sonntagsruhe zu kennzeichnen.

Pater Wurm klagte damals auch darüber, daß man es dem Arbeiter nicht möglich mache, „wenigstens einmal in der Woche sich vom körperlichen Schmutz zu säubern und seinen mit Staub und Schweiß überdeckten Leib zu reinigen.“ Da hatte ich in der Polemik leichtes Spiel, indem ich unter lebhafter Heiterkeit erwiderte, daß eine aufgeklärte Staatsverwaltung und mit ihr also auch das Parlament dahin streben müsse, daß der Arbeiter sich nicht nur am Sonntag, sondern daß er sich alle Tage wasche.

Das zweitemal befaßte ich mich mit diesem Gegenstande, als im Jahre 1894 das Gesetz, betreffend die Regelung der Sonntagsruhe im Gewerbebetriebe in Verhandlung stand, bei welcher Gelegenheit ich als Generalredner der Linken ins Treffen geschickt wurde und mich mit gewissen Einschränkungen für das Gesetz aussprechen konnte.

Daß ich mich um die Einschränkung der Kinderarbeit bemühte, ist wohl selbstverständlich. Leider wurde im Jahre 1884 mein Antrag, bei jugendlichen Hilfsarbeitern im Alter von 12 bis 14 Jahren nur eine sechsstündige Arbeitszeit zuzulassen, abgelehnt. In einer Debatte betonte ich einmal, daß ich glücklich wäre, wenn die internationale Gesetzgebung die Schulpflicht und das Verbot der jugendlichen Arbeit bis zum 14. Jahre normieren würde und kündigte dabei einen Antrag unserer Partei an, daß Kinder von 12 bis 14 Jahren in der Zeitdauer von sechs Stunden täglich, allerdings nur für bestimmte Kategorien von Industrien und auch dann nur unter Sicherstellung ihrer körperlichen Gesundheit Verwendung finden dürfen.

Auf dem Gebiete des Schulwesens stand ich stets auf dem Standpunkte der Hasnerischen Volksschule, die ich für die größte Tat des Liberalismus in Österreich halte, sie war auch in der ganzen Welt an-

erkannt. Bei all den zahlreichen Angriffen der Klerikalen auf unser Schulgesetz bin ich immer als Verteidiger dieses kostbaren Gutes aufgetreten. Schon als junger Abgeordneter hatte ich im Jahre 1883 Gelegenheit, mich bei der Beratung der Schulgesetznovelle an der Redeschlacht zu beteiligen und mich in einer längeren Rede gegen die Verschlechterung unserer Schule zu wenden. Ich schloß damals mit den Worten: „Diese Novellistik ist so überaus kennzeichnend für die Hast, für den Mangel an Gründlichkeit, an Ernst, für den Mangel an Beachtung der Argumente der Gegner, daß man vielleicht annehmen darf, vielleicht sage ich, daß die gegenwärtige Legislaturperiode der Jahre 1881 und der folgenden — wir wissen nicht wie vieler — von dem Griffel der Klio bezeichnet werden wird als „Gesetzgebung der Frivolität auf religiös-sittlicher Grundlage“, und dann wird es keinen Präsidenten geben, der eine eventuelle derartige Bezeichnung mit dem Ordnungsrufe belegen könnte.“

In einer anderen Rede in der Schuldebatte im Jahre 1884, in welcher ich über gewerblichen Fortbildungsunterricht sprach, warnte ich dringend davor, nationale und autonome Wünsche auf diesem Gebiete zur Geltung kommen zu lassen. Ich richtete einen Appell an die Rechte: „Stören Sie nicht die Entwicklung dieser herrlichsten Blüte der österreichischen Verwaltung und werfen Sie nicht autonome und nationale Aspirationen in die gerade, offene Bahn der Entwicklung, die wir betreten haben.“

Was Detailfragen der Schule anbelangt, war ich keineswegs ein Gegner des humanistischen Gymnasiums und ich bin es auch heute nicht; ich bin aber der Meinung, das humanistische Gymnasium soll nicht die überwiegende Schule sein, weil die alten Sprachen nicht das Überwiegende für alle Bildungsbedürftigen sind. Die Realgymnasien und die Realschulen sollen das Mittel für die Massenerziehung sein. Ich befürwortete stets den fachlichen Unterricht. So beantragte ich z. B. bei Beratung des Gesetzes über die Unfallversicherung der Arbeiter, an den technischen Hochschulen für die Einrichtung von Kollegien über Fabrikshygiene und Unfallverhütung vorzusorgen, sowie an den Gewerbe- und Fachschulen die Rücksichtnahme auf diesen Gegenstand beim Unterrichte anzuordnen und sonstige Maßregeln zum Zwecke der Belehrung der industriellen Klassen über die einschlägigen Fragen zu ergreifen.

Ich wandte meine besondere Aufmerksamkeit dem gewerblichen und technischen Unterrichtswesen zu und verlangte in der Schule auch die Kunstpflege, sowie die Pflege des wichtigen Gebietes der Statistik. Kein Anlaß war mir zu gering, um ihn nicht im Interesse der Schule zu benützen. Bei der Beratung eines Gesetzes über die Verlegung der Wiener Verzehrungssteuerlinie beantragte ich eine Resolution, in welcher die Regierung aufgefordert wurde, das gesamte Unterrichtswesen in den Wiener Vororten auf das den Bedürfnissen einer großstädtischen Bevölkerung entsprechende Niveau zu heben und insbesondere dem gewerblichen Unterrichte erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Die Lage der technischen Hochschulen und der an denselben wirkenden Kräfte beschäftigte mich stets auf das Lebhafteste.

Die Hörer der technischen Hochschulen Österreichs und der Hochschule für Bodenkultur hatten Petitionen wegen Verleihung des Ingenieurtitels eingebracht, über welche im Jahre 1892 referiert wurde. Der Ausschuß stellte dem Hause den Antrag, die Petitionen der Regierung zur geeigneten Würdigung abzutreten, also wohl das Geringste, was er überhaupt beantragen konnte. Es ist selbstverständlich, daß ich diese Gelegenheit ergriff, um die Interessen der Technikerschaft zu vertreten. Ich wies unter Anführung zahlreicher Beispiele darauf hin, wie die Techniker gegenüber anderen gelehrten Berufen stets zurückgesetzt werden und richtete einen Appell an das Haus, gegen sie gerecht zu sein. Die Frage des Ingenieurtitels und seines Schutzes wurde Dezennien später durch eine Verordnung des Arbeitsministers Trnka geregelt.

Wichtiger als jede Standesfrage sind die Maßnahmen zur Hebung des Verkehrswesens, die auch auf die Stellung des Technikers günstig zurückwirken.

Ich hielt es für meine Pflicht, die Bemühungen meines Freundes Emanuel Proskowetz, des Vorkämpfers und ich möchte sagen Altmeisters des Wasserstraßenbauwesens, kräftigst zu unterstützen. Dazu hatte ich Gelegenheit, als im Jahre 1892 im Abgeordnetenhaus ein Bericht des volkswirtschaftlichen Ausschusses über Petitionen betreffend die Herstellung künstlicher Wasserstraßen auf der Tagesordnung stand. Über diesen Gegenstand, über den selbstverständlich Freund Proskowetz referierte, hatte sich eine große Debatte entwickelt, die mehrere Tage dauerte. Auch ich beteiligte mich an derselben, indem ich wärmstens für den Ausbau der Wasserstraßen eintrat. Am Schlusse meiner Rede verglich ich den Handelsminister mit Faust, der im Greisenalter zur Überzeugung gekommen war, daß es nur eine wirklich nützliche, nachhaltige Leistung gebe, das ist die technische Arbeit. Denn Faust sagt zu Mephisto:

„Wie es auch möglich sei, Arbeiter,
Schaffe Meng' auf Menge,
Ermuntre durch Genuß und Strenge,
Bezahle, locke, presse bei,
Mit jedem Tage will ich Nachricht haben,
Wie sich verlängt der unternomm'ne Graben.“

Also Faust befiehlt Mephisto, die Lemuren beizustellen — das sind die Techniker — und zwingt ihn, den Kanal zu bauen. Ich schloß meine Rede mit dem Wunsche, daß der Handelsminister diesem von Goethe vorgezeichneten Wege folge, bevor ihn die „Sorge“ ereilt und damit eine Ehrensache für Österreich und ein wichtiges Gebot der volkswirtschaftlichen Notwendigkeit erfülle. Leider waren alle Bemühungen vergebens, die österreichische Regierung hatte immer andere Dinge zu tun, als sich mit wichtigen verkehrspolitischen Aufgaben zu befassen, und Freund Proskowetz sank ins Grab, ohne das Ziel seines Lebens erfüllt zu sehen.

Eine Angelegenheit von gleich großer wirtschaftlicher Bedeutung will ich in den nachfolgenden Zeilen berühren.

Lange bemühten sich die Fachkreise vergeblich, die Trennung der Eisenbahnangelegenheiten vom Handelsministerium und die Errichtung eines eigenen Eisenbahn- bzw. Verkehrsministeriums durchzusetzen, bis schließlich durch eine kaiserliche Verordnung vom 15. Jänner 1896 die Errichtung eines Eisenbahnministeriums und die Ernennung des FML. von Guttenberg zum Eisenbahnminister erfolgte. Von vielen Seiten wurde diese Art der Errichtung eines neuen Ministeriums mit dem Hinweis auf das Staatsgrundgesetz bekämpft, nach welchem die Gesetzgebung über die grundsätzlichen Bestimmungen und betreffend die Organisation der ganzen Verwaltung in die Kompetenz des Reichsrates gehöre. Mit dieser Frage beschäftigte sich auch ein am 15. Februar 1896 eingebrachter Dringlichkeitsantrag des tschechischen Abgeordneten und späteren Finanzministers Kaizl, der die Regierung aufforderte, die Argumente mitzuteilen, mit welchen sie die im Verordnungswege erfolgte Errichtung eines Eisenbahnministeriums zu rechtfertigen vermöge. Ministerpräsident Graf Badeni verteidigte diese Regierungshandlung und betonte, daß die Errichtung von Ministerien, sowie die Bestimmung ihrer Ressortgrenzen eine Prerogative der Krone bilde. Trotzdem auch auf nicht oppositioneller Seite viele Stimmen laut wurden, die diese Ansicht nicht billigten, schloß sich die Majorität dem Standpunkte der Regierung an. Auch von unserer Partei wurde die Errichtung eines Eisenbahnministeriums stets gefordert, und von meinem Freunde und Parteigenossen Dr. Victor Russ, dem Abgeordneten von Karlsbad, und von mir vertreten. Zur schließlichen Errichtung des Eisenbahnministeriums soll auch der damalige Generalstabschef Baron Beck einigermaßen beigetragen haben, der seinen Stellvertreter FML. Guttenberg auf ein „Nebengeleise“ abzustellen den Wunsch hatte. FML. Guttenberg wurde denn auch in der Tat der erste Eisenbahnminister Österreichs und so konnte der Parlamentswitz damals mit vollem Rechte rühmen, „daß er der beste Eisenbahnminister sei, den Österreich je besessen habe“. Bald nach der Schaffung des Eisenbahnministeriums wurde auch der Staatseisenbahnrat ins Leben gerufen, dem Dr. Russ und ich dauernd angehörten.

Ich hatte manches an der Organisation des Eisenbahn-Ministeriums und des Dienstes auszusetzen. So trat ich mit meiner ganzen Kraft für die Schaffung von Liniendirektionen an Stelle der Bezirksdirektionen ein, welche meiner Überzeugung nach einen schädlichen Einfluß auf die ganze Betriebsführung ausübten. Da jedoch die Ländervertreter meine Ansicht aus lokalpatriotischen Motiven bekämpften, blieb ich mit derselben in der Minorität; ich war aber von der Richtigkeit meiner Vorschläge so durchdrungen, daß ich, über die Ablehnung verstimmt, aus dem Staatseisenbahnrate austrat. Über dringenden Wunsch der Regierung nahm ich aber später eine zweite Berufung neuerlich an.

In den genannten Kreisen war man sich klar, daß eine Reform unserer Staatseisenbahnverwaltung eine Notwendigkeit sei. Bei einem Zusammentreffen mit dem Ministerpräsidenten Baron Gautsch im Sommer 1905 in Karlsbad ersuchte er mich, einen Organisationsplan

für das Eisenbahn- bzw. Verkehrsministerium zu entwerfen, also eine gründliche Reform anzubahnen, was bei der zu jener Zeit einsetzenden Eisenbahnverstaatlichungsaktion in Europa eine besonders dringende Angelegenheit war.

Ich versprach dem Ministerpräsidenten, dieses Promemoria, das vorläufig geheim gehalten werden sollte, bis Ende Oktober zu liefern und stürzte mich sofort mit Begeisterung auf die mir übertragene Arbeit. Da ich das englische, belgische und französische Eisenbahnwesen und seine Verwaltung von früheren Aufenthalten in diesen Ländern und aus der zeitgenössischen Fachliteratur ausreichend kannte und auch mit den österreichischen Verhältnissen genau vertraut war, erübrigte mir nur noch, durch Studien an Ort und Stelle meine Kenntnisse über das deutsche und schweizerische Eisenbahnwesen zu ergänzen. Ich nahm einen längeren Aufenthalt in Berlin und in Bern und fand bei den dort in der Zentralleitung der Eisenbahnen maßgebenden Männern die nachhaltigste Unterstützung und Förderung. In Berlin lernte ich den Geheimen Oberregierungsrat Wilhelm Hoff kennen, der als Organisator der deutschen Reichsbahnen und der ihnen angegliederten früheren Privatbahnen galt und durch seine Studien in Nordamerika als eine erste Autorität in der Verwaltung des Eisenbahnwesens angesehen werden konnte. Ich fand in ihm einen überaus lebenswürdigen Mann, der durch seine Darstellungsgabe und gründliches Eingehen in die verwickeltesten Verhältnisse einen außerordentlich günstigen Eindruck auf mich machte. Die preußischen Staatsbahnen waren das finanzielle Rückgrat des preußischen Budgets, während wir uns in Österreich mit einer 2 bis $2\frac{1}{2}\%$ igen Verzinsung des Anlagekapitals begnügen mußten. Noch wichtiger für meine Studien erschien mir die Schweiz, weil dort zu jener Zeit die Verstaatlichung der Privatbahnen, die ja auch in Österreich restlos durchgeführt werden sollte, auf der Tagesordnung stand. In Bern war ich bald wie zu Hause, verkehrte vielfach mit dem Präsidenten der Generaldirektion der Schweizerischen Bundesbahn Placid Weittenbach, mit den Bundesräten und ihren Mitarbeitern und konnte alles erfahren, was mir zu wissen nötig erschien, ohne Rückhalt von Seite der Befragten. Dabei wird mir der Aufenthalt in der Schweiz, auch abgesehen von meinen fachlichen Aufgaben, unvergeßlich bleiben. Ich lernte bei meinen dortigen Rundfahrten den Genfer See entlang seine malerischen Ufer kennen und gewann einen unauslöschlichen Eindruck von dem Erntefest in Territet, zu dem ich von bundesrätlicher Seite eingeladen worden war. Ich fand auch manchen Freund, mit dem ich in bleibenden Verkehr trat, nennen will ich nur den Sekretär der schweizerischen Gewerbevereine Werner Krebs und den Professor Tetmajer von der Züricher Technischen Hochschule, der ja dann später nach Wien berufen wurde.

Ich lieferte meine Denkschrift pünktlich am vereinbarten Tage, also am 31. Oktober 1905, dem Ministerpräsidenten Baron Gautsch persönlich ab, worüber dieser sichtlich erstaunt war. Er erwähnte bei dieser Gelegenheit, daß er auch einen Mann brauchen würde, der die in

meiner Denkschrift niedergelegten Ideen und insbesondere das preußische Vorbild für Österreich zu adaptieren fähig wäre. Gautsch billigte meinen Gedanken und ermächtigte mich, über eine Berufung mit Hoff selbst zu verhandeln und ich war so glücklich, die grundsätzliche Zustimmung Hoffs unter den von Gautsch genehmigten Bedingungen zu erlangen. Es kam aber anders. Infolge einer politischen Konstellation sah sich der Ministerpräsident, wie er sagte, gezwungen, aus dem Kreise der tschechischen Abgeordneten dem Dr. Fort, seines Zeichens Sekretär der Handels- und Gewerbekammer in Prag, die eben vakante Sektionschefstelle im Eisenbahnministerium zu verleihen. Nachdem dieser sich in seiner neuen Stellung als nicht unentbehrlich erwies, wurde er bald nachher mit dem Portefeuille des Handelsministeriums betraut, aber die Aussicht, einen berühmten und bewährten Fachmann für die österreichische Eisenbahnverwaltung zu gewinnen, war für diesmal verloren. Der Geheime Oberregierungsrat Hoff wurde für die auch ihm widerfahrene Enttäuschung in einem viel späteren Zeitpunkt und aus einem besonderen Anlasse durch die Verleihung des Großkreuzes des Franz Josefs-Ordens einigermaßen entschädigt. Was geschah aber mit meinem Elaborat? Nach herzlichster Bedankung seitens des Ministerpräsidenten, der auch das Ergebnis meiner erfolgreichen Bemühungen bei Hoff als eine sehr verdienstliche Tat bezeichnete, schied er plötzlich aus dem Amte und meine Anfrage bei seinem Nachfolger, dem Ministerpräsidenten Max Vladimír Freiherrn von Beck, was mit meiner Denkschrift geschehen sei, wurde dahin beantwortet, daß sie sich in den Akten des Ministerpräsidiums nicht vorfände. Die gleiche Auskunft erhielt ich im Eisenbahnministerium, mit einem Wort, das umfangreiche Manuskript von einigen hundert Seiten mit Beilagen war bleibend verschwunden. Da ich aber vorsichtigerweise eine Abschrift hatte anfertigen lassen, erklärte ich dem Ministerpräsidenten bei einem neuerlichen Besuche, daß ich die Denkschrift, die mein literarisches Eigentum sei, nachdem sie keine andere Verwendung gefunden habe, als Druckschrift erscheinen lassen werde, natürlich mit Weglassung aller persönlichen Bemerkungen, die irgend jemand hätten verletzen oder kränken können. Der Ministerpräsident war der Ansicht, daß ich dies eigentlich nicht tun könne; ich beharrte jedoch bei meiner Auffassung und in der Tat erschien im Jahre 1906 im Verlag von Otto Maaß Söhne in Wien mein Buch unter dem Titel „Studien über die Verwaltung des Eisenbahnwesens mitteleuropäischer Staaten“. Die Aufnahme des Buches war eine durchaus günstige und damit war diese Angelegenheit für mich vorläufig erledigt.

Zwischen der Vollendung meiner Denkschrift und ihrer Drucklegung lag ein Zeitraum von kaum einem Jahr und doch war ich gezwungen, dem Buche ein Nachwort zu geben, in dem ich feststellen konnte, daß die inzwischen eingetretenen Ereignisse meine Auffassungen nur zu bekräftigen geeignet waren. In diesem Nachwort befaßte ich mich auch eingehend mit einer für die österreichische Bürokratie kennzeichnenden Angelegenheit, das ist mit dem Kompetenzkampf und dem Bestreben der juristisch vorgebildeten Beamten, auch

im Eisenbahnwesen die Techniker in den Hintergrund zu drängen. Ministerpräsident Freiherr von Beck hielt bei der Generalversammlung des Vereines Deutscher Eisenbahnverwaltungen anfangs September 1906 auf dem Rathausbankett eine Rede, in der er folgendes sagte: „Was früher der Kaufmann gewesen, ist heute der Techniker und insbesondere der Eisenbahntechniker, er ist der Pionier der Kultur, der Träger des Fortschrittes und er ist nicht zum wenigsten der Vermittler des Friedens, denn ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß der Friede den Schienenstrang entlang schreitet.“ Derselbe Mann, der diese Worte sprach, war, wie schon erwähnt, in der Nachkriegszeit Obmann der sogenannten Ersparungskommission, die unter seinem Vorsitz und mit seiner Zustimmung beschloß, die Normaleichungskommission, das Patentamt und das Technische Versuchsamts mit den staatlichen Versuchsanstalten einfach abzubauen, drei die technischen Wissenschaften repräsentierende Staatsämter, deren wirtschaftliche Bedeutung ja jedem Laien bekannt ist.

Am Schlusse der Darstellung meines Wirkens als Abgeordneter des Reichsrates angelangt, möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß ich schon im Jahre 1894 einen Gesetzesantrag über die Regelung des Elektrizitätswesens durchzusetzen versuchte. Der neueste Zweig des Verkehrswesens, der auf der Starkstromtechnik beruht, gewann von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde an Bedeutung, ohne daß die Gesetzgebung Österreichs bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts die dringend notwendigen Maßregeln zur Förderung der Entwicklung dieses in der Produktion und im Verkehrswesen revolutionierenden Elementes vorgekehrt hätte. Jener Gesetzentwurf umfaßte das ganze Gebiet der Elektrotechnik, Stark- und Schwachstrom. Das Gesetz beruhte hauptsächlich auf dem Grundsätze, daß zum Zwecke der Anlage von Elektrizitätsleitungen Expropriationen vorgenommen werden können. Damals gelangte das Gesetz freilich noch nicht zur Erledigung, so schnell geht es und ging es eben nicht in Österreich. Erst im Jahre 1922 wurde, nachdem ich dies wiederholt gefordert, von der Regierung ein „Elektrizitätswegesgesetz“ „in die Wege geleitet“.

Nun aber habe ich noch einer schönen Dankespflicht Genüge zu tun und einige Worte unserem Stenographenbureau im Reichsrate zu widmen, das sich eines europäischen Rufes zu erfreuen hatte. Schon während meiner Studienzeit hatte ich für die Stenographie, die damals in Österreich noch keine ausgedehnte Pflege genoß, ein besonderes Interesse und als ich meine erste definitive Lehrstelle in Elbogen bezog, eröffnete ich dort, allwo die Stenographie noch eine Terra incognita war, einen Lehrkurs für Stenographie, der gleich von 30 Schülern besucht wurde. Da jeder Schüler monatlich einen Gulden dafür zahlen mußte, hatte ich neben meiner ansehnlichen Gage von genau 52 fl. 50 kr. noch ein fürstliches Nebeneinkommen. Ich bewahrte daher der Stenographie jederzeit meine vollste Sympathie und war sehr glücklich, auch etwas zur Verbesserung der geradezu unwürdigen Lage der Parlamentsstenographen beitragen zu können. Nach vielen Bemühungen war es nämlich gelungen, sie zu Beamten des Staates zu machen, und zwar teils zu

pragmatischen, teils zu Vertragsbeamten, indem im Jahre 1891 neben dem Direktor fünf Herren in den Staatsdienst übernommen wurden. Die Hoffnung der übrigen Stenographen, daß diese Aktion recht bald ihre Fortsetzung finden werde, ging mehrere Jahre nicht in Erfüllung. So entschloß ich mich im Jahre 1894 im Budgetausschusse eine Resolution zu beantragen, welche die Regierung aufforderte, die gänzliche Verstaatlichung des Stenographenbureaus ins Auge zu fassen. Diese Resolution wurde, nachdem auch der Abgeordnete Noske, der selbst ein ausgezeichneter Stenograph und damals Präsident des Gabelsberger Zentral-Stenographenvereines gewesen ist, sie befürwortet hatte, im Plenum des Hauses angenommen und hatte insoferne Erfolg, als die Regierung in den nächsten Jahren tatsächlich die Verstaatlichungsaktion, wenn auch nur in bescheidenem Maße, fortsetzte. Die vollständige Verstaatlichung gelang erst den energischen und ausdauernden Bemühungen des nächsten Stenographendirektors Josef Fleischner, der im Jahre 1899 dieses Amt übernommen hatte.

Pariser Weltausstellung 1900

Es war seit jeher mein Ehrgeiz gewesen, einmal mit der Mission der Leitung einer großen Ausstellung, die nach meinen Beobachtungen und Erfahrungen vor allem eine Ingenieuraufgabe ist, betraut zu werden. Ja, ich ging so weit in der Auffassung einer solchen Mission, daß ich die Ernennung zum österreichischen Generalkommissär auf der Pariser Universal-Ausstellung des Jahres 1900 geradezu für einen schönen Abschluß meiner Laufbahn und meiner Tätigkeit im öffentlichen Leben hielt und sie darum aufs eifrigste anstrebte.

Die Sache entwickelte sich trotz meiner über Vorschlag des damaligen Handelsministers Freiherrn von Glanz durch den Kaiser erfolgten Ernennung zum „Generalkommissär der Österreichischen Abteilung“ und trotz der gleich darauf (anno 1897) veranlaßten Notifikation dieser Ernennung an die französische Regierung, nicht ohne Gegenbewegung. Es entstand bei Bekanntwerden meiner Berufung ein Aufruhr in einer industriellen Gruppe, die sich schon dadurch verletzt fühlte, daß sie nicht vor meiner Ernennung um ihre Meinung befragt worden war, und die eine andere Kandidatur in ihrem engeren Kreise ins Auge gefaßt hatte. Eine Deputation von Großindustriellen, der sich auch einige meiner Freunde anschließen zu müssen glaubten, begab sich zum Handelsminister und verlangte den Widerruf meiner Bestellung mit der Begründung, daß ich kein „Vertrauensmann“ der Industrie sei, weil ich als Referent für eine Novelle der Gewerbeordnung die Herabsetzung des damals gesetzlichen elfstündigen Arbeitstages auf zehn Stunden beantragt hatte. An meiner Eignung sei zwar nicht zu zweifeln, aber man wolle an der Spitze der österreichischen Sektionen der Pariser Ausstellung keinen Politiker sehen. Als ich hievon Kenntnis erlangte, gab ich dem Handelsminister sofort meine Demission, um ihm in der Sache freie Hand zu lassen, er aber hatte bereits der Deputation erklärt, „daß er insolange an meiner

Nominierung festhalten werde, als die protestierenden Industriellen ihm nicht einen geeigneteren Kandidaten bezeichnen würden. Auch hätten ja die Mitglieder der Deputation nicht das Mandat, namens der gesamten Industrie zu sprechen und mancher große Industrielle, namentlich jene in Reichenberg, aber auch solche in Wien und anderen Emporien hätten ihre Teilnahme an dem Vorstoß gegen die Ernennung Exners verweigert“. Der Anstifter der ganzen Bewegung war der damals höchst einflußreiche Finanzmann Karl Wittgenstein und sein Kandidat war, wenn auch nicht offen deklariert, Baron Leitenberger, denn dieser ließ mir zu verstehen geben, daß die Krise dadurch leicht zu beseitigen wäre, wenn er selbst Generalkommissär würde und ich als sein Generalsekretär fungieren wollte, welche Zumutung ich selbstverständlich dem Vermittler gegenüber ablehnte. Die revolutionäre Gruppe forderte nun Hofrat von Scala, den Direktor des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie auf, eine eventuelle Ernennung zum Generalkommissär anzunehmen. Dieser aber ließ die Herren über seine Meinung nicht im Zweifel, daß der designierte Generalkommissär durchaus der richtige Mann sei, die ihm anvertraute Mission bestens auszuführen und daß er sich daher niemals dazu herbeilassen würde, als Gegenkandidat gegen ihn aufzutreten. Artur von Scala war in jeder Lage seines Lebens ein Gentleman und daher für eine derartige Diversion mir gegenüber niemals zu haben. Nun trat der gute alte Lobmeyr auf den Plan und erbot sich, die Vermittlung zwischen den Gegnern meiner Ernennung und mir durch eine Einladung zur gegenseitigen Aussprache in seinem gastlichen Hause zu übernehmen. Ich folgte gerne seinem Rufe und fand mich auf der Anklagebank in behaglichster Stimmung, so daß ich bald meine Rolle wechselte und zum Ankläger wurde. Ich erkundigte mich, wie die Herren, die in ihren eigenen Betrieben bereits den Neunstunden- oder gar den Achtstundentag eingeführt hatten, dazu kämen, mir Industriefeindlichkeit zu imputieren, da ich zunächst nur die Herabsetzung des Elfstundentags auf einen zehnstündigen beantragt hatte. Mein Antrag auf Errichtung von Arbeiterkammern wurde aber von mir gemeinsam mit Plener und Wrabetz gestellt, denen man gewiß nicht Industriefeindlichkeit zumuten würde. Die ganze Diskussion entwickelte sich schließlich zu einer Zwiesprache zwischen Wittgenstein und mir, der mir endlich zu verstehen gab, er und seine Genossen würden ihre Opposition gegen mich aufgeben, wenn ich mein Reichsratsmandat niederlegen wollte. Mit dieser Anregung fand er jedoch durchaus keine Gegenliebe bei mir. Lobmeyr berichtete hierüber am nächsten Tage dem Handelsminister und dieser erklärte mir, daß er mein loyales Demissionsangebot dankend ablehnen könne. So endete der Sturm im Wasserglase und ich erreichte später sogar, daß die zwei hervorragendsten Industriellen der oppositionellen Gruppe, Skoda in Pilsen und Leitenberger in Cosmanos, sich an der österreichischen Abteilung in Paris in größtem Maßstabe beteiligten. Der für einen großen Ozeandampfer bestimmte Vordersteven aus Gußstahl, den die Skodawerke in Paris aufstellten, gehörte zu den meistbestaunten Objekten der Ausstellung.

Es mußte nun zur Organisation der Bureaus des Generalkommissariats für den Konzepts- und äußeren Dienst, für die architektonischen Aufgaben und für den kommerziellen Dienst geschritten werden.

Die erstgenannte Abteilung des Generalkommissariats bildete den maßgebenden Bestandteil des Bureaus. Ich vertrat die Ansicht daß die Beschickung einer Weltausstellung vor allem Beamten des Handelsressorts Gelegenheit bieten sollte, ihren Gesichtskreis zu erweitern, um die erworbenen Kenntnisse später im Interesse des öffentlichen Dienstes verwerten zu können. Ich wählte zwei vorzüglich qualifizierte Konzeptsbeamte, Max Beyer und Dr. Alexander Popovics als meine Stellvertreter (adjoints), und zu ihrer Hilfe für den Konzeptsdienst Dr. Alfred von Mitscha, nachdem ich mich davon überzeugt hatte, daß alle diese Herren die französische Sprache in Wort und Schrift vollkommen beherrschten. Zu dieser Zeit wurde mir von meinem Karlsbader Arzte Dr. Gustav Töpfer, dem ich sehr verpflichtet war, nahegelegt, auch den bei der Prager Statthalterei praktizierenden Konzeptsbeamten Dr. Alfred Grünberger, den Sohn des Sanitätsrates Dr. Grünberger in Karlsbad, den ich auch persönlich kannte und schätzte, in Verwendung zu nehmen. Da ich wußte, daß der junge Grünberger nicht nur die französische, sondern auch die englische Sprache perfekt beherrschte und ein gefälliges und weltmännisches Benehmen hatte, beantragte ich dessen Bestellung als vierten Konzeptsbeamten, begegnete aber dabei dem Widerstand des Sektionschefs Dr. von Weigelsperg, der jedoch schließlich nachgab, nachdem Dr. Grünberger einen Revers unterzeichnet hatte, daß er nach dem Abschluß der Weltausstellungsarbeiten nicht etwa eine Berufung in den Status des Handelsministeriums anstreben werde. — Alle Konzeptsbeamten haben sich vorzüglich bewährt, ich war bestrebt, ihre ausgezeichneten Dienstleistungen nach allen Seiten zur Geltung zu bringen, und beantragte nach Erledigung der bureaukratischen Aufgaben des Generalkommissariats selbst die Einberufung des Dr. Grünberger in den Status des Handelsministeriums, was dann keinem Widerstand mehr begegnete. Auch für den Rechnungsdienst zog ich einen Beamten dieses Zweiges der Ministerialverwaltung, Ferdinand Pillwax, heran, dem ich die strengste Geschäftsführung auf Grund seiner eigenen Verantwortung zur Pflicht machte. Interessanter als diese immerhin wichtige Angelegenheit war die Bestellung des Chefarchitekten, dem die Aufgabe oblag, die künstlerische Seite der Installation in 24 verschiedenen Abteilungen zu entwerfen und überdies die Pläne und Projekte für das Repräsentationsgebäude Österreichs am linken Seineufer zu schaffen, dessen Ausführung dann der Firma Lecœur übertragen werden sollte. Bewerber um diesen Posten gab es übergenug. Ich wollte einen modernen Künstler für das Installationswesen haben, da sich damals schon die Sezession in Aufgaben der Raumkunst sehr verdienstlich bemerkbar gemacht hatte. Durch einen Zufall wurde mir die Wahl des Architekten erleichtert. Der Ingenieur- und Architektenverein in Wien lud zu einer Sylvesterfeier ein; auf dem Programm stand auch ein Konzertzeichner, der außer den von ihm selbst gewählten Aufgaben sich erbötig machte, auch Aufgaben

zu lösen, die aus dem Auditorium vorgeschlagen wurden. Ich wollte ihn auf die Probe stellen und verlangte von ihm, daß er die Statue Ramses II. im British-Museum in London zeichne. Zu meinem nicht geringen Erstaunen skizzierte der Konzertzeichner diese Statue in frappanter Ähnlichkeit und überzeugte mich dadurch von seinem seltenen Talent als Zeichner. Ich erfuhr, daß der junge Mann kurz vorher mit dem Großindustriellen Artur Krupp in London gewesen war und daher die Statue kannte. Es war der Architekt Ludwig Baumann, der für Berndorf kunstgewerbliche Objekte entwarf und sich auch sonst als ein sehr begabter, mit industriellen Aufgaben wohlvertrauter Künstler erwies. So wurde Baumann Chefarchitekt der österreichischen Sektion auf der Pariser Weltausstellung, und ich war in der Lage, seine glänzenden Entwürfe für die Installationen zu genehmigen, die zu den besten gehörten, die bei diesem Wettstreit der Nationen zustandekamen. In einem Punkte drohte ein Konflikt zwischen ihm und mir, als Baumann mit der Idee herausrückte, das österreichische Repräsentationshaus nach einem sezessionistischen Stile seiner eigenen Konzeption zu bauen. Ich hingegen forderte einen Palastbau im Charakter des österreichischen Barockstils Fischer von Erlachs und seiner Schule. Ich riet dem Architekten, mit Benützung einzelner Partien des Palastes des Prinzen Eugen von Savoyen (des jetzigen Finanzministeriums) und des herrlichen Baues, der jetzt die Akademie der Wissenschaften beherbergt, einen kleinen Palast zu zeichnen, dem man sofort ansehen müßte, daß er in seinem Stil auf die Blüteperiode der Wiener Barocke hinweise. Da mein Beirat, den ich in schwierigen Fällen befragte, durch einstimmigen Beschluß meiner Ansicht beitrug, fügte sich der Baukünstler und erzielte damit nicht nur seinen größten Erfolg an der Seine, sondern auch, indem er dieser Richtung mit der Konsularakademie in der Boltzmann-gasse treu blieb, seinen unbestrittensten Erfolg in Wien.

In dankbarer Erinnerung möchte ich an dieser Stelle hervorheben, daß die Installation der Gruppe „Ingenieurwesen“, für die der österreichische Ingenieur- und Architektenverein eine ganz besonders erfolgreiche Mühe aufwendete, von unserem großen Baukünstler Professor Otto Wagner durchgeführt worden ist. Diese Raumkunstleistung gehörte unbestritten zu dem Schönsten, was auf diesem Gebiete in der Ausstellung zu sehen war. Auch die französischen Baukünstler, selbst die konservativsten, machten ihre Verbeugung vor diesem ganz hervorragenden Arrangement.

Die innere Ausstattung der Bureaus des Generalkommissärs und seiner Empfangsräume in der Avenue d'Antin lieferte die Wiener Firma Portois & Fix, mit der Baumann befreundet war.

Baumann wählte als seinen Mitarbeiter und allfälligen Stellvertreter einen seinem Atelier angehörenden erfahrenen Fachmann, den Baumeister Meißner, und ich gab ihm außerdem einen jungen Architekten namens Neukomm bei, der sich gleichfalls sehr bewährte. Ich bestand auch darauf, daß ein Wiener Restaurant im Ausstellungsgefilde

errichtet werde, was ich nach langwierigen Beratungen auch durchsetzte. Um nicht wieder darauf zurückkommen zu müssen, erwähne ich hier, daß der schmucke luftige Bau, den wir in der Anpflanzung „en quinconce“ vor dem Invalidenpalast erstellt hatten, von einem vertrauenswürdigen Wiener Wirt, namens Spieß verwaltet wurde. Die von ihm geführte Statistik des Verbrauches Wienerischer Gerichte, wie Apfelstrudel, Wiener Schnitzel, Frankfurter Würstel mit Kren und österreichischer Biere, wies ganz unglaubliche Ziffern auf. Das Restaurant war immer voll besetzt, besonders gern aber wurde es von Parisern besucht. Dadurch sah sich Spieß veranlaßt, mit seinem reichen Gewinn aus der Ausstellung am Boulevard des Italiens ein „Restaurant Viennois“ zu errichten, das bis zum Ausbruch des Weltkriegs als blühender Betrieb fortbestand.

In unserer Ausstellung in Paris mußte mit ganz besonderer Vorsicht bei der Gruppe „Maschinenwesen“ zu Werke gegangen werden. Die Beteiligung der Industrie war höchst ansehnlich und erfolgreich. Dazu trug die vorzügliche Installation dieser Gruppe nicht wenig bei, die ich dem Professor am Technologischen Gewerbe-Museum Ingenieur Karl Pfaff anvertraute, dessen vornehmste und entscheidende Hilfskraft Ingenieur Edmund von Weisweiler war. Der erstgenannte wurde leider, wie schon berichtet, allzufrüh ein Opfer seines Pflichteifers; er erlag einer Lungenentzündung, die er sich am Ausstellungsplatze geholt hatte. Ich verlor an ihm einen wertvollen Mitarbeiter und bewährten Freund. Da er Ritter der französischen Ehrenlegion war, wurde er in Paris nach dem Statut dieser Institution mit militärischen Ehren zu Grabe getragen.

Es galt nun eine meiner wichtigsten Aufgaben zu lösen, und zwar die Organisation des Ausstellungsdienstes in Österreich. Ich fand das freundlichste Entgegenkommen von Seite des ständigen Referenten für das Ausstellungswesen im Handelsministerium, Sektionschef Ritter von Thaa, und konnte bei meinen Anträgen so ziemlich immer auf deren uneingeschränkte Genehmigung rechnen. Es wurde eine durch den Kaiser zu ernennende große Kommission eingesetzt, deren Präsident der erste Magnat des Reiches, Fürst Karl Auersperg wurde; ferner bestellten die Statthalter und Landespräsidenten für jedes der Königreiche und Länder Landeskommissionen, die vom Handelsminister genehmigt wurden; außerdem gab es einen Beirat für den Generalkommissär, den er selbst einsetzte, und eine große Zahl von Spezialkommissionen für die verschiedenen Gruppen, die in den Pariser Klassifikationen vorgesehen waren. Für die bildenden Künste, Architektur, Malerei, Plastik und Medailleurkunst hatte eine Spezialkommission ihren Sitz im Unterrichtsministerium und unterstand der unmittelbaren Leitung des Unterrichtsministers Dr. Wilhelm von Hartl. Das Portefeuille des Handelsministeriums ging während dieser Vorarbeiten, welche zahllose heikle Personalangelegenheiten auslösten, auf Ernst Ritter von Körber über. Der erste Schritt, den ich ihm nahelegen mußte, war eine Audienz beim Kaiser, um demselben die Bitte um Ernennung eines Protektors für die österreichische Abteilung in Paris vorzutragen — die Wahl der

Persönlichkeit selbstverständlich dem Monarchen überlassend, die dann auf den Erzherzog Franz Ferdinand fiel. Kurze Zeit nachher erhielt ich den Besuch des mir persönlich befreundeten Obersthofmeisters des Erzherzogs, Grafen Otto Traun, der mir mitteilte, daß der Erzherzog ungemein aufgebracht war über die Anmaßung, daß wir, der Minister und ich, oder ich allein, seine Ernennung zum Protektor in Antrag gebracht hatten. Der Obersthofmeister war darüber sehr bestürzt und bat mich, alles aufzubieten, um den Erzherzog zu beruhigen, der natürlich seiner Aufregung über die ihm sehr ungelegene Zumutung nicht dem Kaiser, sondern uns gegenüber Luft mache. Da das Konzept der schriftlichen Eingabe, der damals sogenannte „Alleruntertänigste Vortrag“, in den Akten des Generalkommissariats vorhanden war, konnte der Obersthofmeister dem Erzherzog den Nachweis liefern, daß von uns aus eine Beeinflussung der Wahl des Protektors durch den Kaiser durchaus nicht stattgefunden hatte. Hierauf wurde mir auch, da der Zorn verraucht war, sogar erlaubt, mich dem „Erzherzog-Protektor wider Willen“ in meiner Eigenschaft als Generalkommissär vorzustellen und über meine programmatischen Absichten Bericht zu erstatten, jedoch erklärte mir der Erzherzog sogleich auf das Bestimmteste, daß er absolut nicht gesonnen sei, nach Paris zu kommen, da es ihm, wie er sagte, peinlich gewesen wäre, dem Präsidenten einer Republik einen offiziellen Besuch machen zu müssen. Die Folge davon war, daß der für den Erzherzog im Repräsentationshause vorgesehene herrliche Empfangssalon, der wohl eine Sehenswürdigkeit gewesen ist, von ihm unbenutzt blieb. Der Erzherzog sagte mir beim Abschied, daß es ihn immer freuen würde, wenn ich zu ihm käme, aber von der Ausstellung wolle er nichts mehr hören.

Der nächste und letzte konventionelle Akt vor der formellen Übernahme des Generalkommissariats in Paris selbst war die Vorstellung der kaiserlichen Kommission in Gesamtaudienz beim Kaiser. Ich hatte für diese Zeremonie die Ansprache des Ressortministers und die Begrüßungsrede des Kaisers an die Kommission zu verfassen. Ich mußte diese Konzepte dann dem Handelsminister zur Genehmigung vorlegen und war sehr erstaunt, daß Herr von Körber erst mehrere Tage über dem Entwurf der kaiserlichen Rede brütete und mich dann endlich rufen ließ, um mir die von ihm vorgenommene Abänderung zu zeigen. Ich ärgerte mich nicht wenig darüber, daß er alle Wendungen, die ich für einen besonderen Schmuck meines Konzeptes hielt, unbarmherzig eliminierte, so z. B. strich er ein Zitat aus dem Programm der Weltausstellung, das vom berühmten Alfred Picard, dem französischen Generalkommissär für die gesamte Ausstellung, herrührte und dem Sinne nach beiläufig besagte, daß die Pariser Universal-Ausstellung eine Synthese der Fortschritte des 19. Jahrhunderts („la synthèse des progrès du XIXième siècle“) bilden solle. Ich suchte diesen Passus zu verteidigen, jedoch vergebens, denn der Handelsminister hatte nur einzuwenden: „Glauben Sie, daß der Kaiser, wenn er selbst seine Rede verfassen müßte, eine solche Wendung gebrauchen würde?“ Ich erwiderte: „Warum nicht?“ Herr von Körber: „Man muß eine Rede für den Monarchen so verfassen, daß es den Anschein

erweckt, als ob er sie selbst gemacht hätte.“ Ich mußte mich fügen, obwohl ich aus eigener Erfahrung wußte, daß man dem Kaiser Franz Josef sehr wohl auch eine gewählte Redewendung in eine offizielle Emanation einfügen dürfe, wie dies ja bei den denkwürdigen Worten des Kaisers der Fall war, die er bei der Eröffnung des Türkenschanzparks im Jahre 1888 gesprochen hatte und durch die er den kaiserlichen Wunsch nach Auflassung der „physischen Grenze“ von Wien und den Vororten kundgab.

Nach dem Eintreffen des Agréments für meine Ernennung von Seite der Regierung der französischen Republik war es dringend geworden, daß ich mich nach Paris begeben, um die ersten Verhandlungen mit der Pariser Generaldirektion zu pflegen, an deren Spitze, wie schon erwähnt, Alfred Picard, damals Mitglied des Senats, und der Maschinenfabrikant Ingenieur Délaunais-Belleville, standen. Meine Anwesenheit und der Beginn meiner Tätigkeit in Paris wurden sehr bald in Berlin bekannt und unmittelbar darauf deponierte Kaiser Wilhelm II. an den auf Urlaub in der Schweiz weilenden Geheimrat Dr. Max Richter, daß er ihn zum Reichskommissar Deutschlands für die Pariser Ausstellung ernannt habe und daß er sich „ohne Beachtung der Nebenumstände unverzüglich nach Paris zu begeben und mit dem österreichischen Kommissär ins Einvernehmen zu setzen habe“. Dr. Richter reiste auch alsbald nach Paris ab und schon bei unserer ersten Begegnung schloß ich mit ihm ein förmliches Bündnis und wir beide erörterten sogleich die Notwendigkeit der Gründung einer Organisation, der alle Kommissäre der fremden Staaten angehören sollten, um die Verteidigung ihrer Interessen gegenüber der diktatorisch auftretenden französischen Generaldirektion gemeinsam wahrzunehmen. Die Durchführung dieses Planes gelang auch vollständig, indem sich die 54 Staatenvertreter zu einer sogenannten „Alliance amicale“ unter dem Vorsitze des belgischen Generalkommissär-Stellvertreters Mr. Robert zusammenschlossen. Die Pariser Generaldirektion war über diese Zusammenfassung der Kräfte nicht besonders erfreut und beruhigte sich erst dann, als sie die Erfahrung machte, daß die Vertreter der fremdstaatlichen Beteiligungen an der Weltausstellung ihre gemeinsamen Interessen in maßvoller Weise und mit Vermeidung jeder Kampfstellung zur Diskussion brachten. So waren später auch die französischen Generalkommissäre und die Mitglieder der französischen Regierung gar oft Gäste bei den gesellschaftlichen Veranstaltungen der Alliance amicale. Dort lernten wir auch den bekannten Handelsminister Millerand, in dessen Ressort die Weltausstellung fiel, den Finanzminister Caillaux, den Ackerbauminister Dupuis, den Unterrichtsminister Leygues und andere Mitglieder der französischen Regierung näher kennen. Ungleich bedeutender natürlich waren die Feste, die aus Anlaß der Weltausstellung vom Präsidenten der Republik Loubet im Elysée, vom Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau in seinem Hôtel und ebenso auch von anderen Staatsautoritäten gegeben wurden, und bei denen wir zu Gäste geladen waren.

Da der österreichisch-ungarische Botschafter Graf Wolckenstein

der Doyen des Pariser diplomatischen Korps war, genoß ich durch die analoge Anwendung des Zeremoniells, abwechselnd mit dem deutschen Reichskommissar die Auszeichnung des Vortrittes und des Ehrenplatzes bei den verschiedenen großen gesellschaftlichen Veranstaltungen. Diese Abende boten reichlich Gelegenheit, mit führenden Staatsmännern, mit Künstlern und Gelehrten, kurz mit der Pariser Gesellschaft im weitesten Sinne des Wortes, in näheren Verkehr zu treten. Der Präsident der Republik, Emile Loubet, der aus Südfrankreich stammte und seinem Beruf nach Advokat war, legte seine politische Laufbahn, ohne über blendende äußerliche Eigenschaften zu verfügen, stufenweise bis zur höchsten Würde im Staate zurück und verdankte dies seiner absoluten Rechtlichkeit, seiner durch Herzensgüte erwärmten wohlwollenden Haltung, seiner genauen Kenntnis der Verwaltung und vielen anderen guten Eigenschaften, die den hochgebildeten Bürger eines Staates auszuzeichnen vermögen. Ich hatte dank der besonders guten Einführung durch den sehr beliebten österreichisch-ungarischen Botschafter Grafen Wolckenstein und seine hochgebildete Gemahlin, die eine ausgezeichnete Musikkennerin war, eine ziemlich begünstigte Stellung im Elysée, wodurch ich vielfach mit dem Präsidenten der Republik in Berührung kam. Bei solchen Gelegenheiten führte Präsident Loubet das Gespräch mit großem Freimut und gab seiner warmen Sympathie für Österreich und Wien und ganz besonders auch seiner Verehrung für den Kaiser Franz Josef lebhaften Ausdruck. Und dies insbesondere zu jener Zeit, da das Gerücht von einer schweren Erkrankung des Kaisers auch in Paris auftauchte. Bei einem Gespräch in seinem Privatkabinett im Elysée erzählte mir der Präsident auch einiges über seine Begegnung mit dem Zaren, der nach Compiègne gekommen war, ohne Paris zu berühren. Der Zar bemerkte damals: „N'est-ce pas, Monsieur le président, nous sommes les victimes des nos peuples?“ worauf Loubet zur Antwort gab: „Oui, Sire, avec la différence, que moi je prendrai mon chapeau et je m'en irai!“ — Wie man weiß, hat Loubet die Sache später auch in der Tat so ähnlich gemacht, wie er es sich vorgestellt.

Die französische Regierung hatte natürlich alle Staatsoberhäupter zum Besuch der Pariser Weltausstellung eingeladen. Zur Zeit der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867, als noch Napoleon III. regierte, hatten einer solchen Einladung, wie schon berichtet, tatsächlich alle großen Souveräne, so insbesondere der Kaiser von Österreich, der König von Preußen, der Zar und andere Folge geleistet und waren sowohl in den Tuilerien als auch im Hôtel de ville als Gäste erschienen. Diesmal freilich wurde die Einladung von Seite des österreichischen Kaisers mit einer höflichen Entschuldigung beantwortet. Der Präsident der Republik ersuchte mich darum, mit Umgehung der diplomatischen Förmlichkeiten unmittelbar unserem Kaiser seine Bitte vorzutragen, ob er nicht doch den Entschluß fassen möchte, nach Paris zu kommen. Ich entledigte mich dieses Auftrages bei einer bald darauffolgenden Reise nach Wien, die ich ja fast allmonatlich unternehmen mußte, da ich in meiner Wiener Amtsstellung nicht

beurlaubt war, hielt es aber für meine Pflicht, von der übernommenen Aufgabe zunächst dem Ministerpräsidenten Ernst von Körber Mitteilung zu machen. Ich kam kurz vor sechs Uhr abends in das Ministerpräsidium in der Herrengasse, wo Herr Körber gerade im Begriff war, das Amt zu verlassen, um seinen Wagen zu besteigen. Ich begegnete dem Ministerpräsidenten und sagte ihm, ich hätte ihm eine wichtige Mitteilung zu machen, was er mit dem Hinweise auf die späte Stunde ziemlich brüsk ablehnte. So nahm ich kurz entschlossen am anderen Morgen Audienz beim Kaiser, der mich im Gegensatz zum Herrn Ministerpräsidenten überaus gnädig und liebenswürdig empfing, sich ausführlich Bericht erstatten ließ und die direkte Einladung des Präsidenten der französischen Republik mit Äußerungen der freundschaftlichen Gesinnung für ihn entgegennahm. Der Kaiser gab mir jedoch zu bedenken, daß er bei seinem hohen Alter die Strapazen einer derartigen Reise doch nicht mehr gut auf sich nehmen könne, wovon ich dem Präsidenten der Republik Mitteilung machen sollte. Der eigentliche Grund für diese Haltung des Kaisers war aber, wie ich später erfuhr, die Rücksichtnahme auf den deutschen Kaiser, der die Einladung refusieren zu müssen glaubte.

Das Kabinett Waldeck-Rousseau, das damals am Ruder war, und eine Reihe von Jahren das Vertrauen beider Kammern genoß, war eine sogenannte große Regierung. Die hervorragenden Köpfe dieses Kabinetts waren außer dem Präsidenten des conseil der Unterrichtsminister Leygues, ein geachteter Schriftsteller schöngestiger Richtung, der Handelsminister Millerand, der ursprünglich der sozialistischen Partei angehört hatte, und der Finanzminister Caillaux. Es war gewiß ein sehr angenehmer Zufall, daß die zu Repräsentationsaufgaben berufenen beiden Frauen, die Gattin des Ministerpräsidenten und die des Handelsministers sich durch ebenso große Schönheit wie gesellschaftliche Gewandtheit auszeichneten. Der Jour der Madame Millerand in ihrer Wohnung in der Avenue de Villars war immer sehr gut besucht und die Damen waren nicht nur bei den Festen in den Ministerhotels sehr gewinnende Hausfrauen, sondern erwiesen sich auch im Verkehr mit den Fremdstaatenkommissären und dem diplomatischen Korps als außerordentlich liebenswürdig. Die Frau unseres Botschafters, Gräfin Wolckenstein, glänzte durch ihre musikalische Bildung, ein häufiger Gast in ihrem Hause war die erste Frau des Professor Thode, eine Tochter Bülows. Einzelne kleine offizielle Veranstaltungen boten für mich und einige wenige bevorzugte Würdenträger der Ausstellung einen ganz exquisiten Reiz. Unvergeßlich ist mir ein Dejeuner bei Leygues, an dem unter anderen Augier, Sardou, Hébert, Claretie, der Direktor der Comédie française, und Roujon teilnahmen; von der Ausstellung waren damals außer mir nur die Generalkommissäre von Deutschland (Richter) Rußland (Fürst Tenischeff) und Ungarn (Lucacs) eingeladen. Die Konversation war ungemein lebhaft, keiner der Teilnehmer versäumte aber den Tafelschmuck zu bewundern, der aus 12 Bisquitfiguren bestand — Tänzerinnen darstellend, die aus der Porzellanmanufaktur von Sèvres stammten. Zu den Gastgeberern während der Ausstellung gehörte auch der

Figaro, der seinen Setzsaal, einen prächtigen Raum, in einen Empfangssaal umwandelte, um dort in kurzen Intervallen five o'clock-Tees zu veranstalten, bei welchen die ersten Kunstkräfte von Paris mitwirkten. Ich lernte bei dieser Gelegenheit auch eine Anzahl von Journalisten kennen, darunter die Korrespondenten der großen Wiener Zeitungen und eine markante Persönlichkeit, den Redakteur Calmette des Figaro. Ich führe ihn deshalb an, weil er durch seine journalistische Befehdung Caillaux die Gattin desselben derart alterierte, daß sie, von der Ungerechtigkeit der Angriffe überzeugt, in das Redaktionsbureau eilte und Calmette durch einen Pistolenschuß niederstreckte. Die Jury sprach die Attentäterin frei. Wie man weiß, hatte sie in späteren Jahren mit ihrem Gatten durch französische Politiker sehr viel zu leiden. Sie fiel bei den Festen der Ministerien schon vor ihrer Heirat mit Caillaux durch ihre Schönheit auf.

Daß mir die Präsidentschaft sehr oft die Präsidentenloge in den Staatstheatern zur Verfügung stellte, wodurch ich in die Lage kam, zu Gaste weilende Persönlichkeiten aus Österreich einzuladen, muß ich als eine besondere Aufmerksamkeit bezeichnen. Ich konnte mich auf diese Art auch für Einladungen von anderer Seite in angenehmster Weise erkenntlich zeigen. Ich erinnere mich lebhaft an die Freude, die ich der Gattin des Statthalters von Niederösterreich, Gräfin Anastasia Kielmannsegg bereitete, als ich sie in die Loge des Präsidenten in der „Opéra comique“ einlud.

Meine Mitarbeiter im Kommissariat waren so wie ich selbst gute Freunde von Musik und Theater und wir wetteiferten in den uns durch die großen Bühnen dargebotenen Gelegenheiten zu erlesenen Genüssen. Dies fiel umso mehr ins Gewicht, als sowohl die Comédie française, die große Oper, die Komische Oper und auch das Odéon anziehende mit Novitäten reich versehene Repertoires hatten. Das in den Vordergrund des Interesses gerückte Théâtre-Antoine, als modernste Bühne, bot viel Anziehung, daneben gab es noch Interessantes genug, Eindrücke von bleibendem Wert, im Vaudeville, im Gymnase, im Gaité und Variété und besonders im Théâtre Sarah Bernhardt. Auch die vielen kleinen Theater brachten hie und da, namentlich durch virtuoses Spiel, bemerkenswerte Darbietungen; eine der interessantesten dieser Bühnen war der Grand Guignol; nicht zu vergessen die Boite à Fursy, deren Schöpfer und Leiter auch bei Unterhaltungen in den Ministerien auftrat und durch seine lose Zunge sogar mit dem großen Schauspieler Coquelin wetteiferte. Die Sterne am Theaterhimmel, die Bartet, Sarah Bernhardt, Réjane, Suzanne Desprès, Lavallière, Sada Jako, konnten wir in ihren Meisterleistungen bewundern und einzelne von ihnen auch persönlich kennen lernen. Daß uns die Neuheiten in den Sprechtheatern und in den Opern besonders anzogen, ist jedem Kunstfreund verständlich; einer Generalprobe anzuwohnen, die wie eine Erstaufführung in Szene gesetzt ist, war mir besonders reizvoll, weil wir Wiener diese Einrichtung eigentlich nicht kennen. Den größten Genuß bereiteten mir immer die Opéra comique und das Théâtre français.

Als am 8. März 1900 sich mittags in unseren Arbeitsstätten in der

Ausstellung das Gerücht verbreitete, daß das Théâtre français in Flammen stehe, was durch eine schauerlich schwarze Rauchwolke bald bestätigt erschien, eilten wir alle an die Brandstätte als erschütterte Zuseher dieser Katastrophe, die auch das junge Leben einer anmutigen Künstlerin zum Opfer heischte.

In näheren Verkehr trat ich zu Mme. Réjane, die mit ihren Kindern in einem meiner Pariser Hausfrau gehörigen Hause wohnte und mit Mme. Sarah Bernhardt, mit der mich der böhmische Maler Mucha bekanntmachte. Nur mit sehr wehmütigen Gefühlen kann ich jetzt wieder an St. Germain en Laye zurückdenken, das uns damals so vieles bot. Das Museum besteht sicherlich auch heute noch in seiner einstigen Bedeutung, aber jeder Österreicher muß mit schmerzlicher Empfindung daran denken, daß an diesem paradiesischen Orte der Zusammenbruch Österreichs, die Verwandlung des Großstaates in eine kleine Republik durch den sogenannten Friedensvertrag von den österreichischen Delegierten zwangsweise zur Kenntnis genommen werden mußte. Die Behandlung, die unsere Delegierten, die in St. Germain eingesperrt waren, erduldeten, muß jede der herrlichen Erinnerungen an frühere Zeit auslöschen. Einer der wertvollsten unter unseren Landsleuten, die dort verurteilt waren, an dieser Farce von „Friedensverhandlungen“ teilzunehmen, Professor Lammasch, entfernte sich tiefverstimmt noch vor dem Abschluß derselben von diesem Schauplatz der Demütigung um, nach Wien zurückgekehrt, bald darnach an gebrochenem Herzen zu sterben.

Die guten persönlichen Beziehungen, die ich mir im Jahre 1900 in Paris, insbesondere zu Millerand, Leygues und Léon Bourgeois erworben habe, erleichterten mir meine Sendung, als ich im Jahre 1920 im Auftrage der Wiener Handelskammer und der anderen österreichischen wirtschaftlichen und industriellen Körperschaften die schweren Folgen des Gewaltfriedens von St. Germain en Laye in Paris zu schildern und die Aufnahme Österreichs in den Völkerbund zu befürworten hatte. Der ehemalige Handelsminister Millerand, der bei der Eröffnung der Weltausstellung in glänzendster Form für die „concorde des peuples“ und für die „amitié des nations“ sprach, der mit seiner Gattin einige Jahre später, und zwar im Jahre 1905 an dem 7. Internationalen Kongreß für Arbeiterversicherung in Wien teilnahm, war inzwischen Präsident der französischen Republik geworden. Leygues war unter ihm Präsident des Ministerrates und Léon Bourgeois Senatspräsident. Dieser letztere bemühte sich, wie man weiß, mit seinem Freunde Viviani infolge meiner energischen und ernsten Vorstellungen erfolgreich um die Aufnahme Österreichs in den Völkerbund.

Mein amtlicher Beruf in Paris mußte mir in den drei Jahren meines dortigen Aufenthaltes doch auch noch ein wenig Zeit übriglassen, um den anderen Erscheinungen im öffentlichen Leben, so den parlamentarischen Verhandlungen, den Museen und Lehranstalten meine Aufmerksamkeit zuwenden zu können. Den größten Teil des 12-Studentages nahmen wohl die Beratungen über Ausstellungsangelegenheiten, die Verhandlungen mit Fach-

leuten, die Sitzungen und Inspektionen der österreichischen Ausstellungsabteilung in Anspruch, die sowohl bei Tag als während der Bauperiode auch bei Nacht stattfanden.

Fünfzehn Jahre hindurch gehörte ich dem Abgeordnetenhaus des österreichischen Reichsrates an, weil ich aber meine Pariser Mission als eine in meinen Beruf fallende Aufgabe betrachtete und es nach meiner Auffassung unschicklich gewesen wäre, einen jahrelangen Urlaub zu nehmen, verzichtete ich vorübergehend auf die parlamentarische Tätigkeit, indem ich nach Ablauf der Legislaturperiode im Jahre 1897 nicht neuerlich kandidierte. Mein ungarischer Kollege, der gewesene Minister Béla Lucács, hatte keine so strenge Auffassung in dieser Richtung und behielt sein Mandat in der ungarischen Kammer bei. Das war wohl mit ein Grund dafür, daß er, von der Pariser Arbeitslast erdrückt, ein so tragisches Ende nahm. Von der Donaubrücke, die während seiner Amtstätigkeit als Minister zustande gebracht wurde, suchte und fand er den Tod in den Wellen. Er war mir stets ein liebenswürdiger und guter Kollege!

So oft es sich irgendwie tun ließ, wohnte ich den Sitzungen des „corps législatif“ an, da die Deputiertenkammer mit ihren markanten Köpfen selbstverständlich ein großes Interesse für mich hatte. Der junge Präsident Paul Deschanel, der die Verhandlungen in glänzender Weise leitete, gehörte ja damals auch zu den Pariser Erscheinungen ersten Ranges. Paul Deschanel war nicht nur ein glänzender Parlamentarier, sondern auch ein überaus eleganter Mann. Man glaubte, ihm eine große politische Zukunft prophezeien zu können. Noch mehr als Deschanel imponierte mir damals der Präsident des Senats Fallière, der später auch Ministerpräsident wurde. Von den politischen Persönlichkeiten möchte ich nur noch zwei nennen. Der Minister des Äußern Delcassé, der mir nicht nur persönlich äußerst unsympatisch war, sondern auch mein Mißtrauen deshalb erregte, weil er, wie allgemein vermutet wurde, mit Rußland Verbindungen anknüpfte, die von Revanchegedanken beseelt gegen Deutschland gerichtet waren. In dem Gehirne dieses Mannes bereitete sich nach meiner Überzeugung die Lage, die zum Weltkrieg führte, damals schon vor. Das gerade entgegengesetzte Bild lebt in meiner Erinnerung von Léon Bourgeois, den ich in seiner Eigenschaft als Präsident der obersten Instanz der internationalen Jury, des sogenannten Conseil supérieur der Weltausstellung, genau kennen lernte. Ich hatte ja in dieser Körperschaft für die Verleihung der Grands prix an die österreichischen Aussteller zu plädieren und fand bei Bourgeois das größte Entgegenkommen. Er ging so weit, als es bei der ihm zur Pflicht gemachten Unparteilichkeit möglich war. In der Tat gewann Österreich in dem Ringen um die Jurypreise verdienstermaßen so viel, daß es neben andern Großstaaten und selbst neben Deutschland ehrenvoll bestand, und zwar in allen Gruppen des Ausstellungssystems ohne Ausnahme. Man sprach wohl mit Recht von einem vollen Siege der gesamten österreichischen Produktion.

Ich hatte als Generalkommissär der Ausstellung eines Großstaates selbstverständlich auch repräsentative Pflichten. Das österreichische

Generalkommissariat, das, wie schon erwähnt, in der Avenue d'Antin gerade gegenüber dem Grand Palais eingemietet war und über schöne Repräsentationsräume verfügte, die durch eine Freitreppe mit einem gut gepflegten Vorgarten in Verbindung standen, war so in der Lage schöne Soirées zu veranstalten, was nirgends so leicht ist wie in Paris, indem dort Unternehmungen bestehen, die alles und jedes beistellen, was für eine Abendunterhaltung notwendig ist, das Buffet, das Service, Beleuchtungskörper und Blumen und, wenn es verlangt wird, auch Musik, Bedienungspersonal und Garderobeeinrichtung, und zwar zu vernünftigen, ja man kann sagen mäßigen Preisen, und alles in tadelloser Qualität und Ausstattung. Ich konnte daher bei verschiedenen Anlässen für mehrere hundert Personen Einladungen ergehen lassen und dies um so leichter, als mich dabei die unermüdliche durch ihre Liebenswürdigkeit bezaubernde Fürstin Pauline Metternich mit ihrem engeren Freundeskreise, zu dem namentlich die berühmte schöne Gräfin Pourtalé gehörte, unterstützte und diesen Unternehmungen ihre Patronanz andeihen ließ. Überhaupt hat die Fürstin in den mehr als fünf Dezennien, in denen ich den Vorzug genoß, in ihrem Hause zu verkehren und sie für meine Angelegenheiten zu interessieren, mir niemals eine Bitte um die Unterstützung meiner Bestrebungen abgeschlagen. Wie hat sie mir bei der Errichtung des Technologischen Gewerbe-Museums und der Gesellschaft zur Förderung dieses Institutes ihren einflußreichen Beistand geliehen! Der Aussichtsturm im Türkenschanzpark ist mit dem Ergebnis einer von ihr eingeleiteten Sammlung aufgebaut worden. Ich aber war ihr allezeit ein treuer Verehrer und ein dankerfüllter Freund bis zu ihrem Tode! Als über meine Anregung die Philharmoniker und der Wiener Männergesangverein den Beschluß faßten, nach Paris zu kommen, um dort die Wiener Kunst zur Geltung zu bringen, war es abermals die wohlthätige Wiener Fee und geistige Ehrenbürgerin von Wien, Fürstin Pauline Metternich-Sándor, die das Protektorat über diese Veranstaltung übernahm und es mit glänzendem Erfolge ausübte. Die beiden berühmten musikalischen Gesellschaften gaben mehrere Konzerte, und zwar im Châtelet-Théâtre und im großen Saale des Trocadéro unter der Leitung des ehemaligen Direktors der Wiener Hofoper, des unsterblichen Gustav Mahler, und hatten einen sensationellen Erfolg — sowohl künstlerisch, als auch gesellschaftlich. Ich lud selbstverständlich die beiden Körperschaften — es waren 230 Wiener Künstler nach Paris gekommen — zu mir ein und auch da bewährte sich wie immer die Fürstin Metternich als eine Meisterin des Arrangements und als eine glänzende Repräsentantin Österreichs. Sie bemerkte bei Schluß des Festes „Tout Paris“ sei zu uns gekommen, ich aber dankte ihr mit den Worten: „Weil Sie, Fürstin, an der Spitze des Unternehmens gestanden sind!“

Einer kleinen heiteren Episode möchte ich an dieser Stelle Raum geben. Ich hatte meinem schwedischen Kollegen Per Lamm, einmal von ungefähr erzählt, daß ich zur Zeit der Pariser Weltausstellung des Jahres 1878 dem Kronprinzen Oskar von Schweden (das damals noch

nicht von Norwegen getrennt war) als Führer in der österreichischen Abteilung gedient habe. 22 Jahre später, im Jahre 1900 kam er nun als König von Schweden abermals nach Paris und besuchte zu meiner Freude auch das österreichische Repräsentationshaus, wobei er mir freundschaftlich auf die Schulter klopfend, meinte: „Nicht wahr, mein lieber Exner, wir haben uns schon sehr lange nicht gesehen!“ Meine Überraschung über das fabelhafte königliche Gedächtnis mäßigte sich erst, als ich im Hintergrunde Herrn Per Lamm auftauchen sah!...

Der österreichische Handelsminister, der uns gleichfalls einen Besuch machte, und dem wir über die Erfolge der Beteiligung Österreichs Bericht erstatten konnten, hatte nur eine Sorge, „daß wir das Budget nicht überschreiten möchten“. Diese Sorge war aber wirklich ganz überflüssig, denn wir brachten noch einen erheblichen Betrag als unverbrauchten Rest unserer Dotation nach Wien zurück und man erzählt sich, daß das Finanzministerium sich darüber vor Staunen kaum fassen konnte, um so mehr, als ich die Erlaubnis hatte, von dem Kreditrest in Paris neue Maschinen, Apparate und Publikationen sowie insbesondere Erzeugnisse des Kunstgewerbes für die öffentlichen Sammlungen anzuschaffen, von welcher Ermächtigung ich auch reichlich Gebrauch gemacht habe. Ich vereinigte alle diese Ankäufe zu einer Ausstellung, die auch Kaiser Franz Josef besuchte, wobei er auch einige Worte in den damals neuen Telautographen von Poulsen sprach.

Die Druckwerke, die vom österreichischen Kommissariat herausgegeben wurden, waren ein umfangreicher illustrierter Katalog mit historischen Einleitungen von Regierungsrat Ingenieur W o t t i t z, eine Publikation, die ihresgleichen in der ganzen Ausstellungsliteratur nicht leicht wieder finden wird, und ein offizieller ausführlicher „Bericht“, der, von einer Elite von Fachleuten verfaßt, einen bleibenden Wert besitzt. Diese Bücher bildeten ja nur, wie bei jeder anderen großen Unternehmung die Einleitung und dann den Rückblick auf die wirklich erzielten Erfolge.

Ich habe in meinem Leben viele Berichte über Ausstellungen verfaßt, amtliche und nichtamtliche, fachliche und feuilletonistische, aber unter allen meinen literarischen Erzeugnissen auf dem Gebiete des Ausstellungswesens ist wohl das umfangreichste und fachlich wertvollste der II. Band des amtlichen Berichtes über die Weltausstellung Paris 1900, erschienen im Verlage von Karl Gerold in Wien.

Es ist vielleicht hiebei nicht unwichtig festzustellen, daß manche offizielle Berichte über Weltausstellungen, die durch die Autorschaft hervorragender Fachmänner einen ganz anderen als etwa nur ephemeren Wert erlangen, unschätzbare Quellen für die Geschichte der Technik und der Industrie darstellen. In diesem Zusammenhange sei an die monumentalen Leistungen eines Michel Chevalier und Alfred Picard erinnert...

Wir hatten im Generalkommissariat ein überaus rühriges kommerzielles Bureau, das man in seinem Übereifer sogar zuweilen bremsen mußte. Ja, auch mancher Austeller mußte zurückgehalten werden, wenn er über das Maß berechtigter Reklame hinausging. Daß wir am Schluß der Aus-

stellung bei den Abräumungsarbeiten total ausverkauft waren, einschließlich des schönen Mobiliars unserer Amtsräume — und sogar der Lorbeer-bäume — hat es bewirkt, daß sich der Rücktransport der Ausstellungsgüter außerordentlich einfach vollzog; dafür aber konnten unseren Ausstellern bleibende Handelsverbindungen und massenhafte Bestellungen auf den Heimweg mitgegeben werden!

Von Seite der Aussteller flossen uns, mir und meinen Mitarbeitern, auch reichlich Anerkennung und Dank zu. Wir hatten allerdings auch einen ausgezeichneten Pressedienst, an dessen Spitze zuerst mein Freund Ferdinand von Saar und nach seinem Rücktritte der Präsident der Concordia Dr. Ferdinand Groß stand.

Aber alle Publikationen, alle Berichte und Bilder, die von der Schönheit der gelungenen Ausstellung Zeugnis ablegten, sind vergessen und ausgelöscht aus der Erinnerung, ebenso wie alle anderen Anstrengungen und Erfolge dieser Zeit für das Ansehen unseres Staates, seitdem ein unglücklicher Krieg mit seinem Blutstrom die Größe Österreichs hinwegspült hat.

Das Herrenhaus des Reichsrates

Meine Berufung ins „Herrenhaus“ des Reichsrates erfolgte durch ein kaiserliches Handschreiben vom 16. August 1905; es war eines der üblichen Geschenke des alten Kaisers an seinem Geburtstage. Meinen Einzug in die 1. Kammer konnte ich jedoch erst am 1. Dezember halten, da früher das Herrenhaus nicht tagte. Ich trat selbstverständlich der Verfassungspartei des Herrenhauses bei, in deren Vorstand ich dann auch bald gewählt wurde. Ich hatte im Herrenhause, dessen Mitglied ich bis zum Zusammenbruche blieb, sehr viel Gelegenheit, an allen technischen, volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Vorlagen mitzuarbeiten, denn ich war Mitglied der Budgetkommission, der volkswirtschaftlichen Kommission, der Kommission für Arbeiterversicherung, für das technische Versuchswesen, für die Errichtung eines Ministeriums für öffentliche Arbeiten, für die strafrechtliche Behandlung und den strafrechtlichen Schutz Jugendlicher, für die Sozialversicherung und für Steuervorlagen — kurz — wie man sieht, ein großes und reiches Arbeitsfeld. Gleich im ersten Jahre meiner Mitgliedschaft war ich Berichterstatter über eine neuerliche Gewerbegesetznovelle, wobei ich im Vereine mit dem damaligen Sektionschef Franz Müller des Handelsministeriums zahlreiche fortschrittliche Bestimmungen in das Gesetz hineinbrachte, ferner über ein Hopfenprovenienzgesetz, bei welchem ich für die Kennzeichnung der Provenienz eintrat. Im Verlaufe der weiteren Sessionen referierte ich über das internationale Übereinkommen auf dem Gebiete der Arbeiterunfallversicherung, über die Novellierung des Gesetzes betreffend die Unfall- und Krankenversicherung der Arbeiter, über ein Gesetz betreffend den gewerblichen Rechtsschutz und das gewerbliche Eigentum, über das Gesetz betreffend die Arbeitszeit und den Ladenschluß im Handelsgewerbe, über ein Gesetz betreffend das Materialprüfungswesen, ein Gesetz betreffend die Nacharbeit der Frauen und Kinder im Bergbau,

über die Lohnzahlungen beim Bergbau, über die Unfallversicherung bei baugewerblichen Betrieben, über die Donauregulierung, über den Vertrag mit der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, über das Elektrizitätsgesetz, über die Errichtung von Ingenieurkammern, über das Pariser und Madrider Übereinkommen betreffend den Markenschutz, über die Förderung der Wohnungsfürsorge, über ein Gesetz betreffend die Einführung einer Abgabe für Kraftfahrzeuge, über die Schaumweinsteuer, über die Ordnung des Dampfgeneratorenwesens, über den Mißbrauch von Warenbezeichnungen, über die Errichtung eines Ministeriums für soziale Fürsorge, über Förderung von Verkehrsanlagen für Landwirtschaft und Industrie — um an dieser Stelle nur die größeren Referate anzumerken!

Meine Tätigkeit im Herrenhause bereitete mir eine wirkliche Freude, denn es war ein erlesener Genuß, mit so vielen geistigen Kapazitäten zusammenwirken zu können.

Der Delegation, dieser ganz eigenartigen parlamentarischen Körperschaft, dem gemeinsamen Parlamente Österreich-Ungarns, gehörte ich zwölfmal als Mitglied und einmal als Ersatzmann an, und war dreimal vom Abgeordnetenhaus und zehnmal vom Herrenhaus dahin entsendet. Dieses für mich neue Parlament lernte ich zuerst in Budapest im Herbst 1886 kennen. Die österreichische Delegation war damals obdachlos. Bis dahin hatte ihr die ungarische Akademie der Wissenschaften ihr Haus zur Verfügung gestellt gehabt; später sah sich die österreichische Regierung genötigt, einen Trakt des „Hotel Hungaria“ am Donauquai nebst dem zum Sitzungssaal adaptierten Tanzsaal zu mieten, um die Delegation mit ihren Bureaus dort unterzubringen. Dieses Provisorium dauerte 10 Jahre, bis im Jahre 1896 die Delegation in ihr eigenes Heim in der Akademiestrasse übersiedeln konnte. Dieser Tagung, die am 30. November geschlossen worden war, folgte ganz unerwartet am 1. März eine außerordentliche Session. Es hatte sich damals um Rüstungen gegen Rußland gehandelt, für welche von der Delegation Kredite zugesagt werden mußten. Solche außerordentliche Sessionen waren übrigens eine Seltenheit; nur im Frühjahr 1882 fanden rasch nach einander zwei derartige kurze Tagungen statt, um die Mittel zur Bekämpfung der im Okkupationsgebiete ausgebrochenen Bewegung zu bewilligen.

Ich beschränkte mich in der Delegation im wesentlichen auf ein Thema und das waren die Heereslieferungen, über welche ich jahrelang als Berichterstatter fungierte und worüber ich sehr umfangreiche schriftliche und mündliche Berichte erstattete. Ich kam hiebei einmal auch mit dem Marinekommandanten Grafen Montecuccoli in Widerspruch und sah mich gezwungen, im Plenum ein Mißtrauensvotum gegen ihn zu beantragen, weil er hinter dem Rücken der österreichischen Delegation den Ungarn vorteilhaftere Lieferungen für die Marine zugewendet hatte, was in den ungarischen Blättern als eine besondere Errungenschaft gegenüber Österreich hervorgehoben worden war. Dieses Mißtrauensvotum wurde auch angenommen und war geeignet, die Stellung des Marinekommandanten einigermmaßen zu erschüttern. Bei einem darauffolgenden Cercle,

den der Kaiser nach dem Delegationsdiner abhielt, ließ er den Marinekommandanten ohne Ansprache stehen und sagte zu mir: „Sie haben recht getan, man muß die Interessen, die einem anvertraut sind, verteidigen“.

Mein gespanntes Verhältnis zum Grafen Montecuccoli hatte freilich seine Vorgeschichte. Ich hielt es nämlich stets für meine Pflicht, für meine Fachgenossen in der Marine, das ist für die technischen Beamten von der untersten Stellung bis zum Generalingenieur, der übrigens damals eine ganz hervorragende Persönlichkeit war, und für die Gleichstellung der akademisch gebildeten technischen Beamten mit den Offizieren einzutreten, was ich wiederholt durch entsprechende Anträge herbeizuführen trachtete. Diese meine Haltung, die selbstverständlich von den Ingenieuren aufs lebhafteste begrüßt wurde, war dem Grafen Montecuccoli außerordentlich zuwider, da nach seiner Auffassung ein Offizier auf dem Schiffe geeignet sein mußte, auch den Ingenieur zu ersetzen, was freilich während des Baues des Schiffes nicht der Fall sein konnte. Der Umstand, daß ich noch einiges, was man als Verbesserung der Stellung der Marinebeamten auffassen mußte, nicht nur beantragte, sondern auch durchsetzen konnte, erzeugte beim Marinekommandanten einen dauernden Groll gegen mich, der sich bei den verschiedensten Gelegenheiten äußerte. Er glaubte, so oft ich das Wort ergriff, daß ich eine gegnerische Haltung einzunehmen beabsichtige, und es war sehr drollig, wie er mich bei einer Rede, in der ich das Marinebudget verteidigte und die Erbauung verschiedener Einheiten befürwortete, zu unterbrechen suchte, bis ihm der neben ihm sitzende Ministerpräsident Bienert ins Ohr sagte: „Aber Exzellenz, er hilft Ihnen ja!“ Seine persönliche Abneigung bereitete mir sehr viel Schwierigkeiten, als ich beantragte, eine schiffbautechnische Versuchsanstalt für Österreich-Ungarn in Wien zu errichten, um unseren Schiffbau von der Benützung ausländischer Anstalten dieser Art unabhängig zu machen. So wurde z. B. das Modell eines österreichischen Kreuzers in der italienischen Versuchsanstalt in Spezia „geschleppt“ und konnte daher auf diesem Wege zur genauen Kenntnis der italienischen Kriegsmarine gelangen, was doch sicher ganz unzulässig war. Die Anstalt wurde trotz der Abneigung des Marinekommandanten durch übereinstimmenden Beschluß beider Delegationen, wie bereits erzählt, dennoch gebaut.

Außer meiner ständigen Mitgliedschaft im Heeresausschusse, der wie man sieht, ein ergiebiges Arbeits- und Kampffeld für mich war, erhielt ich einmal auch ein Mandat im auswärtigen und zweimal im bosnischen Ausschuß.

Das letztmal gehörte ich der Delegation, nachdem die ganze parlamentarische Tätigkeit vom Juni 1914 bis Mai 1917 geruht hatte, im unglückseligen Jahre 1917 an. Die Delegation wurde bekanntlich im Herbst 1917 einberufen und blieb formell bis zum Zusammenbruche beisammen, ohne mehr als die zur Konstituierung notwendigen Plenarsitzungen abzuhalten; allerdings hatten sich dafür im auswärtigen und im Heeresausschusse sehr interessante Debatten entwickelt.

Nur über eine Angelegenheit der Delegation möchte ich noch sprechen, über den bekannten seinerzeitigen Streit: Bronze- oder Stahlgeschütze. Einmal hielt auch ich eine Rede gegen die Bronzegeschütze, indem ich darauf hinwies, daß die ganze Welt Stahlgeschütze habe, nur Österreich nicht. Mit der Bronze werden wir nichts ausrichten. Die Aristokraten der Delegation wurden unruhig; da stand der Kriegsminister auf und versicherte einfach und klar: „Unsere Artillerie ist die bedeutendste von allen Armeen in Europa!“ Und dabei blieb es.

Persönlichkeiten

In meiner parlamentarischen Laufbahn war es mir vergönnt, mit vielen bedeutenden oder interessanten Männern in Verkehr zu treten, die ich hier leider nicht alle besprechen kann.

In erster Reihe muß ich eines Mannes gedenken, der im politischen Leben Österreichs eine hervorragende Rolle gespielt hat, des nun leider auch schon heimgegangenen Dr. Josef Maria Baernreither. Er stand mir persönlich sehr nahe. Seit dem ersten Tage seines Eintritts in das parlamentarische Leben war ich mit ihm sehr innig befreundet. In einem bescheidenen, einst sehr bevorzugten Lokal in der Innern Stadt hatten wir für vertrauliche Besprechungen unser Hauptquartier: bei der „Jesowitsch“. Das war eine Milchtrinkhalle in der Schauflergasse, im Hofe des Hauses, an dessen Stelle nunmehr das Palais Herberstein steht. Dort kamen wir zusammen: Baernreither, Grabmayr, Kuenburg und ich. Aber auch in den Cafés Griensteidl und Pucher trafen wir Politiker verschiedener Richtungen.

Dr. Josef Maria Baernreither war eine gewinnende elegante Erscheinung, sein Gesichtsausdruck war geistvoll und anziehend. Im Gespräch faszinierte er jedermann, wenn er erzählte, schilderte er in lebhaften Farben, temperamentvoll, witzig und fesselnd. Dabei kamen ihm seine universelle Bildung, seine große Belesenheit und sein fabelhaftes Gedächtnis zustatten. Seine Reden und Vorträge waren von begeisterter Überzeugung getragen und von Humor gewürzt. Man fühlte sich durch stundenlangen mündlichen Verkehr mit ihm reichlich dafür entschädigt, daß er seinen Freunden und Kollegen auch vielfach Verdruß bereiten konnte. Sein Stil glich dem gesprochenen Gedankenausdruck, er war ein Meister der Formulierung von Grundsätzen und Gesetzen. Man muß ihn an der Arbeit gesehen haben, wenn er Erhebungen pflog, eine Enquete vorbereitete und leitete. Ich war Zeuge, wie er die Kleinsche Vorlage des Zivilprozesses mit dem Grafen Chorinsky durcharbeitete, und er war es, der durch die Vorbereitung und Anwendung des Gesetzes betreffend die Behandlung umfangreicher Gesetzesvorlagen im Parlament die Zivilgesetzgebung durchbrachte – ohne Baernreither wäre dies nicht gelungen. Er war ungemein gründlich, in allem, was er veröffentlichte. Die nahe Verbindung mit den Großgrundbesitzern, zu denen er gehörte, und besonders mit dem Hochadel Böhmens hatte ihm zweifellos seinen Aufstieg im öffentlichen Leben sehr erleichtert, ja vielleicht überhaupt ermöglicht,

aber er machte doch die Erfahrung, daß der „Mentor“ nicht immer getragen wird, und dann beklagte er sich über Undank, wozu er selbst wenig berechtigt war.

Seine Reisen in England und Amerika, sein vielfacher Aufenthalt in Deutschland, Frankreich, Italien und am Balkan bedeuteten für ihn und seine Freunde eine Sammeltätigkeit von markanten Eindrücken, die er köstlich wiederzugeben verstand. Er reiste nie ohne irgendeinen ersten Zweck, da studierte er Arbeiterverhältnisse, dort Einrichtungen für die Jugendfürsorge und die Jugendgerichte, dann wieder das Gefängniswesen usw., aber neben diesen Studien war er ein verständnisvoller Genießer von Kunstsammlungen und Ausstellungen. Er selbst erwarb mit erlesenem Geschmack für sein Haus in Lünz und für seine Wiener Wohnung Gegenstände von Wert. Es existieren auch drei Porträts von ihm, die Meister Lenbach in München malte; er versprach mir das mindest gelungene, es ist ebenso selbstverständlich, daß ich es nie erhielt.

Er war nicht nur die Zierde und ein wertvolles Element für jeden gesellschaftlichen Kreis, sondern er schien auch prädestiniert zu einem führenden Staatsmann, was ihm leider nicht für längere Zeit beschieden war. Ausdauer entwickelte er in öffentlichen Stellungen nur, wenn sie im engsten Zusammenhange mit politischen Aufgaben standen. Er schied unbefriedigt aus einem glanzvollen Lebenslauf.

Im Kabinett Thun-Kaizl war Baernreither Handelsminister, an welchen Platz er durch seine Freundschaft mit Thun gelangte. Trotzdem er da sozial-politisch stark wirkte, war er doch in diesem Kabinett nach meiner Ansicht nicht am Platze. Er mußte immer transigieren, denn er war zwischen Thun und Kaizl eingekeilt. Ich kam während seiner Ministerschaft fast täglich mit ihm zusammen und riet ihm wiederholt zu demissionieren. „Du kompromittierst deine Zukunft“, sagte ich ihm. „Du hast Recht“, erwiderte er, „ich habe aber noch Zeit, ich habe noch das und das zu machen“. Es zeigte sich später, wie berechtigt meine Mahnung gewesen war.

Der Krieg zwang Baernreither, wie so vielen anderen hervorragenden Männern, unfreiwillige Muße auf, welche erst durch seine im Dezember 1916 erfolgte Berufung in das Kabinett Clam unterbrochen wurde. Dort waren ihm die sozial-politischen Agenden zugewiesen, auf welchem Gebiete er gewiß Großes zu leisten berufen gewesen wäre, wenn die Regierung nicht schon nach 6 monatigem Bestande wieder hätte neuen Herren den Platz räumen müssen.

Nach dem Umsturz verschwand Baernreither vom politischen Schauplatz, er verfolgte aber die Ereignisse stets mit dem größten Interesse und man konnte von ihm manche treffende Äußerung über die politischen Zustände hören.

Im Zusammenhange mit Baernreither sei unser gemeinschaftlicher Intimus, der als Präsident des Reichsgerichtes verstorbene Dr. von Grabmayr genannt. Er war nicht immer ein angenehmer, aber immer ein interessanter, gradliniger Mensch. Grabmayr muß zu den fähigsten

Parlamentariern gezählt werden. Er war ein scharfsinniger Jurist und ein ganz ausgezeichnete Sprecher, der stets ein großes Auditorium um sich zu versammeln verstand.

Eine Leuchte unter den österreichischen Parlamentariern war der große Philosoph Bartolomäus von Carneri, der jahrelang den steirischen Grundbesitz im Abgeordnetenhaus vertrat. Er zählte zu meinen besten Freunden.

Carneri saß im Abgeordnetenhaus in der ersten Abteilung der Linken in der ersten Reihe auf dem ersten Platze und um zu dokumentieren, daß ich dem äußersten Flügel der Linken angehöre, wählte ich meinen Platz neben ihm. Schon der Umstand meiner jahrelangen Sitznachbarschaft gab mir das Glück engerer Beziehungen zu ihm. Sowie ich in Wien regen Verkehr mit ihm pflog, war ich auch sein Gast in Marburg und ich erinnere mich mit großer Freude der genußreichen Stunden, die ich im anregendsten Gespräche mit ihm verbringen durfte. Carneri war einer der glänzendsten Redner, er verstand besonders die Steigerung in der Rede. Die Partei überließ ihm durch viele Jahre den Ehrenplatz des ersten Kontra-Redners in der Generaldebatte über das Budget. Seine Reden enthielten viel Weisheit und manches treffende Wort wurde von ihm geprägt. Am bekanntesten ist sein Ausruf am Schluß einer Rede: „Armes Österreich!“ und ebenso bekannt die Sensation, die diese Worte damals erregten. Man sagt oft, das Parlament verdirbt den Charakter. Der Verkehr mit solchen Männern aber, wie Carneri es war, bewirkt das Gegenteil.

Ich kann behaupten, daß er direkt auf meine Lebensauffassung eingewirkt hat. Als junger Abgeordneter kandidierte ich einmal in den Budgetausschuß, zu dessen Mitgliedern zu gehören immer als ein Vorzug galt. Gleichzeitig mit mir kandidierte auch der ausgezeichnete Abgeordnete Superintendent Dr. Haase für die freigewordene Stelle. Nach meiner Meinung hatte ich größere Anrechte auf diese Stelle und auch mehr Erfahrung, um mich dort nützlich zu machen. Die Partei stellte jedoch Haase auf, der auch gewählt wurde. Ich speiste damals mit mehreren Freunden, darunter auch Carneri, bei „Meißl“, wohin ich mich ärgerlich nach meinem Durchfall begab und wo meine Mißstimmung natürlich sofort auffiel. „Was ist denn mit Ihnen“, fragte Carneri, „ist Ihre Ehre angegriffen?“ — „Das gerade nicht“, erwiderte ich. „Und gesund sind Sie?“ — „Ja.“ — „Ihre Frau und Familie auch gesund?“ — Ich bejahte. — „Sind Sie in Geldnot?“ — „Nein.“ — „Wenn weder ihre Ehre, noch Ihre und Ihrer Angehörigen Gesundheit bedroht ist und wenn auch Ihre finanzielle Lage keine schlechte ist, dann haben Sie keinen Grund zu klagen.“ . . . Mein ganzes Leben hat mir dies zur Lehre gedient. In einem Briefe schreibt er mir: „Sie sind ein lieber Mensch und ich sage damit viel. Nicht nur weil es wenig liebe Menschen gibt, sondern weil dies für das eigentliche Leben von Wert ist, es kommt gleich nach der Gesundheit.“ Ihm selbst blieb aber das Leben das Wichtigste schuldig: die Gesundheit. Stets schwer leidend unterdrückte er — auch ein echter Philosoph — seinen Schmerz und niemals hörte man ihn klagen.

Die gleiche Verehrung wie von mir wurde diesem Manne von allen Seiten entgegengebracht. Auch Eduard Suess spricht in seinen „Erinnerungen“ von ihm als von dem „unvergeßlichen Carneri, Politiker, Philosoph und Poet“ und widmet ihm einige sehr herzliche Worte.

Diesem von mir hochgeschätzten Manne möchte ich nun einen zweiten ganz hervorragenden Parlamentarier an die Seite stellen, den ich, wenn er auch einer anderen Partei angehörte, doch zu meinen Freunden zählen durfte, das ist der anerkannte, wenn auch nicht nominelle Führer der Mittelpartei im Herrenhause, Baron Alois Czedik, zuerst Realschulprofessor, dann Landesausschuß, Sektionschef im Unterrichtsministerium, Direktor der Kaiserin Elisabeth-Westbahn, Generaldirektor der Staatsbahnen, dann Reichsratsabgeordneter und schließlich Mitglied des Herrenhauses. Czedik, obgleich einer konservativeren Partei angehörend, wurde doch niemals so konservativ wie Chlumecky. Er hatte an der 48er-Bewegung teilgenommen und vertrat die 48er-Ideen bis zu seinem Tode. Er war wirklich freisinnig und nur in einem sehr hohen Alter schloß er sich etwas mehr der konservativen Richtung an. Ich hatte mit Czedik schon in jungen Jahren zu tun, als er Obmann des Vereines der Mittelschullehrer war. Dann hatte ich Beziehungen zu ihm, als er das Schulreferat im Landesausschusse führte und später, als er im Unterrichtsministerium wirkte. Er hat überall Ausgezeichnetes geleistet, besonders als Generaldirektor der Staatsbahnen. Von ihm stammt die Einführung der Waggons mit Couloirs, sowie die Einführung der niedrigen Tarife, die er nach der durch den Minister Bároß in Ungarn erfolgten Schaffung der Zonenkarten in die Wege leitete. Er war so wie Bároß ein Anhänger der niedrigen Tarife sowohl für Personen wie für Frachten. Czedik war ein fortschrittlich gesinnter und ganz moderner Mann. Als solcher hat er auch für die technischen Aufgaben der Staatsbahnen volles Verständnis gehabt und er hat auch alle erforderlichen Investitionen durch besondere Anleihen durchgeführt. Als er ins Herrenhaus berufen wurde, spielte er dort eine große Rolle und besaß eine bedeutende Autorität im ganzen Hause. Bekannt ist auch die Position, die er sich als Präsident der Staatsschulden-Kontroll-Kommission zu erringen verstand. Dort war er unumschränkter Herr. Czedik war gewiß der bedeutendste Parlamentarier der Mittelpartei.

Eine andere politische Persönlichkeit, Fürst Karl Auersperg — Herzog von Gottschee — war der erste Kavalier des Reiches. Er war als antiliberal verschrien, war es aber eigentlich nicht; er hatte diesen Ruf durch seine antijournalistische Haltung erlangt, deren Ursache, wenn ich nicht irre, eine Zeitungsmeldung über irgend eine Auersperg'sche Familienangelegenheit war. Mit dem Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand hatte er einen Konflikt wegen der Jagd in Blühmbach, die damals dem Ärar gehörte. Der Thronfolger war einmal als Jagdgast dort und sah, wie herrlich diese Jagd war. Er wollte deshalb in die Gesellschaft aufgenommen werden, um mit der Zeit, nachdem das Ackerbauministerium der Verpächter war, die Jagd an sich zu bringen. Da Auersperg ihm Schwierigkeiten machte, erklärte der Thronfolger, das Protek-

torat über die Landwirtschaftsgesellschaft, deren Präsident Fürst Auersperg war, niederlegen zu wollen, worauf Auersperg, um der Landwirtschaftsgesellschaft nicht vielleicht Ungelegenheiten oder gar Schaden zu bereiten, seine Demission als Präsident derselben gab. An seine Stelle wurde dann Baron Ehrenfels gewählt. Seither blieb zwischen dem Thronfolger und dem Fürsten ein sehr gespanntes Verhältnis bestehen.

Ich hatte nähere Beziehungen zum Fürsten durch die Pariser Weltausstellung 1900. Als ich zum Generalkommissär derselben ernannt wurde, wurde er Präsident der kaiserlichen Kommission und fungierte auch als solcher in Paris. Er gab ein großes Diner in den Champs Elysées, bei dem er den Vorsitz führte und ich eine große Rede an die Fremdstaatenkommissäre und die Pariser Autoritäten halten mußte. Der Fürst war ein ausgezeichnete Landwirt; ich war sowohl in Gottschee wie in Goldegg sein Gast, wo ich Gelegenheit hatte, seine landwirtschaftliche Tätigkeit kennen zu lernen.

Was nun die politische Wirksamkeit des Fürsten betrifft, so ist es bekannt, daß er lange Zeit Obmann der Verfassungspartei im Herrenhause gewesen ist, weniger bekannt dürfte es aber sein, wieso es kam, daß er diese Obmannschaft niederlegte. Das war eine Konsequenz seiner Reformpläne in bezug auf das Parteiprogramm. Er beharrte stets auf seinen eigenen Ideen, die, aus sachlichen, oder wohl auch opportunistischen Gründen nicht immer die Zustimmung seiner Parteigenossen fanden. Einst faßte er seine Ideen als „Vorschläge für die künftige Haltung der Verfassungspartei des Herrenhauses“ zusammen und stellte dieselben in der Partei zur Beratung.

Das war zur Zeit des großen Kampfes um die Wahlreform. Ich kann mich mit diesem außerordentlich umfangreichen und sehr interessanten Schriftstücke nicht im Detail befassen, da dies hier zu weit führen würde und da es überhaupt für eine andere Zeit berechnet war als die, welche nach dem Kriege kam. Ich möchte nur einige Punkte kurz erwähnen, um zu zeigen, daß wir, ich und mit mir viele Kollegen uns mit diesem Programme nicht durchgehends befreunden konnten. Der Fürst klagt zunächst über die Einflußlosigkeit des Herrenhauses und darüber, daß das Herrenhaus als konservatives Element jede Regierung stützen mußte. Er verlangt deshalb, daß die drei Gruppen des Herrenhauses ihre geschriebenen oder ungeschriebenen Programme überprüfen sollten. Hauptsächlich müsse der Großgrundbesitz und die Verfassungspartei eine kräftige deutschnationale Politik betreiben. Der als „fortschrittlich“ eingestellte Kampf gegen die katholische Kirche dürfe, weil aussichtslos, nicht weiter geführt werden, auch die gleichgültige, wenn nicht feindselige Gesinnung gegen die Wehrmacht müsse aufhören. Dann zeigt sich Fürst Auersperg als entschiedener Gegner einer Erweiterung des Wahlrechtes, die wohl nicht aufzuhalten sei, die aber national dem deutschen Volkstum schädlich sein müsse. Die deutsch-fortschrittlichen Parteien müßten sich daher unbedenklich jeder Wahlrechtserweiterung entgegenstellen und an der heute geltenden Kurieneinteilung festhalten. Ebenso spricht er sich

entschieden gegen den Sozialismus aus. Es habe niemand, der der Arbeiterschaft nicht angehört, irgend welchen Grund, den Sozialismus als einen Fortschritt anzusehen und ihm zum Siege zu verhelfen.

Fürst Auersperg kommt zu folgenden Konklusionen: „Die Wiedereinführung eines dauernden Absolutismus ist kaum zu fürchten, im Gegenteil, Krone und Regierung bemühen sich vergebens, heute eine Verantwortung los zu werden, welche das Parlament tragen sollte, aber nicht übernehmen will. Andererseits herrscht aber heute wirklich ein latenter Absolutismus, weil das Parlament arbeitsunfähig geworden ist. Seine Gesundung aus sich selbst heraus ist undenkbar und es wird daher ganz bestimmt ein absolutistischer Schritt geschehen müssen, um die Verfassung wieder aufzurichten, die Oktroyierung einer Wahlordnung, einer Geschäftsordnung, eines Gesetzes über den Wirkungskreis des Reichsrates usw. Einem solchen unausweichlichen Schritt wird auch die Verfassungspartei den Einwand nicht entgegenstellen dürfen, daß er gegen die Verfassung gerichtet ist. Der Zentralismus ist nicht mehr aufrecht zu erhalten. Das heutige zentralistische Parlament ist arbeitsunfähig und durch den nationalen Streit tatsächlich gesprengt. Dieser Streit ist deshalb nicht zu bannen, weil der Geschäftskreis des Parlaments so viele Streitpunkte zwischen den Nationen enthält. Ein österreichisches Parlament wird daher erst insoweit wieder arbeitsfähig werden, als diese Streitpunkte aus seinem Geschäftskreis entfernt werden. Das Parlament sollte sich daher auf die allernotwendigsten das Reich betreffenden Erledigungen beschränken, also beiläufig den Geschäftskreis der heutigen Delegationen erhalten und alles andere den Landtagen überlassen. Eine Erweiterung des Wahlrechtes für ein solches beschränktes Parlament ist weniger bedenklich. Die Beschränkung des Parlaments ist im Interesse der Deutschen gelegen.

...„Heute besteht allerdings bei den Deutschen das umgekehrte Vorurteil, daß sie zentralistische Politik treiben müssen. Diese Politik war nur so lange berechtigt, als die Deutschen im Parlamente die Herrschaft hatten, sie haben sie aber dort endgültig verloren und werden bei Einführung eines allgemeinen, gleichen Wahlrechtes in noch größere nationale Bedrängnis geraten. Ein zentralistisches slavisches Parlament ist für die Deutschen unerträglich. Der Zentralismus, für welchen sie bisher allein von allen Volksstämmen eintreten, ist daher für die Deutschen national nicht bloß wertlos, sondern sogar schädlich geworden. In den Landtagen sind die Deutschen zum Teil ihre eigenen Herren, zum Teil so mächtige Minoritäten, daß die Landesverfassungen sich mit ihnen abfinden müssen, besonders wenn die Deutschen sich entschließen, für eine möglichst lange Konservierung des jetzigen Kuriensystems in den Landtagen sich rückhaltlos einzusetzen.

Ein weiteres Erfordernis wahrer Verfassungstreue ist die Verteidigung der Kronrechte, welche dem Monarchen in der Verfassung zugesichert sind, gegen jeden Eingriff von Seite einer Volksvertretung oder Ungarns. Diese Verteidigung wurde bisher in bezug auf den Allerhöchsten Oberbefehl über die Armee vollständig vernachlässigt.“

Schließlich plädiert Fürst Auersperg für eine Änderung des Verhältnisses zu Ungarn und tritt dafür ein, daß die sogenannte Basis des Ausgleiches vom Jahre 1867 zu verlassen sei.

Als das Programm von Auersperg in der Partei zur Beratung gestellt wurde, verging sehr lange Zeit, ohne daß irgend ein Beschluß darüber gefaßt wurde. Man wollte wahrscheinlich den Fürsten durch eine direkte Ablehnung nicht kränken und so wurde die Sache mehr dilatorisch behandelt. Als der Fürst sah, daß das Programm nicht wie er es erwartet hatte, als das Panier der Verfassungspartei akzeptiert wurde, war er sehr verstimmt darüber und legte das Präsidium der Verfassungspartei nieder. Damit war auch das Programm begraben.

Der Nachfolger Auerspergs wurde Fürst Max Egon Fürstenberg. Er war eine der markantesten Erscheinungen des politischen und wohl auch zugleich des Wiener gesellschaftlichen Lebens, ein Mann von großer persönlicher Liebenswürdigkeit, der durch seine hohe Stellung sowohl bei uns, aber noch mehr in Deutschland durch seine intimen Beziehungen zum deutschen Kaiser Wilhelm II. ein Würdenträger ersten Ranges war, ein absolut zuverlässiger deutscher und fortschrittlich gesinnter Mann; er hatte deshalb eine große Popularität in der Verfassungspartei, wie nicht minder im ganzen Herrenhause. Als er bei der letzten Tagung desselben vor dem Zusammenbruch dazu berufen war, den Fürsten Windischgrätz, der zuerst im Felde stand und dann schwer erkrankt war, in der Führung der Präsidialgeschäfte zu vertreten, erledigte er diese Aufgabe mit sehr großem Geschick. Seiner Würde nichts vergebend, leitete er die Sitzungen ohne das gewisse Zeremoniell, das unter Windischgrätz und früher noch in ganz besonderem Maße unter dem Präsidenten Grafen Trautmannsdorff üblich war. Während der Sistierung des Parlaments kamen wir Mitglieder der Verfassungspartei immer in seinem Palais zusammen und trachteten — gegen den Grafen Stürgkh — die parlamentarische Maschine wieder in Gang zu bringen und zumindest die Einberufung der Delegationen durchzusetzen. Es gelang uns aber leider nicht, dem Grafen Stürgkh zum Unheil, und zum Unheil vielleicht auch des Staates. Ich werde dem deutschen Patrioten Fürsten Fürstenberg stets die herzlichsten Gefühle entgegenbringen, sowie er sich mir gegenüber immer freundschaftlich betätigte.

Wenn man von bedeutenden Parlamentariern der alten Zeit spricht, darf Dr. Max Menger nicht vergessen werden, der zuerst einen schlesischen und dann einen mährischen Wahlbezirk vertrat. Menger war wohl der fleißigste Abgeordnete, den es jemals gegeben hat. Er vernachlässigte seine Advokaturkanzlei und wendete sein ganzes Interesse der Politik zu. Er war einer der drei berühmten Brüder Menger; ich kannte auch Anton und Karl, aber Max Menger ist mir näher gestanden, als diese beiden. Schon der Umstand, daß er ein passionierter Gewerbeförderer war, zog mich zu ihm. Er interessierte sich insbesondere für wirtschaftliche Fragen und er gehörte zu jenen Abgeordneten, die auf diesen Beratungsstoff besonderen Wert legten. Trotz aller seiner großen Fähig-

keiten, seines Fleißes und seiner Aufopferung für die Politik war er nicht sehr beliebt und nicht so geschätzt, wie er es verdient hätte, da sein ganzes Wesen manchmal etwas zerfahren und nicht immer besonders sympathisch erschien. Ich kann jedoch nur sagen: Das Deutschtum und die liberale Sache verloren an ihm einen sehr wackeren Kämpfer.

Die tüchtigen nordböhmischen Industriellen, die unsere Industrie so glänzend repräsentierten, hatten stets im Herrenhause eine angemessene Vertretung. Sie waren immer treue Deutsche und Verfassungstreue und standen aus nationalen Gründen auf dem linken Flügel der Verfassungspartei. Besondere Sympathie bewahre ich unter ihnen meinen Freunden Willy Ginzkey, Alois Neumann und Theodor Liebig.

Auf der äußersten Linken stand auch ein Mann, dessen ich mich, wenn ich von der Industrie spreche, gerne erinnere — ein Abgeordnetenhauskollege, der Abgeordnete der Brüner Handelskammer Neuwirth. Er war mein Kollege an der Technik, wo er Chemie studierte. Schon als Student trat er als großer Redner auf. Er war es aber auch in der Tat. Seine Reden, besonders über wirtschaftliche Themen, wurden stets mit außerordentlichem Interesse angehört. Er führte eine sehr feine und wenn es notwendig war, auch eine scharfe Klinge. Ein besonders fleißiger Abgeordneter, betätigte er sich namentlich im Gewerbeausschuß mit regem Eifer. Neuwirth war der einzige Studienkollege, den ich im Abgeordnetenhause wiedergefunden habe.

Von den Hochschulprofessoren, die im Herrenhause ihren Sitz hatten, stand mir am nächsten Grünhut, der berühmte Lehrer des Handelsrechtes, dem das Herrenhaus eine Reihe wichtiger Referate zu danken hatte. Unvergeßlich ist mir seine Tätigkeit als Referent in der Kommission zur Regelung des Versicherungswesens geblieben. Als Grünhut, da er 70 Jahre alt geworden, aus dem Lehramt scheiden mußte, zeigte es sich wieder, wie ganz verfehlt und lächerlich dieses Gesetz über die Altersgrenze der Hochschulprofessoren ist, wenn damit solche geistige Größen zur Abdankung gezwungen werden.

Ein, wenn auch nicht auf politischem, so auf gewerblichem, künstlerischem und gesellschaftlichem Gebiete sehr interessanter Mann war mein Herrenhauskollege Ludwig Lobmeyr. Er war nicht selbst Fabrikant, aber sozusagen Erfinder, denn nach seinen Angaben und Zeichnungen wurden die weltberühmten Glasgegenstände von den einzelnen Fabrikanten ausgeführt. Lobmeyr hatte es in seinem Unternehmen durch Fleiß und Genialität zu einer großen Wohlhabenheit gebracht, die er auch dazu benützte, um ein Haus im vornehmen Stile zu führen und weitgehende Gastfreundschaft zu üben. Er hatte eine Liste von ungefähr hundert Personen, genau nach Kategorien und Rang eingeteilt, welche fortlaufend ergänzt wurde. Jede Kategorie wurde in jedem Winter einmal eingeladen. Nachdem ich Sektionschef und Herrenhausmitglied war, war ich in jede dieser beiden Gruppen eingeteilt. Dann gab es eine besondere Gruppe: Soziale Beziehungen. Auch zu dieser Gruppe, in der auch Damen eingeladen wurden, gehörte ich, so daß ich in jedem Winter dreimal in Lobmeyrs Salon erschien. Bei Tische gab es eine strenge Sitzordnung, wie

bei Hofe, ebenso war größte Pünktlichkeit notwendig — auch die Toilette war genau vorgeschrieben. Seine Wohnung war mit vielen Erstlingswerken hervorragender Künstler geschmückt, so besaß er eines der ersten Gemälde von Makart, einen Gabriel Max, einen Pettenkofen, und viele andere. In einem Salon befanden sich seine eigenen Schöpfungen, besonders seine berühmten Glasschüsseln. Als das Haus in der Kärntnerstraße, in dem er wohnte und sein Unternehmen hatte, demoliert wurde, wollte er das Geschäft gänzlich aufgeben. Von allen Seiten wurde ihm aber zugeredet, eine solche Weltfirma nicht aufzulassen, so daß er sich schließlich bewogen fühlte, das Geschäft fortzuführen. Er übersiedelte in das neue Haus in der Schwangasse und damit war die Existenz dieser berühmten Firma gerettet, die sein Neffe Stefan Rath erfolgreich weiterführt.

Lobmeyr befaßte sich überhaupt viel mit Kunst. Er wirkte auch sehr verdienstvoll für das österreichische Museum für Kunst und Industrie. Als Lobmeyr ins Herrenhaus berufen wurde, war er das Stichblatt vieler Witze. Ein bekannter Tory machte die Bemerkung: „Schon wieder ein Professionist!“ In den Augen der Hochtories waren nämlich die Industriellen wie Dreher, Krupp, Ginzkey, Liebig, Neumann lauter „Professionisten“. Taaffe sagte bei Lobmeyrs Ernennung: „Gott sei Dank, da kann mir nichts geschehen, er schreibt doch selbst auf alle Kisten ‚nicht stürzen!‘“ Ein anderer meinte: „Was wollen Sie denn, Lobmeyr hat doch dem Herrenhause den ‚Lüster‘ gegeben“. Trotzdem Lobmeyr niemals als Redner auftrat, hatte er doch im Herrenhause eine geachtete Position. Er interessierte sich für alle gewerblichen Angelegenheiten und repräsentierte dort das Gewerbe in sehr ehrenvoller Weise. Er war ein Original, dieser in seinem ganzen Wesen überaus bescheidene Mann, der auch eine Nobilitierung dankend abgelehnt hatte.

Über zwei der hervorragendsten österreichischen Staatsmänner ausführlich zu sprechen, dürfte wohl überflüssig sein; es sind dies Plener und Chlumeccky. Ihr Leben und Wirken ist ja von Berufenern oft geschildert worden und zur Genüge bekannt. Die große Verehrung, die ich beiden, besonders aber Plener entgegenbrachte, drängt mich jedoch ihrer wenigstens mit einigen Worten zu gedenken. Ernst von Plener war eigentlich nicht sehr beliebt, auch beim Kaiser nicht, der ihn nur mit großem Widerstreben zum Finanzminister ernannte. Der Grund lag in seinem trockenen Wesen und in seiner äußerlichen Schroffheit. Die Fürstin Metternich, mit der er aus den Zeiten seines diplomatischen Dienstes sehr befreundet war, sagte einmal zu mir: „Der Plener ist ja viel gescheiter als Sie, Sie sind aber ein lieber Kerl und er ist ein steifleinener Engländer.“ Ein solches Urteil — über Plener — hörte man vielseitig, es war aber nicht gerecht. Seine Schroffheit war tatsächlich nur eine äußerliche, innerlich war er ein edel veranlagter Mensch, der jeden gelten ließ und neidlos jede Leistung anderer anerkannte. Er hatte allerdings ein ungeheures Selbstgefühl, auch z. B. gegenüber Herbst, der lange Zeit vor ihm der anerkannte Führer der Linken war. Warm konnte man mit ihm allerdings nicht werden, wie er selbst auch nicht warm wurde, obwohl er es innerlich war. Trotzdem er von der Technik nicht viel wußte

und wenig Interesse dafür zeigte, hatte man doch das Gefühl, daß er sie für eine Sache halte, mit der man rechnen muß. Für mich war Plener das Muster eines Staatsmannes und Parlamentariers; seine alljährlichen Budgetreden im Abgeordnetenhaus, wie nicht minder seine großen politischen Reden im Herrenhaus waren Meisterwerke und werden mir stets unvergeßlich bleiben.

Nach seinem Rücktritt vom Amte des Finanzministers, versammelte er in seiner Wohnung einen politischen Zirkel. Er empfing dort jeden zweiten Donnerstag die Mitglieder der Verfassungspartei, wie auch einige wenige Mitglieder der Mittelpartei, die ja der Verfassungspartei nahestand und mit der wir wiederholt parlamentarische Abmachungen getroffen hatten. Von der Mittelpartei erschien immer Czedik, dann Dominik Hardegg, manchmal Wladimir Beck, Erwein Nostitz, Schönburg, Meran. In diesem Kreis wurden alle politischen Tagesfragen besprochen und es wurde auch die Entwicklung der sozialdemokratischen Partei mit großem Interesse verfolgt. Auch der Hausfrau in der Wohllebengasse muß ich gedenken, die uns einen sehr guten Tee mit einem ausgezeichneten Gugelhupf zu servieren verstand, den wir auch in der Zeit der ärgsten Mehlknappheit bekamen, da die ungarischen Angehörigen der Baronin in diesem Falle Nothelfer waren.

Der zweite der beiden früher Genannten, Johann Freiherr von Chlumecky war ein Staatsmann, der eine ganz außerordentliche Rolle nicht nur in der österreichischen Politik, sondern auch beim Kaiser spielte. Meine Beziehungen zu ihm datieren schon aus einer Zeit, als ich noch lange kein Reichsratsmandat besaß und auch noch gar nicht im Geringsten an die Erreichung eines solchen dachte, nämlich aus dem Jahre 1868. Damals habe ich ihn in seiner Eigenschaft als mährischen Landesauschußbeisitzer gelegentlich meiner in Aussicht gestellten Berufung an die Brüner Technik kennen gelernt. Der Unterrichtsminister Baron Hye sagte mir, ich möge zunächst nach Brünn fahren und mit Chlumecky sprechen. Dies tat ich auch und Chlumecky zeigte sich außerordentlich entgegenkommend. Von dieser Zeit an blieb ich mit Chlumecky immer in Verkehr. Er übersiedelte bald aus der mährischen Hauptstadt nach Wien, wo er zuerst das Ackerbau- und dann das Handelsportefeuille inne hatte. Als Präsident des Abgeordnetenhauses war er geradezu bewunderungswürdig und übertraf selbst den berühmten Präsidenten Smolka noch um ein Bedeutendes.

Chlumecky war ursprünglich ein sehr freisinniger Mann gewesen, doch wurde er später immer mehr und mehr Bürokrat und Autokrat, was in der Verfassungspartei oft starke Verstimmung hervorrief. Besonders Baernreither hat sich oft über die außerordentlich konservative Haltung beschwert, in die sich Chlumecky hineingelebt hatte, dieser Feuergeist, der er war, als er ins politische Leben eintrat.

Mit Plener und Chlumecky verband mich auch ein besonderes Gefühl der Dankbarkeit. Sie waren beide meine Zeugen in einer „Ehrenangelegenheit“. Ich wurde nämlich einmal wegen einer im Parlament

gehaltenen Rede, veranlaßt durch einen antisemitischen Krawall in meinem Wahlbezirk, in der ich die polizeilichen und militärischen Vorkehrungen als völlig unzureichend bezeichnen mußte, von dem Kommandanten des 5. Husarenregiments, das in der Josefstädter Kaserne konsigniert war, und zu spät auf dem Schauplatz der Plünderungen ankam, den Obersten Rohonczy, zum Duell gefordert und hatte damals die beiden parlamentarischen Freunde mit meiner Vertretung betraut. An der Hand des stenographischen Protokolles bewiesen meine Zeugen, daß ich nur Tatsachen vorgebracht hatte und ein das Regiment verletzender Vorwurf nicht erhoben worden war. Auch die Zeugen des Oberst Rohonczy erklärten sich befriedigt und ein von beiden Seiten vereinbartes Protokoll erledigte den Zwischenfall. Trotzdem glaubten der Landesverteidigungsminister Graf Welsersheimb und der Abgeordnete Graf Hompesch, der Major a. D. war, die österreichische Armee mir gegenüber in Schutz nehmen zu müssen. Graf Hompesch wurde für diese Tat sogar mit einem Orden ausgezeichnet. Meine niederösterreichischen Kollegen vom Großgrundbesitz, allen voran Baron Heinrich Doblhoff, befürchteten, daß der Kaiser mein Auftreten nicht billigen werde. Der Kaiser war mir aber deshalb gar nicht böse, denn als er kurz darauf zur Eröffnung der Wiener landwirtschaftlichen und gewerblichen Ausstellung, bei der ich als Kommissionsmitglied fungierte, erschien, besuchte er auch meinen Pavillon und drückte mir in gnädigster Weise seine besondere Zufriedenheit mit der Durchführung meiner Spezialausstellung der österreichischen Hausindustrie aus, wobei er aus meiner Hand ein Exemplar der von mir verfaßten Monographie über Österreichs Hausindustrie annahm, obwohl dieser Vorgang nicht etikettmäßig war.

Trotz der langjährigen Freundschaft und den besten Beziehungen zwischen Chlumecky und mir erregte ich sein Mißfallen, als ich als Schriftführer der Verfassungspartei über Wunsch zahlreicher Parteifreunde und sogar mit seiner Zustimmung eine Zusammenkunft zur Besprechung verschiedener Gesetzesvorlagen veranstaltete. Als ich nämlich dieser Besprechung mehrere andere folgen ließ, ohne jedesmal Chlumeckys Zustimmung noch besonders einzuholen, rief dies, da er darin einen Eingriff in die Rechte des Präsidiums erblickte, seinen Unwillen hervor, den er mir in ziemlich schroffer Weise schriftlich zu verstehen gab. Chlumecky hat noch lange Zeit eine Rolle ersten Ranges in der Politik gespielt.

Eine der angenehmsten Erinnerungen knüpft sich an einen meiner so zahlreichen Ressortchefs, an den lebenswürdigen, witzigen und geistreichen Handelsminister Marquis Olivier Bacquehem, welcher mich schon aus dem Grunde anzog, weil er ein besonders feingebildeter Mann war. Ich hatte stets die besten Beziehungen zu ihm und er hat in fachlichen Angelegenheiten niemals etwas verfügt, ohne sich vorher mit mir ins Einvernehmen zu setzen. Durch meine Beziehungen zu Bacquehem und meinen regen Verkehr mit ihm wurde ich auch mit dem Vorstände seines Präsidialbureaus, dem damaligen Sektionsrate Dr. von Koerber bekannt. Es war natürlich, daß Herr von Koerber angesichts der

Wertschätzung und Gewogenheit, die mir sein Chef entgegenbrachte, sich auch seinerseits mit mir gut zu stellen verstand und immer überaus nett zu mir war.

Unsere freundschaftlichen, ich könnte fast sagen intimen Beziehungen blieben aber nicht lange bestehen, und zwar gewiß nicht durch meine Schuld. Koerber wurde im Herbst des Jahres 1897 Handelsminister, und in dieser seiner Eigenschaft hatte ich mit ihm, wie schon erwähnt, in Angelegenheit der Pariser Ausstellung den notwendigen Verkehr zu pflegen. Ich hatte nun aus verschiedenen Vorkommnissen ersehen, daß er auf mich nicht gut zu sprechen war. Ich konnte dafür zunächst absolut keinen Grund ausfindig machen, bis es mir schließlich klar wurde, daß es Koerber peinlich berührte, wenn ich im Verkehr mit ihm den früheren freundschaftlichen Ton aufrecht erhielt. Er fand nämlich, daß das ganz unpassend wäre und daß man dem Chef gegenüber nun auch einen anderen Ton anzuschlagen hätte, der auf den einem Minister gebührenden Respekt abgestimmt sein müßte.

Koerber war gewiß ein sehr ernster, sehr fleißiger und tüchtiger wie auch sehr versierter und mit einem großen Gedächtnis ausgestatteter Mann, den als Ministerpräsident ein ausgezeichneter und begabter Präsidialist unterstützte, aber ein so hervorragendes Genie, als das er oft hingestellt wurde, war er meines Erachtens doch wohl gewiß nicht. Er war leider maßlos eitel, infolgedessen auch ungeheuer empfindlich. In den Mitteln, seine Stellung zu stärken und die Behelfe für seine Stellung zu vermehren, war er ziemlich wahllos. Für seine Eitelkeit spricht es wohl auch, daß er sich über seinen eigenen Antrag vom Kaiser zum Kurator der Akademie der Wissenschaften ernennen ließ.

An einen anderen, ebenfalls aus dem Beamtenstande hervorgegangenen Ministerpräsidenten habe ich eine sehr angenehme Erinnerung — an den leider zu früh verstorbenen Grafen Bienert. Das war auch ein Mann, der die ganze Beamtenkarriere durchgemacht hatte. Als nach dem Rücktritt Baron Becks ein Beamtenministerium ans Ruder kam, wurde Bienert, der schon vorher im Kabinett Gautsch die Leitung des Unterrichtsministeriums innegehabt hatte, und unter Beck Minister des Innern gewesen war, zum Ministerpräsidenten ernannt. Bienert war ein Bureaukrat, aber ein Bureaukrat im besten Sinne des Wortes, mit den guten Eigenschaften und ohne die Fehler der Bureaukraten. Er war nicht voreingenommen und vor allem sehr angenehm und lebenswürdig im Verkehr. Bienert war insofern ein Bureaukrat, als er bestrebt war, dem Staate schädliche Aktionen zu verhindern, er hatte aber keineswegs die Tendenz, sich gegen fortschrittliche Absichten ablehnend zu verhalten. Er war besonders gewissenhaft und pflichttreu und arbeitete, ohne viel Aufhebens von sich und seiner Tätigkeit zu machen.

Ich verkehrte viel mit ihm und seiner Frau Anka, einer Enkelin Schmerlings, einer überaus lebenswürdigen und gütigen Dame, und

lege Wert darauf, noch heute mit ihr und ihrer begabten Tochter Maria die alten Beziehungen aufrecht zu erhalten.

Ein Mann, der durch längere Zeit in der konservativen Partei eine große Rolle spielte, war Graf Vinzenz Baillet - Latour. Besonders in der Delegation betätigte er sich an erster Stelle und war dort geradezu der Führer der Konservativen. Er war aus dem Beamtenstande des Unterrichtsministeriums hervorgegangen und wurde nach seinem Rücktritt als Unterrichtsminister Mitglied des Herrenhauses. Von da an datiert seine politische Tätigkeit. Er war ein extrem konservativer Aristokrat. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit ihm, aus dem seine und seiner Parteigenossen Mentalität klar hervorleuchtet. Er sagte damals, er begreife nicht, wie man ein liberaler Politiker sein könne, es gebe nur eine Konstruktion der Gesellschaft, dieselbe müsse geschichtet sein, und zwar unten die Grundschicht, die Arbeiter, die Proletarier, dann kommen die Bürgerlichen und obenauf eine Ölschicht, das ist die Aristokratie, der Klerus und das Militär. Darauf meinte ich: „Diese Schichten erkennt man sogar an der Farbe! Die unterste grau-braun schmutzig, die Bürgerlichen wasserhell und oben goldgelb das Öl.“ — „Ja, ja“, erwiderte er, „das ist vollkommen zutreffend, ein Techniker findet immer das richtige Bild“. — „Das ist ganz schön“, entgegnete ich wiederum, „aber wenn jemand an das Glas anstößt, geht die braune Schmiere in die ganze Flüssigkeit über. Und was ist dann mit den Schichten?“ — „Das ist dann eben ein Ausnahmezustand, der beruhigt sich wieder“, erklärte der Graf. „Niemals“ schloß ich diese Kontroverse, „wird er sich beruhigen, wird Ihre Schichtung wiederkehren!“ Dieser hochkonservative Politiker begriff eben nicht, wie man für die Gleichheit der Stände und Individuen eintreten kann. Das einzige Programm des Liberalismus ist ja doch die Gleichberechtigung der Bürger in allen Ständen, Konfessionen und Nationen gewesen...

Einige Worte will ich auch noch über einen liebenswürdigen, angenehmen und tüchtigen Staatsmann sagen, dem der Staatsdienst manches zu verdanken hat, über den Statthalter Grafen Kielmannsegg. Ich war nicht nur mit ihm, sondern auch mit der Gräfin befreundet und habe viel in seinem Hause verkehrt.

Nach der Schaffung von Groß-Wien behauptete er, dies sei sein Werk, denn er habe das schon lange vorher beantragt. Das ist auch richtig. Er hatte nämlich die Auflassung der Linienwälle schon vor der Eröffnung des Türkenschanzparkes, bei welchem Anlasse ich die für die Schaffung von Groß-Wien bestimmend gewordene Kundgebung des Kaisers bewirkt habe, in irgend einem versteckten Akte beantragt. Sein Antrag war aber freilich damals ganz unbeachtet geblieben.

Noch ein heiteres Wort Luegers im Zusammenhange mit Kielmannsegg: Der Graf war ein eifriger Anhänger des Radfahrspports. Einmal fand im Ministerium des Innern beim Grafen Badeni eine Soirée statt, zu welcher auch Kielmannsegg erschien. Dort kam nun Lueger, der kurz vorher irgend eine Differenz mit ihm gehabt hatte, auf ihn zu und klopfte ihm vertraulich auf die Schulter mit dem Worten: „Was, Herr Graf, radeln ist leichter wie regieren!“

Kielmannsegg war der Schöpfer eines vereinfachten Verwaltungsdienstes. Die Kielmannseggsche Verwaltungsreform wurde seinerzeit in fast allen Ämtern eingeführt.

Seine Gemahlin, die Gräfin Anastasia Kielmannsegg war beflissen, die charitativen Unternehmungen der Fürstin Metternich kräftigst zu unterstützen. Auch sie pflegte in ihrem Salon die Künste, insbesondere die Musik und ich zählte häufig zu ihren Gästen. War es mir auch nicht gegönnt als ausübender Jünger der Muse zu dienen, so war mir doch der Sinn für musikalische Genüsse nicht versagt. Besonders liebe ich die Oper und das Lied in allen seinen edlen Arten.

Ich hatte das Glück, die größte deutsche Liedersängerin unserer Zeit, Julia Culp, in dem gastlichen Hause der Frau Jenny Mautner kennen zu lernen und wurde ein begeisterter Bewunderer ihrer Kunst. Daß sie mein alter Freund Willy Ginzkey als Gattin gewann, begünstigte außerordentlich meinen Verkehr mit ihr, der mir zu einem unvergänglichen Quell der Freude wurde.

Als einen anderen Wohltäter auf diesem Gebiete kann ich Felix von Weingartner nennen, den hinreißenden Dirigenten, den gottbegnadeten Künstler und edlen Menschen. Wir befreundeten uns zur Zeit, als er Direktor der Volksoper war. Es bedeutete für mich einen großen Verlust, als er mit seiner schönen Frau Betty verstimmt Wien verließ, um sich in Basel dauernd niederzulassen.

In meiner Berufstätigkeit hatte ich auch mehr oder weniger Gelegenheit, mit Mitgliedern des Kaiserhauses in Berührung zu kommen. Außer dem Kronprinzen, der mich schon als Mitarbeiter an seinem Werke „Österreich-Ungarn in Wort und Bild“ kannte, und der mir wegen meiner Gegnerschaft zu Taaffe sehr gewogen war, hatte ich einen großen Gönner an dem Bruder des Kaisers, Erzherzog Karl Ludwig, einer der sympathischsten Erscheinungen unter den österreichischen Erzherzogen. Durch den Umstand, daß er vom Kaiser zum Protektor des Gewerbevereines und des Technologischen Gewerbemuseums ernannt wurde, hatte ich vielerlei Beziehungen zu ihm. Wie für gewerbliche Angelegenheiten interessierte er sich auch für Kunst und schenkte besondere Aufmerksamkeit dem österreichischen Museum und so wie er mich jede Woche rufen ließ, um sich mit mir über einschlägige Fragen zu besprechen, so stand er auch mit Eitelberger als dem ersten Direktor des österreichischen Museums in regem Verkehr. Sein Interesse war kein bloß äußerliches, er erörterte mit mir eingehend viele Tagesfragen wirtschaftlicher und technischer Richtung. Er war der Vertreter des Kaisers in Fragen der Repräsentation, besonders bei Ausstellungen und in Wohltätigkeitsangelegenheiten. Einmal war ich auch in seiner Suite bei der Eröffnung einer Landesausstellung in Czernowitz. Dadurch, daß er dem Bürgertum gegenüber stets eine gewisse Beflissenheit zeigte, war er der populärste Erzherzog. Er hatte eine für mich unbequeme Gewohnheit, nämlich die, immer meine Meinung über andere Leute hören zu wollen. Das ist aber bekanntlich nur dann angenehm, wenn man über den Befragten nur Gutes sagen kann.

Erzherzog Karl Ludwig war ein gottesfürchtiger Mann, aber keineswegs ein klerikaler Hetzer. Er war eigentlich freisinnig, es hat ihn nicht geniert, wenn er von jemand hörte, er sei ein Liberaler, während für den Erzherzog Franz Ferdinand ein Liberaler schon ein Freimaurer und gleichzeitig auch ein „Jud“ war.

Wenn ich im Gewerbeverein sprach, war er häufig anwesend, ebenso bei den Veranstaltungen im Technologischen Gewerbemuseum.

Nach seinem Ableben wurde sein Sohn, der unglückliche Erzherzog Otto, Protektor des Gewerbevereines, der aber nur recht wenig Verständnis für diese Dinge bewies.

Auch mit der Gemahlin des Erzherzogs Karl Ludwig, der Erzherzogin Maria Theresia, hatte ich mancherlei Begegnungen. In meinem Gedächtnis haftet ein bemerkenswertes Gespräch, das ich einmal mit ihr führte. Ich hatte Veranlassung, der Erzherzogin für ihr Erscheinen bei einem Tee zu danken, den ich zugunsten irgend einer Propaganda für das Technologische Gewerbemuseum in meinem Hause veranstaltet hatte. Ich wurde, was eine Seltenheit war, allein — ohne Anwesenheit irgend einer Hofdame — in Audienz empfangen. Im Verlaufe derselben kam die Erzherzogin auch auf die Politik zu sprechen. Da hatte ich Gelegenheit, ihr zu erklären, was der Liberalismus eigentlich sei, und zwar der, dem ich angehörte, und ihr auch den Unterschied zwischen dem Manchesterliberalismus, dem modernen Liberalismus und dem christlich sozialen Programm auseinanderzusetzen. Ich erklärte ihr die Grundsätze des Liberalismus, wobei sie mit wachsendem Erstaunen zuhörte. Man sah es ihr an, daß sie von dieser Sache eine ganz andere Vorstellung hatte.

Ich unterfange mich nicht das Wagnis zu unternehmen, die historische Gestalt des Kaisers Franz Josef zu schildern, das wird die Aufgabe späterer Geschichtsforscher sein. Ich kann aber andererseits nicht die Pflicht vernachlässigen, in meinen „Erlebnissen“ die gerade für mich und meine beruflichen Bestrebungen maßgebenden und oft sogar entscheidenden Eindrücke hervorzuheben, die ich in den zahlreichen Fällen empfing, in denen ich dem Monarchen begegnete. Seine weit über 60 Jahre umfassende Regierungszeit begann etwa 10 Jahre früher als ich zum erstenmal in Audienz bei ihm zu erscheinen hatte. In meiner späteren Laufbahn mehrten sich die Begegnungen mit dem Kaiser — die Wiener Weltausstellung und die nachfolgenden österreichischen Veranstaltungen dieser Art, das Parlament, besonders die Delegationen mit ihren Dinern bei Hof, das Technologische Gewerbemuseum, das Gewerbeförderungsamt und das technische Versuchswesen, die Industriellen- und Hofbälle, der Türkenschanzpark, die Hochschule für Bodenkultur, die Weltausstellung Paris 1900, die Danksagungsaudienzen für erhaltene Auszeichnungen usw. waren die Anlässe hiezu.

In allen Fällen war es die gleiche Empfindung, die das Bild des ersten Bürgers des Staates in mir auslöste: die aufrichtige Bewunderung seiner Vornehmheit, die vorbildliche Pflichttreue, sein ernstes Streben nach Gerechtigkeit und seine wohlwollende Würdigung von Eigenschaften

und Leistungen der Staatsbürger, seine Zurückhaltung in politischen Äußerungen, sein wirkliches Interesse für die Berufsbetätigung der Personen, mit denen er sprach, und dabei seine ausdrückliche Vorliebe und unverkennbare Urteilsfähigkeit für technische Belange.

Sein Personen- und Tatsachengedächtnis war Staunen erregend, seine angenehme Sprechweise, unterstützt durch ein wohlklingendes Organ, der gütige Blick, der die Befangenheit der Audienzwerber wegzuberte, machten ihn zu einer äußerst gewinnenden Persönlichkeit. Der Kaiser bevorzugte ernste aufrechte Haltung und es mißfiel ihm sichtlich jeder Versuch, dem Gespräche eine Wendung zu geben, die seinen Absichten widersprach. Autoritativ, aber nicht diktatorisch, war sein Auftreten im Vergleich zu vielen anderen Potentaten, die zu beobachten ich Gelegenheit hatte.

Die Berufung ins Herrenhaus des Reichsrates habe ich als eine sehr hohe Auszeichnung eingeschätzt und ich war und bin noch heute allen Faktoren, die den Antrag auf diese Ernennung bei der Krone einbrachten und begründeten, wirklich dankbar. Diese Begründung war jedoch durch den Hinweis auf meine Wirksamkeit im Abgeordnetenhaus, in der Staatsverwaltung und sonst im öffentlichen Leben möglich und meine Haltung in dieser hohen Körperschaft rechtfertigte wohl einigermaßen nachträglich meine Erhebung zur Pairs-Würde. Viel später aber wurden mir noch einige Auszeichnungen zuteil, die sich nicht in der Weise motivieren lassen, wie das Herrenhaus-Mandat und die nachträglich zu verdienen mir nach menschlicher Voraussicht versagt sein wird. Hier ist vor allem anderen zu erwähnen die Wahl zum Ehrenmitgliede der Gesamt-Akademie der Wissenschaften in Wien, deren Mitgliedern Prof. Dr. Rudolf Wegscheider und Dr. Richard Wettstein ich besonders verpflichtet bin, dann meine Ernennung zum Ehrenmitgliede des großen Vereines deutscher Ingenieure, die mich als österreichischer Techniker und meine Berufsgenossen in Österreich außerordentlich beglückte. Vielleicht gäbe es einen Weg zur nachträglichen Beschönigung dieser freigebigen Würdigung geringer Leistungen; die Pflege der Geschichte der Technik.

Ich selbst habe mit einer Monographie über Johann Beckmann, das Göttinger Universalgenie, der den Namen und Inhalt der Technologie ersann, das Feld der Geschichtsschreibung der Technik betreten und veranlaßt, daß berufenere als ich, wie Dr. Alexander Bauer, Ing. Ignaz Wottiz und andere, jüngere Männer der technischen Geschichtsschreibung wertvolle Beiträge lieferten. Im Herbst 1927 erschien im Verlag Julius Springer-Wien eine kleine Sammlung von Lebensbildern führender österreichischer Polytechniker, von mir skizziert, u. zwar: Karl Karmarsch, Johann Josef Ritter von Prechtl, Georg Altmütter, Jakob Reutter, Adam Freiherr von Burg, Wilhelm Freiherr von Engerth und Ferdinand Redtenbacher.

Die ziemlich alte aber wieder in Vergessenheit geratene Pflege historisch-technischer Forschung wurde neuerlich zur Diskussion ge-

stellt . . . und die Wirkung meiner Bemühungen ist nun beiläufig die Frage, ob wir imstande sein werden, ein Forschungs-Institut für Geschichte der Technik zu errichten. Gelänge dies, dann könnte auch mein Freund Felix Salten, dieser großdenkende und großmütige Dichter, darüber beruhigt sein, daß er mich mit dem schönen Ehrendiplom des P. E. N.-Klubs beschenkte. Es gäbe für mich keine erfreulichere Anerkennung meiner »Führerschaft« (Vergl. das Buch: Herbert N. Casson's Man at the top), als daß ich noch im hohen Alter eine Schöpfung von bleibender Bedeutung anregte und zustande brachte.

Karlsbad

Ich möchte mein Buch nicht beschließen, ohne jener Stätte zu gedenken, die mir fast zur zweiten Heimat geworden ist. Es ist Karlsbad. Im Oktober 1862 kam ich zum erstenmal dorthin.

Während meines mehrjährigen beruflichen Aufenthaltes im Egerlande bildete Karlsbad wie schon erwähnt begrifflicher Weise mein Refugium. Und die Sprudelstadt bot und bietet wahrlich genug des Anziehenden und Anregenden für jeden, der Sinn und Verständnis für das hat, was sie an Naturwundern, Kulturerinnerungen und Zivilisation aufweist. Karlsbad ist einzig in der Welt und wird es trotz aller neuen Entdeckungen und Spekulationen auf dem ganzen Erdkreis bleiben. Karlsbad ist nicht nur das Mekka für Hunderttausende von Kranken, die durch die spezifische Heilkraft seiner Quellen den Wiedergewinn der gefährdeten Gesundheit erlangen, sondern auch ein herrlicher Sommeraufenthalt für Gesunde, mit dem großen Vorzug, verfeinerten Lebensansprüchen in Wohnung, Nahrung und Körperpflege zu genügen.

Anfangs war mir Karlsbad nur der Schauplatz interessanter Ereignisse. Das bedeutendste unter allen war wohl die Zusammenkunft des Kaisers Franz Josef mit dem König Wilhelm von Preußen im Jahre 1864, die während des Feldzuges gegen Dänemark stattfand. Wichtige Akteure bei dieser Entrevue waren der preußische Minister Otto von Bismarck, der französische Botschafter am Wiener Hofe Herzog von Gramont und der österreichische Minister des Äußern Graf Rechberg, wesentlich kleiner als die beiden Vorgenannten. Diese Persönlichkeiten zu beobachten, bot an sich kein geringes Interesse, nicht minder fesselten und belustigten mich die Nebenerscheinungen dieses Ereignisses von historischer Bedeutung, die Kommentare der Publizistik, die Neugierde des Kurpublikums und das Verhalten der Einwohnerschaft. Otto von Bismarck wohnte in diesem Jahre in dem Hause „zu den drei Lerchen“ in unmittelbarer Nähe des alten Hotels „zum goldenen Schild“, wo die beiden Monarchen ihr Absteigquartier genommen hatten.

Der Schauplatz der Abendunterhaltungen der preußischen Diplomaten war das Hotel Hannover, das mit seinem großen Saale der Hauptort für gesellige Veranstaltungen der Karlsbader war. Die schöne Wirtin, Frau Zörkendörfer, verstand es vorzüglich, ihre Rolle als

Hausfrau auszufüllen. Bismarck hat hier die erste Bekanntschaft mit dem Pilsner Bier gemacht, das von da ab ein Exportartikel in das Berliner Reichskanzlerpalais wurde. Noch am späten Abend wurden Spaziergänge in die benachbarten Waldungen unternommen, wobei es besonders der Weg zum Hirschsprung war, der Bismarck vor allen anzog. Im nächsten Jahre, 1865, hatte sich das Bild insofern geändert, als außer dem König von Preußen und dem Grafen Bismarck sowie deren Hilfsarbeitern auffallend viele russische Persönlichkeiten anwesend waren, durch die die Neutralität Rußlands für den Fall eines sich vorbereitenden Konfliktes zwischen Preußen und Österreich sichergestellt wurde. Man ahnte in Karlsbad und flüsterte es sich gegenseitig zu, daß der diesmalige Aufenthalt für Österreich nichts Gutes bringen werde, die Gäste büßten infolgedessen viel von ihrer bisherigen Popularität ein und die Ereignisse des Jahres 1866, der Krieg zwischen Preußen und der Monarchie, gaben der besorgten Stimmung der Karlsbader und der österreichischen Kurgäste recht.

Von da ab war ich viele Jahre nicht mehr in Karlsbad. Als ich aber einmal während einer Sitzung im Abgeordneten Hause von einem plötzlichen sehr schmerzhaften Unwohlsein befallen wurde, berief Ernst Plener, der damalige Obmann der Budgetkommission, seinen Hausarzt Primarius Dr. Redtenbacher zu mir, der sogleich eine Gallenkolik konstatierte, ein Leiden, das ich nicht zum erstenmal erdulden mußte, das aber noch niemals als ein Gallenleiden konstatiert worden war. Redtenbacher ordnete mit großer Bestimmtheit den sofortigen Antritt einer Kur in Karlsbad an. So kam ich wieder nach Karlsbad, das ich seither in jedem Jahr, auch während meines Aufenthaltes in Paris und während des Weltkrieges aufsuchte. Hier winkt mir Erholung, Ruhe und mancherlei Anregung als willkommene Unterbrechung meiner Berufsarbeiten, es sind meine sonnigen Ferien. Hier fand ich stets interessante und angenehme Gesellschaft und bemerkenswerte Begegnungen, so vor allem den Fürsten und die Fürstin Wedel, den in Wien als deutschen Botschafter so populären nachmaligen Statthalter von Elsaß-Lothringen, und seine regelmäßigen Besucher, die bayerischen Gesandten in Wien Baron Podewils, nachmaligen Ministerpräsidenten in Bayern, und Baron Tucher; von den Staatsmännern und Politikern Österreichs den unvergeßlichen Führer der Deutschen in Böhmen Dr. Franz Schmeykal, den wiederholt mit der Leitung der Staatsgeschäfte betrauten Ministerpräsidenten Freiherrn von Gautsch, der immer gleichzeitig mit seinem Freunde, dem Großindustriellen Artur Krupp, zur Kur eintraf, den Fürsten Max Egon Fürstenberg, den bekannten Mäzen Nikolaus Dumba, den Propheten des Wasserstraßenbaues Emanuel von Proskowetz, die Parlamentarier Chlumecky, Plener jun., Alain Rohan, die ungarischen Politiker Szterenyi und Apponyi, die Bühnenkünstler Adolf Sonnenthal, Josefine Wessely, Katharina Schrott, den Komponisten Johannes Brahms, die Musiker Nedbal, Alfred Grünfeld und Professor Sauer, die Schriftsteller Heinrich Laube, Eduard Hanslick und Paul Stettenheim, die Gelehrten

und Ärzte Laband, Curtius und Wilhelm Ostwald, Ernst Lecher, Theodor Billroth, Rosthorn, Gustav Hanausek u. a.

Das Stadtbild von Karlsbad hat sich — seitdem ich es kenne — grundstürzend geändert. Auch Karlsbad hat ein Westend aufgebaut, das seinesgleichen sucht, prachtvolle neue Bäder, Schulgebäude, ein Elektrizitätswerk, Sparkassengebäude, Schlachthaus und Markthalle, eine Höhenbahn usw. errichtet.

Die Kaffeerestaurants — allerdings meistens ihres früheren idyllischen Zustandes beraubt — entsprechen den weitestgehenden Anforderungen. Jene Kurgäste, denen es nicht versagt ist, die über 100 Kilometer ausgedehnten Waldwege für ihre Spaziergänge und Ausflüge zu benutzen, wählen je nach Gewohnheit und Geschmack die ebenen Promenaden im Teplitale oder jene, die zu den Höhen führen, die bis zu 400 Meter ansteigen. So war ich viele Jahre ein täglicher Frühstücksgast am Aberg, später im Jägerhaus, dann am Hirschsprung und jetzt gehe ich jeden Morgen in den Freundschaftssaal, der der Wiener Familie Schmalwieser gehört. Es ist ein unbeschreibliches Behagen, wenn man nach dem pflichtgemäßen Thermalwassertrinken und der vorgeschriebenen einstündigen Pause mitten im Grünen ein kurgemäßes vorzügliches Frühstück einnehmen kann, das einem an was immer für einem Ort stets mit derselben Beflissenheit und Freundlichkeit anmutig serviert wird. Ist man dazu Stammgast in einem solchen Lokal, wird einem auch noch mit gewinnender Herzlichkeit begegnet, die Wünsche werden erraten und mit Eifer erfüllt, so daß man selbst die Heimat nicht vermißt.

Ich fühlte mich öfters gedrängt, manche auf meinen Spaziergängen empfangenen Eindrücke und Beobachtungen über die Entwicklung der Stadt und die verschiedenen Zweige ihrer Verwaltung niederzuschreiben und zu veröffentlichen. Ich befriedigte damit ein Herzensbedürfnis und entrichtete zugleich einen Zoll der Dankbarkeit. Ich bevorzugte ursprünglich das Aberg-Gebiet, das von meiner ständigen Wohnung in der sonnigen Hirschsprungzeile auch am raschesten zu erreichen ist, und mein erstes Feuilleton: „Die Aberg-Promenade“ trug dazu bei, dieses Forstrevier populärer zu machen als es bis dahin war; ich nahm Einfluß auf den Ausbau dieses Spazierweges usw.; die Stadtgemeinde lohnte diese meine Vorliebe damit, daß sie den schönsten Teil des Weges mit „Wilhelm Exner-Weg“ benannte. Es war mir stets eine große Freude, der Karlsbader Stadtverwaltung und dem Kuramt gefällig sein zu können. Wichtiger als das sind jedoch die dauernden freundschaftlichen Beziehungen, die ich während meines Karlsbader Aufenthaltes anzuknüpfen so glücklich war, freundschaftliche Beziehungen mit Bewohnern von Karlsbad, vor allem mit der Stadtverwaltung und dem Kuramt und mit Kurgästen.

Mein bewährter Arzt war und blieb Dr. Gustav Töpfer; als Führer in Karlsbads Vergangenheit stand mir der dortige Stadtarchivar stets zur Seite. Eine Begegnung in München mit dem berühmten Naturforscher und Nobelpreisträger Dr. Wilhelm Ostwald führte zu einem verabredeten Zusammentreffen in Karlsbad, da ich ihm die Kur zur



Am Frühstückstisch in Karlsbad.

1 Wilhelm Ostwald. 2 Wilhelm Exner. 3 Wilhelm von Doderer

Wiedererlangung verbrauchter Energie dringend empfahl. Aus diesem Stelldichein entsprang ein regelmäßiger Verkehr und führte zu einem innigen Freundschaftsbündnis, zu einer reichen Quelle vielseitiger Anregung und fruchtbaren Gedankenaustausches.

Mit der Erinnerung an mein schönes liebes Karlsbad, das ich noch recht oft zu sehen hoffe, schließe ich die Schilderung meines Lebenslaufes.

Nachwort

Mit den vorangehenden Ausführungen habe ich auch versucht, jenen Persönlichkeiten gerecht zu werden, die bei ihrem Einfluß auf mich in der Lage waren, „Erlebnisse“ herbeizuführen oder Zeugen für solche zu sein.

Hunderte, die am Wege standen, den ich zurücklegte, mich mit wohlwollender oder gar freundschaftlicher Gesinnung eine Strecke begleiteten, oder solche, die meine Bahn kreuzten und mich aufhalten wollten — alles zusammengenommen meine Umwelt mit ihren Lichtern und Schatten, ist in diesem Buche nur skizziert.

Nach dem Zusammenbruch Großösterreichs habe ich meine selbstgewählten beruflichen Aufgaben weiterverfolgt, nicht um mich zu erhalten, sondern um der Allgemeinheit in ihrem wirtschaftlichen Kampfe nach Kräften zu dienen. Ich hatte glücklicherweise keinen Grund mich zurückzuziehen.

Anläßlich der Vollendung meines 80. Lebensjahres wurde ich über Antrag des Bürgermeisters Jakob Reumann taxfrei zum Bürger von Wien ernannt. Wie mir Reumann sagte, war ich der ersternannte Bürger seitdem die Stadtverwaltung eine sozialdemokratische Mehrheit hatte. Meine politische Einstellung bildete kein Hindernis.

Es war mir vergönnt, mit Frau Marianne Hainisch, dieser bewunderungswürdigen, edlen Frau, persönlich zu verkehren. Ihr Sohn, der erste Bundespräsident der Republik Österreich, Dr. Michael Hainisch, war mir schon seit meinen parlamentarischen Flitterwochen bekannt, er gehörte zu jener Zeit der Gruppe der sogenannten Fabier an, die mit uns, den linksstehenden Liberalen, gerne verkehrten. Ich sah ihn nach Dezennien, als er Staatsoberhaupt war, oft wieder. Die von ihm sehr hoch eingeschätzten Alt-Bundeskanzler Dr. Seipel und dessen Vorgänger Polizeipräsident Johann Schober brachten mir stets eine wohlwollende, ja freundschaftliche Gesinnung entgegen.

Nun obliegt mir noch die Pflicht, meiner opferfreudigen Mitarbeiter zu gedenken.

Als ich das vom Ministerpräsidenten Freiherrn von Gautsch gewünschte Gutachten über eine Reorganisation des Eisenbahn-Ministeriums zu verfassen hatte (Seite 209), brauchte ich für die Ausfertigung eine vertrauenswürdige Kraft von stilistischer Zuverlässigkeit und formaler Begabung. Ich wählte hiefür Frau Rosa Kryspin, die eine hohe Bildung besaß und in sprachlicher Hinsicht hervorragend befähigt war. Wie sich später herausstellte, war sie die Tochter eines meiner ehe-

maligen Mariabrunner-Schüler, des Forstdirektors Forstrat Alois Streach. Frau Kryspin bewältigte die ihr übertragene Aufgabe glänzend und rasch. Sie trat später in das Versuchsamt, als ich dessen Präsident wurde, in leitender Stellung ein, machte dort auf Grund ihrer administrativen und Konzeptsdienstleistung ohne jede Protektion ihren Weg und wurde für mich eine unermüdliche Mitarbeiterin und gewissenhafte treue Beraterin. An dem vorliegenden Buche hat sie einen erheblichen Anteil.

Das Manuskript meiner Biographie wuchs zu sehr großem Umfang. Das Verlagsunternehmen wünschte jedoch zum Zwecke des leichteren Absatzes eine wesentliche Kürzung. Ich stimmte dieser Auffassung bei und gewann für die Durchführung dieser schwierigen und verantwortungsvollen Arbeit meinen bewährten Freund Dr. Ernst Weißenstein (s. Seite 150 u. ff.). Er sollte nun auch die herostratische Tat vollbringen und die unerläßlichen Amputationen vornehmen. Er war so gütig, mir völlig uneigennützig das große Opfer an Mühe und Zeit zu bringen und entledigte sich dieser unerfreulichen Aufgabe — wie bei allem, was er unternimmt — in peinlich gewissenhafter Weise. Er war ein Retter meiner Autobiographie und sichtete meine „Erlebnisse“ mit Hingebung und Geschmack.

Es war mir bei meiner starken Inanspruchnahme im Amte nicht möglich, auch noch im Archiv des Parlaments Erhebungen über meine politische Wirksamkeit durchzuführen. Alle anderen „Erlebnisse“ schilderte ich, so wie sie mir im Gedächtnisse haften geblieben waren. Aber die einzelnen Fakten meiner Laufbahn in den Vertretungskörpern mußten doch nach den Protokollen festgestellt werden. Wer wäre hiezu berufener gewesen, als der ehemalige Chefredakteur der Reichsratskorrespondenz, Sektionschef Josef Fleischner, ein lieber alter Bekannter. Er nahm die Zumutung, für das Kapitel „Parlament“ authentisches Material zu liefern, überaus bereitwillig auf. Leider konnte die Frucht seiner mühseligen Erhebungen in dem knappen Umfang meines Buches nicht völlig Raum finden.

Ich habe im großen und ganzen mit dem Menschen erfreuliche Erfahrungen gemacht, er ist der unersättliche Nutznießer der Naturschätze der Schöpfung, er selbst ein Schöpfer. Mein Dasein begann auf einem der ältesten primitivsten Bahnhöfe Europas, es ist begleitet, erleuchtet und verklärt durch den fabelhaften Aufstieg der Naturwissenschaften und ihrer Anwendungen, ich denke an die unerhörten, ja ungeahnten Höchstleistungen in Schifffahrts- und Luftverkehr — „Bremen“, „Graf Zeppelin“ — an die unsichtbare Verbindung mit der Don Juan-Aufführung in Salzburg und dem Johann-Strauß-Konzert daselbst. Wahrlich, ich kann mit meinem Leben zufrieden sein. Wie glücklich würde es mich machen, wenn es auch meine Leser mit den beschriebenen „Erlebnissen“ wären.

Namensverzeichnis

- Aberle Rudolf Ritter von Horstenegg 146
 Adler Viktor 199
 Albrecht Erzherzog 95, 154
 Alexander Gustav 180
 Altmütter Georg 19, 243
 Andrassy Gyula, Graf 137
 — Kathi 137
 Angerer L. 28
 Anschütz Heinrich 14
 Apitsch Robert 112.
 Apponyi Graf 245
 Arco Georg, Graf 136
 Arenstein Josef 9, 10, 16, 20, 21, 24
 Arkwright Richard 23
 Arneth Alfred Ritter von 30, 187
 Arzberger Prof. 19
 Audiganne 41
 Auer Alois 22, 40
 Auer-Welsbach Karl 135
 Auersperg Gräfin 143
 — Karl, Fürst 215, 231, 232, 233, 234
 Augier 219
 Aumale Duc d' Henri Eugène 44

 Bach C., Dr. Ing. 136
 Bacquehem Olivier, Marquis 107, 194, 238
 Badeni Kasimir, Freiherr von 94, 197, 205
 Baderle Erich 134
 Baernreither Josef Maria 195, 203, 228, 229, 237
 Bain Alexander 2, 6
 Banhans Anton, Freiherr von 67, 85, 88, 89, 91, 119, 120, 136, 203
 Báross Gabriel, Minister 231
 Bartet 220
 Basch Alfred 179
 Bauer Alexander 13, 37, 38, 82, 97, 243
 — Hugo 155
 Baumann Ludwig 214
 Bauschinger Ferdinand 51, 175
 Bazaine François Achille 42
 Beck Max Vladimir von 126, 177, 209, 237, 239
 Becker M. A., Ritter von, Dr. 15
 Beck-Managetta Paul 201
 Beckmann Johann 243
 Beer Rudolf 161
 Bekkh A. 33
 Belcredi Egbert, Graf 202
 Bengough John 73
 Benk Johannes 125
 Benz Friedrich 133
 Berchthold Leopold, Graf 150
 Berehinak Ferdinand 124
 Berger Franz 125, 138
 — Karl 156, 157
 Bergmann Karl 201
 Bernhardt Sarah 220, 221
 Beyer Max 213
 — Oskar 97
 Bidermann Hermann Ignaz 18
 Bienerth Anka 239
 — Richard Freiherr von 158, 227, 239
 Biesalski Konrad 149
 Biliński Leon 94
 Billoth Theodor 246
 Bismarck Otto von 66, 122, 244, 245
 Blum Julius, Pascha 163
 — Viktor 180
 Boehler Edelstahl 115
 Böhler Otto 132, 136
 Boemches Friedrich 37
 Bolfras Artur, Freiherr von 146
 Boltzmann Artur 179
 Boschan Artur, Ritter von 128, 138, 145, 147, 148, 150, 169
 — Eugen von 147
 Bourgeois Léon 221, 222
 Bourgoing Baronin 143
 Brahms Johannes 245
 Brand u. Lhuillier 103
 Braun Freiherr von 75
 Breitenlohner Jakob 51, 73, 99
 Breitfeld, Danek u. Co. 176
 Breßler Emil 132, 136
 Brestl Rudolf 187
 Bretschneider Paul 165
 Breycha Artur 109
 Breymann Karl, Prof. 48, 49, 50
 Brosche Sigmund 126, 127, 129
 Brown-Boveri 111
 Brüll Leo 164, 165
 Brunner Karl 181
 Bülow Hans von 219
 Burg Adam Ritter von 12, 13, 19, 33, 37, 70, 81, 89, 135, 166, 167, 172, 243
 — Anton 13
 Buschmann Alfred von 125
 — Emilie, Baronin 145

- Caillaux 217, 219, 220
 Calmette (Figaro) 220
 Carl Stephan Erzherzog
 146, 147
 Carneri Bartholomäus
 195, 230, 231
 Cartwright Edmund 23
 Casson Herbert 244
 Častek 32
 Cessner J. Karl, Prof. 37
 Chevalier Michel 41, 224
 Chlumecký Johann von
 70, 83, 84, 86, 88, 231,
 236, 237, 238, 245
 Chorinsky Gustav, Graf
 70, 228
 Clam-Martinic Heinrich,
 Graf 229
 Claretie Jules 219
 Cobden Richard, Natio-
 nalökonom 41
 Collmann Alfred 135
 Conrad Herbert 179
 Coquelin Benoit Constant
 220
 Coretti Ermano 115
 Cramer-Klett Theodor 70,
 123
 Culp Julia 241
 Curtius Theodor, Dr. 246
 Czadek Otto 185
 Czartoryski 94
 Czedik Alois, von Brün-
 delsberg 20, 30, 136,
 157, 187, 231, 237
 — Otto von 157, 158
 Czernin Gräfin 143
 Czizek Johann B. 25
- Dafert Franz von 180,
 185
 Delaunais-Belleville Ing.
 217
 Delcassé Theophile 222
 Demmer Bernhard (nicht
 Karl) 101
 Denk August 126, 132, 136
 Deprès Suzanne 220
 Derschatta Julius von 153
 Deschanel Paul 222
 Deville Sainte Claire 39
 Dick F. J. 111
- Diesel Rudolf 123
 Dietz Karl 45, 82
 Dimmer Friedrich 147
 — Gottfried 179
 Dipauli Johann Nepomuk
 Freiherr von 108, 117,
 194
 Ditmar Rudolf 69, 70
 Doblhoff Heinrich 238
 Doderer Wilhelm 97
 Dolch M. Dr. 159
 Dollinger Julius 149
 Dreher Anton 120, 159,
 170, 236
 Dülberg Maurice 156
 Dumas Jean Baptiste 38
 Dumba Nikolaus 245
 Dummer Friedrich 147
 Dumreicher Armand, 96,
 100, 106, 140
 Dunajewski Julian 94,
 198
 Dupuis Jean 217
 Durig Arnold 180
 Dyck Walter von 123
 Dzieduszycki Thaddäus
 94
 — Vladimír, Graf 94, 200
- Eder Josef Maria 135, 182
 Ehrenfels Bernhard, Frei-
 herr von 232
 Ehrenfest-Egger Artur
 128, 147, 148, 149, 150,
 169
 Ehrmann Camillo 180
 Eichler-Eichhorn Wil-
 helm Freiherr von 152
 Eiselsberg Anton 146, 149
 Eisner Dr. 154
 Eitelberger Rudolf von
 28, 30, 37, 39, 46, 82,
 91, 92, 93, 106, 113,
 241
 Elisabeth, Kaiserin 143
 Enderes Aglaja von 139
 — Bruno von 138, 139
 Engel August von 79, 80
 Engels Hubert Heinrich
 135
 Engerth Wilhelm Ritter
 von 63, 69, 166, 243
- Erhard Ludwig 112, 127,
 128, 129, 169
 Essenwein August von
 112
 Esterházy, Fürstin 143
 Ettenreich Robert 133, 181
 Eugénie, Kaiserin 44
 Ewald Karl 180
 Exner Familie 4
 — Franz 2
 — Franz, Dr. 10
 — Franz, Philosoph 192
 — Marianne 111
 — Minna 3
 — Wilhelm Franz 17,
 135, 212, 224
- Faber Moriz 170
 Fairbairn William 166
 Falke Jakob 37
 — J. 53
 Falkenhayn Julius 89
 Fallière Clement Armand
 222
 Fasbender Karl 170
 Favre Jules 42
 Fellner Ferdinand 161
 Ferdinand, Kaiser 1
 Fernau Reinhard (nicht
 Richard) 103
 Ferstel Heinrich von 44,
 137, 163, 198
 Fichtner Karl 14
 Fidler Karl 100, 140
 Fink Pius 12, 13
 Fischbach Friedrich 37
 Fischer Felix 161
 Fischer u. Mieg 26
 Fischer von Erlach, Jo-
 hann Bernhard 214
 Fleischmann Mathilde 151
 Fleischner Josef 211
 Förderl Oskar 145, 146
 Förster Friedrich und
 Bruder 17
 — Emil Ritter von 128
 Foregg A., Dr. 17
 Fořt Josef 209
 Fränkel Adolf 107, 133,
 157, 158
 Franz Ferdinand, Erz-
 herzog 216, 231, 242

- Franz Josef I. 44, 89,
 217, 218, 224, 242
 — Karl, Erzherzog 87
 Fraundorfer von 123
 Friedland Ferdinand,
 Ritter von 37
 Friedländer Paul 107
 Friedmann Alexander
 190, 191, 192
 — Siegwart 190
 Friedrich, Kronprinz 52
 Frigyesy Adolf von 156
 — Arnold von 156
 Fromm Emil 180, 182
 Fuchs Alfred 185
 Fürstenberg, Fürstin 143
 — Max Egon, Fürst 234,
 245

 Gabriel Max 236
 Ganser Otto 147
 Gareis Franz (Elbogen) 32
 Gautsch Paul Freiherr
 von Frankenthurn,
 120, 205, 209, 239,
 245, 247
 Gebers Fritz 136, 183,
 184
 Gebhard Ludwig 126
 Geßmann Albert 194
 Gerold Karl 224
 Gerstner Franz Anton
 Ritter von 1
 — Franz Josef Ritter von
 1
 Ginzkey Willy 170, 235,
 236, 241
 Glanz Hugo, Freiherr von
 Eicha 211
 Glossy Karl 162
 Glückselig Wilhelm, Dr.
 25, 28, 32
 Gocht H., Dr. 149
 Göttl (Elbogen) 28
 Goddefroy Richard 86
 Goldemund Heinrich 129,
 138, 139
 Goldschmidt Theodor,
 Ritter von 37
 Gomperz Julius 84
 Grab-Hermannswörth
 Emanuel 156
 Grabmayr-Angerheim
 Friedrich 228, 229
 Gramont Antoine Alfred,
 Herzog von 244
 Grau August 104, 105,
 132, 134
 Grévy Jules Mr. 72
 Griessemann (Imst) 92
 Grimus v. Grimburg Ru-
 dolf, Ritter von 100,
 138, 167
 Groß Emanuel von 149
 — Ferdinand 225
 Gromann Alfred 179
 Großbauer Franz, Prof.
 48, 57
 Grünbaum Robert 148
 Grünberger Alfred 213
 — A., Dr. 213
 Grünfeld Alfred 245
 Grünhut Samuel 235
 Grunow C. (Berlin) 82
 Gruscha Anton 15
 Günther Georg 127, 128,
 129
 Gurtner Josef 178
 Guttenberg Adolf, Ritter
 von 80
 — Emil Freiherr von 205

 Haas Eduard 44
 — Georg 25
 Haas-Wächter Baronin
 143
 Haase Theodor 230
 Haberkalt Karl 174
 Habermann Josef 105
 Haidinger Rudolf 24, 25,
 57
 — Wilhelm 24
 Hainisch Marianne 247
 — Michael 136, 247
 Halter Rudolf 136
 Haltmeyer Georg 17
 Hammerschlag Paul 155
 Hanausek Gustav 246
 Hanisch August 134, 160
 Hansen Theophil Freiherr
 von 37, 137, 163, 187
 Hanslick Eduard 37, 245
 Hardegg Dominik 237
 — Franz Graf 154

 Harkort Karl 63
 Harpke Anton von 37, 86,
 136
 Hartel Hilhelm von 14,
 215
 Hartig Ernst 51, 71, 82,
 83, 84
 Hartmann Konrad 149
 Hasenauer Karl, Freiherr
 von 63, 69, 137, 198
 Hauffe Guido 163
 — Leopold Ritter von 82,
 97, 138
 Hebbel Christine 14
 Hébert 219
 Heckmann Walter 163
 Hegedüs sen. 201
 Hein Viktor Freiherr von
 158
 Heißig Ferdinand 21
 Helmer Hermann 147, 161
 Helmholtz Hermann von
 105
 Herbst Eduard 153, 192,
 194, 236
 Herr Josef 13
 Herrmann Emanuel 85
 — Hugo 154
 Herz Max 150
 Heßler Ferdinand 11
 Hieser Josef, Architekt 8
 Himmelbauer Anton 5
 Hirsch Julius 62
 Hladik 193
 Hohenegg Julius 146
 — Karl 97, 127, 163
 Hochstetter Ferdinand
 Ritter von 37
 — Karl 37
 Hoefftmann Dr. 149
 Höglberger Karl Georg
 9, 13
 Hönig Wilhelm 132, 134
 Hofbauer Georg 181
 Hofer Josef 8
 Hoff Wilhelm 208, 209
 Hohenlohe Konstantin,
 Fürst 142
 Hohenwart Siegmund
 Graf 59
 Hojßak Johann 9
 Holdhans Franz 37

- Holz knecht Guido 180, 181
 Hompesch Ferdinand Graf 238
 Hornig Emil 6, 9, 12, 70
 Hospitalier 105
 Hoyer E. von 71, 123
 Huber Anton 113
 — Gustav 162
 Illing Karl 145, 160
 Isbary Rudolf 69, 107
- Janka Gabriel 79
 Jaques Heinrich, Dr. 192, 194
 Jaworsky Apollinar 19
 Jeitteles Richard 152, 153
 Johannsen Otto 184
 Juarez Benito 43
 Junkers Hugo 136
- Kaan Julius 203
 Kaftan Johann, Ing. 194
 Kaiser Max 147
 Kaizl Alfred 194, 205, 229
 Kann Leopold 133, 181
 Kapellen Gotthard von 102, 103
 Karg J. G. 99
 Karl Ludwig Erzherzog 87, 88, 89, 241, 242
 Karmarsch Karl 18, 32, 33, 40, 41, 70, 71, 81, 84, 202, 243
 Keeß Stephan von 19, 124
 Kerschenssteiner G., Dr. 123
 Kick Friedrich 124
 Kielmannsegg Anastasia 220, 241
 — Erich Graf 170, 240, 241
 Kienböck Viktor 129
 Kink Julius Ritter von 142
 Kinsky Eugen Graf 70
 — Karl, Fürst 160
 Kinsky-Liechtenstein, Maria von 141, 143
 Kirsch Bernhard 101
 Kite u. Needham 25
 Klaudy Claudius Ritter von 141, 142
- Klein Franz 228
 Knoll u. Nowotny 26
 Knoller Richard 147
 Koch Julius 48
 Köchlin E., Ing. 157
 König, Oberst 57
 Körber Ernst von 215, 216, 219, 238, 239
 Koller Hugo 152, 158
 Komarek Karl 24
 Kopp Josef 192
 Korb-Weidenheim K., Freiherr von 89
 Kortz Paul 138
 Kraft Emil 178
 Kramer Theodor von 113
 Krauss Fritz 160, 167
 Kraus Rudolf 180
 Krause Ernst 132, 136, 180
 Krauß G. 123
 Krebs Werner 208
 Kremenezky Johann 108, 132
 Krist Josef 9
 Křižik Franz 174
 Krobotin Alexander 183
 Kronauer J. H., Prof. 58
 Kronawetter Ferdinand 192, 200
 Krükl Franz 157, 158
 Krünitz 14
 Krupp Artur 126, 127, 128, 214, 236, 245
 Kryspin Rosa 150, 247
 Kuenburg Gandolf 114, 195, 228
 Kuhlmann 40
 Kunze Otto 158, 185
 Kurz Franz 159
 Kusminsky Ludwig 178, 179, 180
- Laband Paul, Dr. 246
 Lammasch Heinrich 221
 Lanckoroński 94
 Landesberger Julius von 155
 — Witwe 156
 Lang Viktor Edler von 178, 179
 Lange, Dr. 149
- Lasser Josef Freiherr von Zollheim 198
 Latour Theodor Baillet Graf 4
 — Vinzenz Baillet Graf 105, 106, 107, 108, 240
 Laube Heinrich 13, 14, 161, 245
 Lauboeck Georg 71, 79, 89, 96, 101, 102, 103, 124, 132
 Lauda Ernst 138
 — Gustav 6
 Lavaliere 220
 Lebon André 158
 Lecher Ernst 174, 246
 Leitenberger Friedrich Baron 44, 212
 Leiter Friedrich 147, 180
 Lenbach Franz 228
 Lenz Alfred 152, 162
 Leon Gustav 69
 Le Play Pierre 42, 128
 Leprêtre 45
 Levassor 72
 Leygues 217, 219, 221
 Liebig Justus 29
 — Theodor 235, 236
 Liechtenstein Alois Prinz 192, 194, 195, 202
 Liechti Louis 99, 101
 Lielegg Andreas 24
 Linde Karl Ritter von 123, 135, 159
 Lindheim Alfred von 37
 Lobmeyr Ludwig 170, 212, 235, 236
 Löwe Ludwig 14
 Löwy, Photograph 64
 Lohner Ludwig 169
 Lorenz Adolf 147
 — Hans 180
 Loubet Emile 217
 Lucacs Béla 219, 222
 Ludloff K., Dr. 149
 Ludwig I. von Bayern 44
 — III. von Bayern 114, 124
 — Bernhard 140
 Lueger Karl 128, 194, 197, 240

- Lumet Georges 168, 169
 Luschin Arnold von Eben-
 greuth 170
 Luze Karl 4
 Maaß Otto 209
 Macartney-Filgate 110
 Machatschek Adolf 8
 Machan Heinrich 136, 174
 Mache Karl 148
 Madejski Georg, Ritter
 von Toray 94
 Maffai H. von 103, 123
 Mahler Gustav 223
 Makart Hans 236
 Manega Rudolt 36
 Mann Robert 146
 Marchand 169
 Marchet Gustav 48, 68, 80
 — Julius 78, 79, 81
 Maresch Pater 29, 30, 60
 — Rudolf 140
 Maria Theresia, Erzherzo-
 gin 242
 Marian 25, 32
 Marschik Hermann 180
 Martens A. 101
 Martin, Bibliothekar 12
 Masaryk Thomas 194
 Mathesius 31
 Matscheko Michael 86,
 87, 88, 89, 107, 136, 142
 Matschoß Conrad 127
 Mauthner Max Freiherr
 von 140
 Mautner Isidor 121
 — Jenny 241
 Maximilian, Kaiser von
 Mexiko 42
 Mayer Ernst, Dr. 188,
 189, 190
 Mayr Georg von 119
 Medinger Johann von 103
 Meidinger H., Dr. 45, 82,
 111
 Meißl 230
 Meißner Josef 214
 Meller Josef 180
 Menger Anton 234
 — Karl 234
 — Max 107, 108, 109, 234
 Mentschik Rudolf 37
 Metternich, Fürst und
 Fürstin 43
 Metternich-Sándor Pau-
 line von 44, 45, 114,
 141, 142, 143, 160, 223,
 236, 241
 Michel Hermann 181
 Micklitz, Oberlandforst-
 meister 20
 Mieg & Fischer 26
 Migerka Franz 37, 85,
 122, 125
 Miller Ferdinand von 123
 — Oskar von 100, 115, 120,
 122, 123, 124, 130, 135
 Millerand Alexandre 217,
 219, 221
 Mitscha Alfred von 213
 Montecuccoli degli Erri
 Rudolf Graf 226, 227
 Montenuovo Alfred Fürst
 144
 — Fürstin 143
 Morawitz Karl 155
 Morrigl Franz 92
 Mohs Friedrich 8
 Mucha Alphons Maria,
 Maler 221
 Müller Adolf 133, 174
 — Franz 225
 Murialt 111
 Musil E. 102, 103
 Näff, Oberst 58
 Napoleon III. 42, 44, 55
 Nedbal Oskar 245
 Nedobity Alois 188
 Needham & Kite 25
 Neukomm F. 214
 Nemetschke Hansi 156
 Neumann Alois 170, 235,
 236
 — Artur 132
 — Franz Ritter von Spal-
 lart 36, 37, 41, 83
 — Heinrich 156
 Neumayer Josef 193
 Neurath Ludwig 164
 Neutra Siegfried 147
 Newald Johann 50
 Neuwirth Josef, Prof. 17
 — Josef, Abgeord. 203, 235
 Nitsche Friedrich, Dr. 190
 Noot Hugo von 126, 127
 Noske Konstantin 196,
 211
 Nothnagel Hermann 196
 Nowotny & Knoll 26
 Obsieger Robert 163, 164
 Oelwein Artur 78
 Offermann Karl 37
 Oppenheimer Ludwig 170
 Oser Johann 48, 51
 Oskar von Schweden,
 König 223
 Ostwald Wilhelm 135,
 246
 Owen Jones 82
 Paar Eduard 199
 Pacher-Theinburg, Fried-
 rich 174
 Palfy Fürstin 4
 Pallavicini Alexander
 Markgraf von 152,
 153, 170
 Pargfrieder 5
 Partners Whiteley 66
 Patera 26, 31
 Pattai Robert 163
 Patterson Lloyd 111
 Paxton Joseph, Ing. 23
 Pazzani Alexander 147,
 148, 159
 Peez Alexander 37
 Penso Renato 115
 Perels E., Dr. 74
 Perger Hugo Ritter von
 47, 99, 101, 103, 107
 Per Lamm 223, 224
 Petersen Georg von 68
 Pettenkofen August von
 236
 Pfaff Karl 74, 100, 101,
 103, 215
 Picard Alfred 216, 217,
 224
 Pictet Raoul 159
 Pieper Karl 68, 200
 Pierus Theodor 154, 164
 Pillwax Ferdinand 213
 Pisko, Dr. 37
 Play Le Pierre 42, 128

- Plener Ernst 151, 155,
 199, 212, 236, 245
 Pliwa Ernst 79, 145
 Plösch Johann Michael 4
 Plunkett Horace 110, 111
 Podewils-Dürnitz, Kle-
 mens Hans Konstan-
 tin, Baron 24
 Poncelet Jean Victor,
 Mechaniker 18
 Popovics Alexander 213
 Portheim Rudolf von 26
 Portois & Fix 214
 Pospíšil Franz 154
 Potocki Alfred Graf 49, 94
 Poulsen 224
 Pourtalès (nicht Pourtalé)
 Gräfin 223
 Pražák Alexander Freiherr
 von, Dr. Minister 89
 Prechtl Johann Josef
 Ritter von 18, 243
 Pretis Sisinio de 70
 Prithon Viktor 114
 Proskowetz Emanuel von
 206, 245

 Radetzky 5
 Rainer, Erzherzog 28, 62,
 67, 88, 106, 187
 Ranzi Egon 146
 Rauscher, Direktor 153
 Rechberg Johann Bern-
 hard Graf 244
 Reckenschuß Josef 70
 Redtenbacher, Primarius
 245
 Reichenbach, Mechaniker
 19
 Reisch Richard 129
 Reiner Karl 147
 Reinhard Karl 176
 Reismann Max 157
 Réjane Gabrielle 220, 221
 Rettich Frau 14
 Reuleaux Friedrich 51
 Reumann Jakob 247
 Reuter Jakob 18, 137, 243
 Rezek Josef 182
 Rhomberg Adolf 170, 173
 Richter Franz 25, 194
 — Max 217, 219

 Riepel Franz Xaver 1, 18
 Riggenbach Nikolaus 58
 Ritt August 178
 Rittinger Peter von 31,
 37, 166
 Robert Florent 37
 — Mr. 217
 Rodler Wilhelm, Dr. 191
 Röhl Viktor 125
 Röntgen Wilhelm Conrad
 123
 Rohan Alain 245
 Rohouczy, Oberst 238
 Roller Alfred 163
 Roš M., Dr. 136
 Rosas Franz Edler von
 68, 69, 200
 Rosenberg Wilhelm 155
 Rosenstiel 98
 Rosthorn Alfons 246
 — Gustav Edler von 166
 Rothschild Albert Frei-
 herr von 153
 — S. M. von 1
 Rouher Eugène 42
 Roujon 219
 Rudolf, Kronprinz 198
 Rund Bernhard 160, 161
 Ruß Viktor von 140, 194,
 205

 Saar Ferdinand von 225
 Saborski Albert 158
 Sada Jako 220
 Salten Felix 244
 Salzer-Wittgenstein Frau
 150
 Sanguszko 94
 Sano Tsunetami 67
 Sapieha Adam 94
 Sardou Victorien 219
 Sauer Emil 245
 Sauerbruch Ferdinand 149
 Savoyen Eugen von 214
 Scala Artur von 36, 37,
 67, 212
 Schäffer Ritter von 43
 Schäffle Albert 59
 Schanz A., Dr. 149
 Schaumann Karl 5
 Scheichenberger Wilhelm
 147, 148

 Scherbaum Hugo 115
 Scherzer Karl von 67, 136
 Schey Josef 170
 Schiel Adolf 132, 136
 Schiffer Eduard 145, 150
 Schiller Friedrich von 4, 59
 Schilling Karl Freiherr
 von 50, 51
 Schlenk Karl 101, 104,
 126, 179
 Schlesinger Georg 133,
 149, 182
 — Josef 49, 50, 74
 Schleyer Leopold Freiherr
 von Pontemalghera
 146, 151, 159
 Schlumberger Robert 37
 Schmerling Anton von 14,
 17, 239
 Schmeykal Franz 189, 245
 Schmidl Artur 147, 148
 — Friedrich 147
 Schmidt Friedrich von 37,
 137, 138
 Schmitt Franz 34
 Schmutzer, Radierer 140
 Schneider, Baurat 128
 — Ernst 191
 Schober Johann 247
 Schoeller Alexander Rit-
 ter von 70
 — Gustav 37
 — Paul Ritter von 126,
 170
 Schön Johann 160
 Schönbauer Franz 180
 Schönborn Gräfin 143
 Schönerer Georg Ritter
 von 191
 Scholta Franz 188, 189
 Schonka Franz 183
 Schratt Katharina 245
 Schreiber Alexander 159
 Schreiner Gustav 188
 Schröter M. 123
 Schrötter Anton Ritter
 von Kristelli 13
 — Ritter von Kristelli 13,
 37
 Schroff Damian 38
 Schrotzberg, Maler 143
 Schuhmacher Albert 113

- Schuster Friedrich 167
 — Rechnungsrat 151
 — Robert 183
 Schwackhöfer Franz, 73,
 103, 104, 167
 Schwaiger Gustav 133,
 181
 Schwarz Alois 158, 159
 — Hugo 156
 — -Senborn Wilhelm
 Freiherr von 61, 62,
 63, 69, 137, 206
 — Stephan 135
 Schwarzenberg Adolf
 Fürst 188, 189
 — Johann Fürst 60
 Scott-Russel 63
 Seckendorff Artur Frei-
 herr von 50
 Seipel Ignaz 178, 247
 Sewald Julius 29
 Siccardsburg August von
 63
 Siegl Georg 121, 166
 Siemens & Helmholtz 105
 — Wilhelm von 123
 Silvestri Giulio 148
 Simony Oskar 74
 Skoda Emil Ritter von
 176
 Smolka Franz, Geh. Rat
 237
 Sonnenthal Adolf 245
 Spängler Ludwig 147
 Spannring Hubert 113
 Spieß 215
 Spitzzy Hans 146, 150
 Springer Julius 180, 243
 — Sigismund 156
 Stampfer Simon 19
 Stark Johann David 26
 Starke Johann 19
 Stegmann Karl, Dr. 54,
 112
 Steinbeis F. von, Ing. 81
 — Otto 57
 Steinheil R. 123
 Stephan, Dr. 85
 Stettenheim Paul 245
 Stiebitz Franz Josef 143
 Stifter Adalbert 59
 Stölzl Artur 113, 114
 Stoklasa Julius 174
 Storck Josef Ritter von
 91, 97
 Strache Hugo 159
 Strauß Johann 44
 Strecha Alois 248
 Stummer Josef 13, 16
 — -Traunfels Josef Ritter
 von 152
 Stürgkh Karl Graf 170,
 234
 Sueß Eduard 187, 194, 231
 — Friedrich 37
 Suida Wilhelm 101
 Suttner Berta, Baronin
 151
 Swoboda Friedrich 148
 Szczepanowski 194
 Sztérény Josef 110, 245
 Taaffe Eduard Graf 79,
 89, 114, 197, 198, 199,
 236, 241
 Tandler Julius 147, 148,
 150, 151
 Tenischeff Fürst 219
 Teirich Emil 162, 163
 — Valentin 163
 Tetmajer Ludwig von
 162, 208
 Thaa Georg von 215
 Thode Heinz 219
 Thomann Wilhelm von
 142
 Thonet August 161
 — Jakob 68, 161
 — Josef 68, 161
 — Michael 161
 Thun Franz Graf 229
 — Leo Graf 10
 Thurn-Valsassina Franz
 Graf 170
 Thurneisen 33
 Tinter Wilhelm Rudolf
 11
 Tirpitz Alfred von 184
 Töpfer Gustav 213, 246
 Toirriet 98
 Tomaides Jaro 165
 Traun Otto Graf 126
 Trauttmansdorff Maxi-
 milian Graf 234
 Traxl Walter 178
 Trimborn, Abgeordneter
 110
 Trnka Ottokar 175, 206
 Tsunetami Sano 67
 Tucher von Simmeldorf,
 Heinrich Freiherr 245
 Tunner Peter 38
 Uhl Friedrich 38
 Ulrich Georg 47
 — Prof. 97
 Ulzer Ferdinand 107, 133,
 182
 Umlauft Friedrich 192
 Van der Nüll Eduard 63
 Varnhagen von Ense Karl
 August 197
 Vašatý 200
 Venier 25
 Vetter Adolf 111, 112
 Viviani 221
 Vogelsang Karl Freiherr
 von 195, 203
 Voigt B. T. 35, 40, 59, 64
 Wagenmann Friedrich
 132, 136
 Wagner, Bürgermeister
 192
 — Josef 14
 — Ladislaus 37
 — Otto 125, 128, 138,
 214
 Waldeck-Rousseau Pierre
 Marie 217, 219
 Walla Ferdinand 51, 73,
 96, 104, 147
 Ward 115
 Watt James 23
 Weber Anton 20, 25, 29
 Wegscheider Rudolf 136,
 174, 243
 Weigelsberg Bela Freiherr
 von 213
 Weingartner Felix von
 241
 Weiser Josef 9, 10
 — Rudolf 147, 180
 Weißenstein Ernst 150
 151, 248

- Weisweiler Edmund 103, 215
 Weitlof, Dr. 192
 Weittenbach Placid. 208
 Welsersheimb Zeno 238
 Wenger 92
 Wertheim Franz Ritter von 37, 67, 136
 Wessely Josef 38, 44, 48, 49, 50
 — Josefine 24
 Wettstein 243
 Wetzler Bernhard 147, 151, 155
 Whiteley Partners 66
 Wiesner Julius Ritter von 22, 32, 38, 50, 51, 170, 174
 Wilczek Gräfin 143
 — Hans Graf 5
 Wildt 30
 Wilhelm I. von Preußen 244
 — II. 217, 234
 Willmann 9
 Winkler Prälat 113
 Winterstein Simon 70
 Wirth Max 55
 Wittgenstein Karl 212
 Wochenmayr 34
 Wöhler Friedrich 39
 Woerz 201
 Wohlgemuth Emil 175
 Wolff Karl 4
 Wolkenstein-Trostburg Anton Karl Simon, Graf 217, 218, 219
 Wolowski 41
 Wottitz Ignaz 38, 224, 243
 Wrabetz Karl 199, 212
 Wullstein, Dr. 149
 Wunschheim Gustav 147
 Wurm Peter 204
 Wurmbrand Josef 148
 Wurtz Karl Adolf 39
 Yale & Towne 101
 Zaleski Philipp Ritter von, Minister 94
 Zampieri Josef 9
 Zelinka Andreas 70
 Zenker Josef 49
 Zeppelin Ferdinand Graf 114
 Zettl Ludwig 187
 Zimmermann Ritter von Göllheim, Karl 44, 88, 136, 156
 Zippe, Prof. 16
 Zita, Kaiserin 147
 Zörkendorfer Frau 244
 Zoller Johann 147, 169, 183
 Zschokke, Ing. 58
 Zwiauer Peter 167